Bruder Studio!

Studenten-Geschichten aus vier Jahrhunderten.

Von

Arnold Wellmer.

Neue Folge.

Berlin.
Louis Gerschel Verlagsbuchhandlung.
1873.

Bruder Studio!

Studenten-Geschichten aus vier Jahrhunderten.

Neue Folge.

Von

Arnold Wellmer.

Berlin.
Louis Gerschel Verlagsbuchhandlung.
1873.

Motto:

Ich lobe mir das Burschenleben,
Ein Jeder lobt sich seinen Stand;
Der Freiheit hab' ich mich ergeben,
Sie bleibt mein letztes Unterpfand.
Studenten sind fidele Brüder,
Kein Unfall schlägt sie ganz darnieder.

Altes Studentenlied.

Libertas sine scientia — licentia est!

Alter Studentenspruch.

Von der Freiheit des Jünglings muß die des Mannes zehren. Ein gebogener Musensohn kann nichts werden, als ein kriechender Beamte auf allen Vieren.

Jean Paul in Siebenkäs.

Die Stärke Deutschlands beruht in seinen Universitäten.

Leon Gautier 1872.

Lieber Bruder Studio!

Mein leichtherzig glücklicher, frischer, stolzer Bruder Studio, der Du heute noch den freien flotten Burschen für keinen Philister der Erde hingiebst, mag er auch eine güldene Krone tragen oder auf prallem Geldsack sitzen oder Dein zukünftiger allmächtiger Cultus- oder Justiz-Minister sein —

Guter Philister! — mit der frohen — der froh'sten Erinnerung: auch ich war in Arkadien geboren — auch ich war einst ein jungfrischer fideler freier Bruder Studio! Der Du Dich unter Deinen Amtsacten und den Sorgen des Lebens so gern in die liebe alte selige Burschenzeit, unter die Freunde und die Freuden Deiner warmherzigen Jugend zurückerzählst und träumst und sehnst —

Liebes Pennal! — mit dem einzigen Kummer: über die Härte und Langweiligkeit der Klassenbänke und Schulregulative in der Prima und Secunda — um so härter und langweiliger, je näher die lachenden Gärten der Hesperiden mit den goldenen Aepfeln der Burschen-Freiheit winken. Der Du allwöchentlich in der Mathematikstunde gewissenhaft ausrechnest: wie viel Monate, Wochen, Tage, Stunden und Secunden Du in dieser „Knechtschaft" noch ausharren mußt, bis Du als echter glückseliger Bruder Studio hinausfliegen kannst in's freie fröhliche Burschenleben, in dem die Sonne nie untergeht —

Euch Allen: dem Bruder Studio der Gegenwart, der Vergangenheit und der Zukunft sei auch der zweite Band meiner „Studenten-Geschichten aus vier Jahrhunderten" gewidmet — aus vollem, warmen Herzen, das in seiner Liebe zur ewig sich verjüngenden Natur und zur ewigen Jugend des deutschen Studentenlebens so gern jung bleibt.

Den Einen zur Freude, zur Erinnerung und Belehrung, — den Andern zur Warnung!

Ich weiß, es ist manches wurmzerfressene, häßliche Blumenblatt, das einst, beim Erblühen, so wunderschön und köstlich rein und verheißungsvoll leuchtete und duftete — es ist manche wurmstichige, bittere Frucht in diesem Buche . . .

Gebt nicht mir die Schuld. Sucht den Wurm im Menschenherzen und im Studentenleben auf — — und zertretet ihn, wo Ihr ihn findet.

Den Brüdern Studio, die bei dem vorjährigen Jubelfeste der Universität Straßburg des Verfassers der „Studenten-Geschichten aus vier Jahrhunderten" so freundlich gedachten, herzlichen Gruß und Handschlag!

So Gott will, über's Jahr: Bruder Studio III.

Wien, im Juli 1873.

Arnold Wellmer.

Inhalt.

Inhalt des ersten Bandes.

Ihre Fürstliche Gnaden auf Universitäten.

So lange es deutsche Universitäten giebt, ist es gute deutsche Sitte, daß unsere Fürsten ihre Söhne auf die hohen Schulen senden, um zugleich mit den Söhnen der Unterthanen brüderlich aus dem Weisheitsquell der alma mater zu trinken. So zogen schon vor der Reformation die jungen Fürstensöhne nach Beendigung ihres häuslichen Unterrichts unter der Aufsicht ihres Hofmeisters und in Gesellschaft ihrer früheren Gespielen, die zugleich Pagendienste versahen, nach Leipzig oder Helmstädt, Tübingen oder Heidelberg — und dann noch ein Paar Jahre in froher Jugend- und Wanderlust durch die schöne, lustige, weite Welt, von einem befreundeten Fürstenhofe zum andern —, oft bis nach Italien, Frankreich und durch die Niederlande nach England. So lernten sie die Welt und das Leben kennen und knüpften neue freundliche und nützliche Bande mit anderen Fürsten.

Auch Pommerns Fürstensöhne folgten gern dieser Sitte und dem Zuge ihrer jungen, lebenslustigen Herzen. Schon im Anfange der Reformation studirte Seine Fürstliche Gnaden Barnim IX., Sohn des großen Bogislav X. von Pommern, zu Wittenberg und begleitete als jugendlicher Rector der Universität seinen theuren Lehrer Luther zur Disputation

mit Eck nach Leipzig. Bogislav's Enkel, Herzog Philipp von Vorpommern, Wolgast und Rügen, verlebte seine Jugend an dem Hofe seines Oheims, des Pfalzgrafen Ludwig, und auf der ehrwürdigen Universität Heidelberg — der Ruperta, nach dem Pfalzgrafen Ruprecht I. so genannt, der diese Hochschule 1346 stiftete. Von Jugend auf in Luther's Lehre erzogen, stand der junge Philipp im Jahre 1536 vor dem Reformator in der Schloßkirche zu Wittenberg — neben ihm die bräutlich schöne Maria, Tochter des Kurfürsten Johann Friedrich von Sachsen — und Luther segnete diesen Bund für's Leben ein.

Treu hielt Philipp stets zur Lehre seines Luther. Als regierender Herzog nahm er die Schmalkaldischen Artikel ohne Zaudern für sein Ländchen an.

Auch Melanchthon war dem pommerschen Fürstensohne bei Gelegenheit des Beilagers in Wittenberg nahe getreten. Für's ganze Leben blieben sie in freundlichen Beziehungen. Bei der Erziehung seiner Kinder erbat sich der Herzog oft Rath vom „Lehrer Deutschlands". Melanchthon sandte einen ausführlichen Erziehungsplan. Darin heißt es: „Sofern der Knabe Trägheit an den Tag legt, soll er durch körperliche Züchtigung zum Fleiß angehalten werden!"

Mit solcher Instruction sandte Herzog Philipp seine Söhne — einige noch im Kindesalter — auf die Universität Greifswald.

Voll Scham über die Unwissenheit, den Eigensinn und die Fehlschlüsse der Klostergeistlichen auf der Kirchenversammlung zu Kostnitz, hatte der große Wratislaw 1456 die Universität Greifswald gegründet, in der Hoffnung, in seinem Lande Wissenschaft und Bildung erblühn zu sehn. Vor 20 Jahren hatten die Professoren der Universität

Rostock, vor dem Bannstrahl der Kirchenversammlung zu Basel geflohen, in Greifswald eine Freistätte gefunden — sie wurden die ersten Lehrer der jungen pommerschen Hochschule. Durch die Bemühungen Johann Bugenhagen's und Knipstrow's, des eifrigen Schülers von Luther und Melanchthon, war Greifswald nach Wittenberg die erste Universität, die Luther's Lehre öffentlich annahm.

Nach Melanchthon's Erziehungsplan, unter der Leitung eines Präceptors und in Gemeinschaft mit den Edelknaben Otto v. Below, Michael v. Böhn, v. Damitz und v. Platen, lagen die jungen Fürsten ihren Studien ob. Im Winter und Sommer standen sie pünktlich um 6 Uhr auf, sprachen ein Gebet aus dem kleinen Katechismus Martin Luther's und lasen ein Kapitel aus der Bibel. Montags und Dienstags folgten Vorträge über Dialektik und Cäsars Commentarien. Von halb zehn bis zum Mittagessen um 11 Uhr körperliche Uebungen und Belustigungen. Von 12—1 Uhr sang ein gelahrter und in der Musica erfahrener Geselle mit J. F. G. (Ihren Fürstlichen Gnaden) und unterwies sie auf einem Instrument. Um halb 2 ging der Magister mit ihnen die Regeln der Arithmetik durch: „damit sie sich etwas zu rechnen gewöhnen, indem solche Kunst ihnen künftig in der Regierung ganz dienlich sein werde!" Nach einer Explication von Cicero's Briefen, folgte um 4 Uhr Fecht-Unterricht. — Mittwoch Vormittag wurden sententiöse Carmina recitirt, „damit es J. F. G. nicht fehle, zu Zeiten mit Gelahrten familiariter versificiren zu können!" Zugleich wurden praktische Uebungen in der edlen Verskunst vorgenommen. Nach Tische Syntax oder epitomen (Auszug) moralis Philosophiae Philippi (Melanchthonis), damit die jungen Fürsten die gehörten Vor-

schriften der Dialectik auch anzuwenden vermöchten. — Donnerstags und Freitags vor Tische: Melanchthons Rhetorik und Cicero's Rede für den Dichter Archias. Nachmittags: Arithmetik und Terenz, Fechtstunde oder Spaziergang. — Sonnabends vor Tisch „componiren die genannten Herren und Knaben Argumenta und — lassen sich waschen!" Nach Tisch: examen ordinandorum. — Am Sonntage explicirte der Magister vor der Predigt das Evangelium „Grekisch" und repetirte dasselbe nach der Abendpredigt.

An zwei Wochentagen sagten J. F. G. bei Tisch abwechselnd lateinische Reden her, „um sich darauf zu gewöhnen, öffentlich zu sprechen." Einer der gelahrten Räthe hatte hierauf zu antworten. Donnerstags Abend wurde während der Mahlzeit im Beisein der Räthe versificirt.

Abends 8 Uhr wurden Melanchthons historische Schriften tractirt, in's Lateinische oder Deutsche übersetzt, ein Kapitel aus Luther's Bibelübersetzung gelesen, gemeinsam gebetet und zu Bett gegangen. —

So ging in jener Zeit die Absicht alles Unterrichts allein auf die Fertigkeit einer correcten, dialektisch und rednerisch ausgebildeten Darstellung in lateinischer Sprache. Fast in jeder Stunde wurde Latein getrieben, — alle übrigen Lehrzweige gaben nur den Stoff dazu her, die Sprachdarstellung nach allen Seiten zu vollenden. Heißt es doch schon in der pommerschen Kirchenordnung von 1535: „Die praeceptores sollen mit den discipulis alle Wege lateinisch, und nicht deutsch reden, als welches an sich leichtfertig und bei den Kindern ärgerlich und schädlich!" Dafür spricht auch die Schulordnung, welche Luther und Melanchthon 1538 für die sächsischen Schulen entworfen:

bei 26 wöchentlichen Schulstunden sind 2 für Religion, 6 für Musik und — 18 für Latein bestimmt. Das Griechische tritt erst 1580 in der Schulordnung Kurfürst August's auf.

Im Januar 1560 — wenige Monate vor dem Heimgange seines Freundes Melanchthon zu Wittenberg — starb Herzog Philipp. Sein ältester Sohn, der 18jährige Johann Friedrich, blieb jetzt nach Bestimmung der Vormünder in Wolgast, um als zukünftiger Regent unter der Leitung seiner Mutter, seiner Räthe und eines „guten, sittigen und gelarten Präceptors" seine Studien in der Heimat zu beenden. Seine drei jüngeren Brüder Bogislav, Ernst Ludwig und Barnim aber wurden nach Greifswald zurückgeschickt — „weil am Hofe die Studia junger Herren nicht sonderlich gedeihen!"

Die Universität Greifswald aber war zur Zeit in einer gar traurigen Verfassung. Im Jahre 1524 hatte hier die Pest so furchtbar gewüthet, daß fast alle Professoren und Studenten die Stadt verließen und zum großen Theil nach dem berühmten Wittenberg gingen. Wegen Mangel an Zuhörern mußte die Universität sogar längere Zeit geschlossen werden. Durch die Bemühungen Herzog Philipp's wieder geöffnet, wollte das alte Leben doch lange nicht wiederkehren. Es fehlten besonders die Mittel, um neue tüchtige Lehrer herbeizurufen. Die jungen Herzoge fühlten sich immer unbehaglicher in der verödeten kleinen Universitätsstadt — die stille Heimat ward ihnen zu eng — sie sehnten sich hinaus in die weite, bunte, lockende Welt! Dabei ging ihnen alle Lust am Arbeiten verloren, sie verbrachten die Zeit damit, an Mutter und Schwestern, Bruder und Vormünder Briefe zu schreiben — voll immer wieder-

kehrender Bitten, eine andere Universität beziehen zu dürfen. Der Lectionsplan Meister Philipp's kam fast ganz in Vergessenheit.

Endlich gaben die Vormünder: der Oheim Herzog Johann Friedrich von Sachsen — „die Königliche Würde zu Polen" — und Fürst Wolfgang zu Anhalt den jugendlich ungestümen Bitten der fürstlichen Studenten nach. Ernstlich wurde die Wahl einer geeigneten Universität in's Auge gefaßt, auf der die jungen Herzoge mit Erfolg weiter studiren konnten. Herzog Johann Friedrich von Sachsen stimmte für die Hochschule Jena, an deren Gründung er so innigen Antheil hatte und wo das akademische Leben und die Wissenschaften jetzt grade in voller Frühlingsblüthe standen. Aber die Herzogin-Witwe Maria, die besorgte Mutter, wollte von Jena nichts wissen — die Rauflust der Jenaischen Studenten war schon damals bei allen Völkern übel berüchtigt... und grade in Pommern flossen ja noch reichlich die Mutterthränen um den jungen pommerschen Edlen Christian von Podevils, der vor kaum einem Jahr als Jenaischer Student bei einer abendlichen Studentenrauferei auf offener Gasse erstochen war. Die fromme Tochter Johann Friedrich des Großmüthigen stimmte lebhaft für ihr heimatliches Wittenberg, das sie so oft in Begleitung ihres Vaters besucht hatte — in dessen Kirche sie ihrem seligen Gatten durch Luther's Hand verbunden war. Wie oft hatte Johann Friedrich doch seine Kinder zu Luther und Melanchthon in's Haus geführt, um sie mit einem frommen Kernworte aus dem Munde der verehrten Männer und — mit einem schäumenden Becher Einbecker Biers zu erquicken. Die treue Mutter sah ihr Wittenberg noch immer in dem reinen Glanze leuchten, den Luther und Melanchthon zu

ihrer Mädchenzeit darüber ausgossen. Sie war glücklich, als sie die Vormünder überredet hatte — als es für ihre Söhne Ernst Ludwig und Barnim hieß: Auf! nach Wittenberg! —

* * *

Die helle Sonne des 3. Mai 1563 lacht fröhlich und lockend durch die kleinen bunten Scheiben des alten herzoglichen Residenzschlosses zu Wolgast. In der weiten Halle, deren Wände im Schmuck von stattlichen Hirschgeweihen, blanken Waffen und den großen Bildnissen alter todter Herzoge von Pommern und Rügen und ihrer Gemahlinnen prangen, herrscht ein reges buntes Leben. Der ganze Hof ist versammelt — alte ehrwürdige Räthe in langen ernsten Gewändern und der glänzend geschmückte hohe Adel von Vorpommern und Rügen. Auf hochlehnigen Stühlen, aus dem heimatlichen derben Eichenholze wunderlich geschnitzt, die rothen Sammetkissen von den fleißigen Händen längst verstorbener Herzoginnen mit Gold- und Silberfäden kunstvoll gestickt, sitzen die Herzogin Witwe Maria und ihre Töchter Amalia, Margaretha und Anna nebst Fräulein Georgia, der Stiefschwester Herzog Philipp's — alle mit ihren besten seidenen und sammtenen, reich mit kostbarem Pelz verbrämten Gewändern und blitzenden Goldhauben angethan. An ihren Stühlen lehnen die jungen Herzoge: der 21jährige Johann Friedrich — dem Namen nach regierender Fürst, in der That aber überläßt er die Lasten und Sorgen des Regiments bei seiner Jugend noch herzlich gern seinem kundigen Kanzler und den Räthen; — der 19jährige Bogislav und der kleine Kasimir. Auch die jungen Herzoge sind mit kostbaren Wämsern, blitzenden Wehrgehenken und güldenen Kettlein geschmückt. Eine feierliche Staats-

action muß Alle hier versammelt haben, denn sonst geht Herzogin Maria mit ihren Töchtern bescheiden in selbst gewebten linnenen und wollenen Gewändern einher und die Herzoge in Kollets von Hirschleder.

Es ist auch eine für damalige Zeit gar wichtige Begebenheit: zwei junge Söhne des Herzoglichen Hauses sollen heut aus der Heimat scheiden — auf mehrere Jahre, um in dem fernen Wittenberg den Studien obzuliegen... Und in dieser Stunde sollen sie feierlich entlassen werden.

Da stehn sie, schmuck angethan mit den neuen derben Wämsern von jagdgrünem Tuch und den sauberen hirschledernen Hosen, eine weiße gestickte Linnenkrause um den entblößten Hals, am oberen Ende der Halle, bescheiden vor dem regierenden jungen Bruder, der edlen Mutter, dem Kanzler und den Räthen — — der 18jährige hochgewachsene Ernst Ludwig mit den edlen milden Zügen und der brave frohsinnige Barnim im ganzen Glück seiner sorglosen vierzehn Jahre... Ihre Augen leuchten von Jugendlust und frohesten Hoffnungen... draußen lacht ja die wunderschöne Frühlingswelt in Sonnenglanz — die Lerchen jubiliren und die Obstbäume stehen in voller weißer Blüte und aus allen Kelchen strömt ein süßer Frühlingsduft, umschmeichelnd so weich junge rosige Wangen und flatternde Locken und sehnsuchtsvoll quellende Herzen... und in diese wunderschöne weite Welt dürfen sie jetzt hinausziehn — in weite unbekannte traumhafte Fernen — sorglos und frei — glückliche freie Studenten...

Leise winkt der hochmögende Kanzler von Wolgast, Herr Valentin von Eickstedt, der schon unter Herzog Philipp zum Segen des Landes dies wichtige Amt inne gehabt, — und aus dem Gefolge der beiden reiselustigen Herzoge tritt,

eine gewaltige Pergamentrolle in Händen, bedächtig und etwas zaghaft ein älterer Mann vor. Es ist der Hofmeister von Küssow. Mit 10 Edelknaben, denen auf „unterthänige Bitten ihrer Eltern diese Gnade erzeigt ist", nebst einem Magister, Küchenmeister, Koch, Barbier und mehreren Dienern soll er Ihre Fürstliche Gnaden auf die Universität begleiten, obgleich er selber Weib und Kind, Haus und Hof in Pommern zurückläßt.

Der Hofmeister von Küssow entrollt das Pergament, verbeugt sich tief vor der Herzogin-Witwe und ihren Töchtern, vor dem regierenden Fürsten, schließlich vor seinen beiden fürstlichen Zöglingen und liest nach demüthig erbetener Erlaubniß vor versammeltem Hofe die Instruction vor, welche er selber für die Lebensweise und die Studien seiner Pflegebefohlenen verfaßt hat. Sie lautet:*)

---

*) Der Archivrath Freiherr von Medem hat das Verdienst, die für unsere Studie hauptsächlich benutzten Original-Schriftstücke, besonders Briefe der jungen studirenden Herzoge und ihrer Hofmeister, gesammelt und veröffentlicht zu haben.

Zur Vergleichung und Ergänzung fügen wir hier eines anderen fürstlichen Hofmeisters Bestallung und Verpflichtung im Wortlaut bei.

Der im Jahre 1489 von Markgraf Friedrich von Brandenburg für seine jüngeren Söhne bestellte Präceptor und Zuchtmeister, Magister Ulrich Seger, mußte dem Markgrafen nachstehenden Diensteid schwören:

„Item der Zuchtmeinster sol globen vnnd schwern, vnnserm gnedigen hern getrew vnd gewer zusein, seinen schaden warnen, frummen furdern, die jungen herschafft, die jm befolhen werden, getrewlich vnnd nach seinem besten vnd hochsten vleis zuuerwaren, aufzuziehen vnnd zulernen, vnnd sonderlich die hernachbemelten artickel zuhalten vnnd zuuolfürn, vnnd sunst alles das zuthon, das ein getrewer zuchtmaister bej der herschaft vnd andern jungen, Jm beuohlen, schuldig vnd pflichtig ist, getrewlich vnnd on alles

„Erstlich sollen sich Ihre Fürstliche Gnaden vor allen Dingen zur Gottesfurcht gewöhnen, gerne beten, in heiliger Schrift sich unterweisen lassen, des Sacraments und Abendmahls unseres Herrn Christi oft gebrauchen und sich von solchem göttlichen Leben niemals abwenden lassen, denn sonst J. F. G. in allen andern Handlungen und Vornehmen kein Gedeihen und Glück haben werden. Wie die Schrift sagt: initium sapientiae timor domini — der Weisheit Anfang ist Gottesfurcht — und der Psalm: nisi dominus custodiat civitatem — wo der Herr nicht die Stadt behütet, wacht der Wächter umsonst. Es sollen sich

---

geuerd. Item der zuchtmeinster sol wissen vnnd lernen an der herschaft, jm beuolhen, condition vnnd aygenschaft, wozu die herschafft jn löblichen dingen lust vnnd willen hab, also das er sich nach der herschaft, jm beuolhen, richt, vnnd die herschaft nicht nach jm. Zw dem anndern das er trewlich vorste der herschaft geredt, als cleydung vnnd dergleichen, die zu irn gnaden leib dienen, vnnd petgewant, das do nicht schad geschehe, dodurch die herschaft nicht zuschaden vnnd fertigkait kum, auch auf ir essen vnnd trincken achtung hab, domit sie beschedigung dester ehe vertragen pleiben. Item, das, geschanck aufsgenommen, essend vnd trinckennd ding on willen vnnd wissen ir gnaden eltern nyemand geben werd. Item wo er sehe an irn gnaden mitdienern, als schneydern barbirern oder andern, das die hendel fürnemen, do durch ir gnad von zucht vnnd lernung gezogen wurden, das er das schuldig sey zumelden gegen meinen gnedigen herrn oder frawen. Item das er gegen der herrschaft vnnd irn gnaden edeln knaben nicht ander straf fürnem dan als solchen mit vernufft zustet, auch nicht annder lernung dann irn stenten zusteen wurdt.

Vlricns Seger, arcium liberalium magister, jurauit principi personaliter 3 Septembris 1498; man sol jm jars geben x. guldin vnnd ein rock.

Er sol auf martini schierst gewifslich hie zu Onnoltzbach sein vnnd an den dienst treten.

auch J. F. G. mit Fleiß vorsehen, daß sie bei der reinen Lehre göttlichen Worts bleiben und von dem wahren Verstande der Augsburgischen Confession, die J. F. G. Herr Vater, christlichen Gedächtnisses, amplectiret, bis in seine Grube erhalten und die man in der Kirchenordnung auf's Neue verfaßt, — sich durch Secten und Rotten, der nun viele sind, nicht lassen abwenden.

„Darnach sollen J. F. G. fleißig und oft bei sich bedenken, warum sie ausgeschickt sind: nämlich darum, daß sie in guten Künsten und Sitten mögen zunehmen, Herren und Fremden künftig fruchtbarlich dienen, auch ihren befohlenen und angeerbten Landen und Leuten mit fürstlichem, christlichem, löblichen Regimente vorstehen, auf daß sie Gottes Segen und männiglichen Ruhm und Lob empfangen mögen. Denn wenn J. F. G. solches nicht thäten, ladeten sie den Zorn Gottes auf sich. So wäre es auch ihnen bei denselben Herrn, Fremden und der Landschaft sehr schimpflich, zugeschweigen, was sie sich selber für Schaden zufügten, wenn sie ihre blühende Jugend also ließen verfließen, keine Frucht schafften, dessen sie künftig in bevorstehender Regierung und im Alter genießen möchten. So fügten auch J. F. G. derselben Herren Brüder und sich selbst nicht geringen Schaden zu, daß sie solche ansehnliche Summa Geldes, so darauf gehn wird, vergeblich und ohne Frucht thäten verschwenden, die man sonst zur Nothdurft und J. F. G. Regierung und zum Landes Besten anwenden könnte. Das und Anderes werden J. F. G. oft bedenken und sich von ihren Studien durch leichtfertige Leute, so nicht wissen, was Furcht des Regiments und wie die erhalten werden müsse, abwenden lassen.

„Zum anderen sollen und wollen sich J. F. G. aller

guten Tugenden und fürstlichen Sitten befleißigen, sich nicht zur Unflätigkeit in Kleidern, Saufen und anderem unordentlichen Leben bewegen lassen und nicht bald folgen, was etwa ein Unverständiger vornimmt — sondern viel mehr Acht haben auf verständige, weise Leute, dieselben gern hören und ihren Lehren folgen, damit J. F. G. bei Fremden Ruhm und gutes Lob empfangen mögen; sich auch dermaßen fürstlich und gnädiglich gegen derselben Diener, die es mit J. F. G. unterthänig und treulich meinen, verhalten, daß zur Klage keine Ursache gegeben werde, sondern männiglich J. F. G. zu dienen Lust und Liebe habe.

„Auf der Reise sollen und wollen J. F. G. gegen die verordneten Geleitsleute Wohlwollen zeigen und ihnen, sobald sie an den Wagen kommen, die Faust geben, sich gnädiglich gegen sie geberden und allzeit zum Mahl fordern und über Tisch fein sittsamlich sein. Auch sollen J. F. G. sich des Redens gewöhnen, nicht immer stillschweigend bei fremden Leuten sitzen, doch der Reden und Worte gute Acht haben.

„Da die Universität Wittenberg nicht unterlassen wird, J. F. G. mit besonderer Reverenterie und Ehrerbietung zu empfangen, so sollen J. F. G. Allen, die sie begrüßen werden, die Faust geben und sich ihnen geneigt zeigen. Auch soll Herzog Ernst Ludwig sich mit einer von ihm selbst zu entwerfenden lateinischen Antwort gefaßt halten. Das wird ihm zu Anfang guten Ruhm und Namen machen.

„J. F. G. werden sich auch des Herrn Vaters letzter Ermahnung erinnern und ohne gemeinsamen Rath der zur Regierung Verordneten in deren Abwesenheit niemals etwas versprechen, verschreiben oder vergeben.

„Zur Pflege ihrer Gesundheit sollen J. F. G. sich alles unordentlichen Essens und Trinkens enthalten.

„Der Hofmeister hat darauf zu sehn, daß Küche und Keller zur rechten Zeit geöffnet werden, nicht den ganzen Tag offen stehen, was dem Gesinde zum Fressen und Saufen Ursach geben würde.

„Auch hat der Hofmeister fleißig Acht auf J. F. G. zu geben, sie zu allem christlichen und tugendsamen Leben und Wandel anzuhalten, und oftmals dazu zu vermahnen. Solchen treuen Erinnerungen sollen J. F. G. gern folgen und dieselben nicht ungnädig vermerken. Zudem soll der Hofmeister fleißig Aufsicht haben, daß J. F. G. vor allem Schaden, so viel ihm zu thun möglich, behütet bleiben, — daß Niemandem Leichtfertiges zu ihnen gestattet werde, damit sie in Gottesfurcht und göttlicher reiner Lehre, guten fürstlichen Sitten und Leibes Gesundheit nicht einigen Schaden und Abbruch empfangen möchten. Sorglich soll er darauf Acht geben, daß die jungen Herzoge mit Kleidern reinlich und sauber gehalten und ihre Kleider und Ketten wohl verwahret werden. Die Gemächer J. F. G. hat er zur rechten Zeit auf- und zuschließen zu lassen. Niemandem soll gestattet sein, bei nachtschlafender Zeit aus- und einzulaufen.

„Würden sich „sterbende Leuffte", Kriegsnoth und sonst der Arten Tumult erheben, was J. F. G. in Wittenberg gefährden möchte, so hat der Hofmeister dies alsobald dem Fürsten Wolfgang zu Anhalt und dem Kurfürsten von Sachsen anzuzeigen und ihren Rath und Gutbedünken zu erholen, solches auch ungesäumt an den Wolgaster Hof zu berichten.

„Im Fall J. F. G. von den Autoribus etwas dediciret

und von ihnen Verehrung dafür gefordert wird, soll der Hofmeister solches zum Besten entschuldigen: die Herren seien jung und er habe dessen keinen Befehl empfangen! Geschehen aber von ansehnlichen bekannten Leuten Dedicationes, so hat er solche gen Hof gelangen zu lassen und Bescheid zu gewärtigen.

„Nicht weniger soll der Magister J. F. G. in allen christlichen und fürstlichen Tugenden ermahnen und unterweisen, auch mit besonderem Fleiß darauf sehn, daß sie die Hauptartikel unseres christlichen Glaubens, nach der prophetischen und apostolischen Lehre und Augsburgischen Confession, rein ohne einige „Corruptelen" zu Grunde lernen und verstehen mögen, derhalben die Artikuln von der Rechtfertigung, von der Buße, von der Absolution und von den Sacramenten mit J. F. G. oft repetiren und bei dem Verstande, wie sie Martinus Lutherus seligen Gedächtnisses erkläret, bleiben lassen.

„Daneben soll der Magister allen Fleiß anwenden, daß J. F. G. etwas Fruchtbarliches möchten studiren und in Sonderheit reinlich Lateinisch reden und schreiben lernen.

„Ferner hat der Magister auf die J. F. G. zugeordneten Edelknaben fleißig Acht zu geben, daß sie gottesfürchtig und in ihren Studien fleißig seien, treulich J. F. G. aufwarteten, sich reinlich hielten und zu aller christlichen Ehrbarkeit schickten, — dem Hofmeister, wie dem Magister Gehorsam leisteten, widrigenfalls man sie mit Ruthen streichen und ihres Dienstes mit Schimpf entlassen solle.

„Bei Vermeidung von Strafe und Ungnade haben die Edelknaben aufzuwarten, wenn J. F. G. zur Kirche und Universität gehn und insonderheit sollen sich die Truchsessen

und Schenken, so zu Tisch dienen, vor den andern Edelknaben befleißigen, daß sie artig und reinlich lernen aufwarten, — wenn die Herren fremde Leute haben, sich nicht voll saufen, damit sie von verständigen Fremden bei ihrem Aufwarten nicht mögen verspottet und verlacht werden.

„In der Herzoge Haus haben sich die Edelknaben auch alles Gezänkes, Haderns und Schlagens, bei Vermeidung der Herren Ungnade, Strafe und Entlassung gänzlich zu enthalten. Desgleichen sollen sie sich mit den Studenten und Professoren in keine feindliche Händel oder Schlägereien einlassen, sich vielmehr gegen männiglich friedlich, freundlich und dienstlich bezeigen.

„Küche und Keller sollen sie meiden, Niemanden dorthin führen, dort auch nicht zechen und Bankette anrichten — sich vielmehr der Nüchternheit befleißigen und stets dasjenige thun, was Ehrlichen von Adel rühmlich ist und ihnen wohl ansteht.

„Der Küchenmeister hat zur rechten Zeit einzukaufen, Alles in der Küche spärlich zugehn zu lassen, das Uebrigbleibende mit Fleiß aufzuheben, alle Sonnabend dem Hofmeister Rechnung zu legen und über Alles ein ordentliches Register zu halten. Dem Koch soll er Alles zum Kochen zustellen und in der Küche warten, bis Alles über das Feuer gebracht ist. Er muß beim Anrichten zugegen sein und Niemandem gestatten, in die Küche zu laufen, darin zu essen oder zu trinken. Außer der ordentlichen Mahlzeit dürfen in der Küche keine Speisen bereitet werden.

„Der Koch soll treulich und fleißig in der Küche walten, zur rechten Zeit das Mahl fertig halten, damit J. F. G. nicht lange darauf zu warten haben, — gut Acht geben, daß ihnen kein Gift, oder was sonst Schaden bringen

könnte, möchte zugeschoben werden, — auch verhüten, daß aus der Küche etwas verschleppt werde, überhaupt in Allem J. F. G. Frommen und Bestes befördern und nach seinem höchsten Vermögen Schaden wehren und abwenden.

„Endlich hat der Barbier, der auch zugleich die Dienste eines Kellerknechts verrichtet, bei Strafe und Ungnade sich der Heilung aller Schäden zu enthalten, denn da er J. F. G. wäscht, möchten diese dadurch beschädigt werden. Alle Sonnabend soll er J. F. G. mit guter reinlicher Lauge waschen. Das fürstliche Tischzeug hat er sorgsam zu verwahren und sauber zu halten, den Tisch zu decken, Brod und „Almissen" aufzulegen, Niemanden in den Keller zu führen, dort keine Zechen und Gelage anzurichten und nur auf Anweisung des Hofmeisters Getränk daraus zu verabfolgen. . ."

Mit einer Verneigung gegen die jungen Fürsten und den ganzen Hof legt der Hofmeister Christian von Küssow das Pergament in die Hände des Kanzlers Valentin von Eickstedt. Dieser wendet sich an die Herzoge Ernst Ludwig und Barnim: „Sind Eure Fürstliche Gnaden gewillt, diese Euch vorgelesene Instruction nach bestem Wissen und Gewissen und mit allen Kräften unverbrüchlich zu halten, so bekräftiget dies hier vor Gott und J. F. G. der Frau Herzogin und Euren fürstlichen Geschwistern und dem hohen Adel Eures Landes mit Eurem fürstlichen Handschlag, Unterschrift und Siegel!"

„So wahr uns Gott helfe, wir wollen es!" — und die jungen Fürsten schlagen kräftig in die Rechte des Kanzlers ein und unterschreiben und untersiegeln eigenhändig das Pergament.

In ähnlicher Weise werden der Hofmeister, Magister,

Küchenmeister, Koch und Barbier, die Edelknaben und Diener in „Pflicht und Eid" genommen.

Bei dem herzlichen Abschiede beschenken die Mutter und Schwestern und Fräulein Georgia die glücklichen Studenten mit selbgearbeiteten „Schleiern", um den Hals zu tragen, und feinen Nastüchlein — Herzog Johann Friedrich reicht ihnen schöne Rapiere und sagt traurig: „Ich und Herzog Bogislav möchten wohl herzlich gern mit Euer Lieb-den in die schöne weite Welt ziehn — aber wir müssen gar gewaltig regieren! Doch wollen wir Euch eine Weile das Geleit geben."

Draußen auf dem Schloßhof halten schon lange einige Rollwagen, mit stattlichen Fässern Butter und gepökeltem Ochsenfleisch, Talglichten und getrockneten Fischen und Kleidertruhen beladen.

Der ganze Hof führt die Reisenden zu den Wagen — und hinaus geht's in die wunderschön blühende Frühlingswelt ... hinein in das lockende wunderselige Studentenleben.

Ja, so lag am 3. Mai 1563 die Welt und das Leben ... das Leben des freien Bruder Studio! — vor den lachenden Augen und schwellenden reinen Herzen unserer fürstlichen Jünglinge da ... und so ist es noch heute ... und so wird's noch nach Jahrhunderten sein — — so lang es überhaupt junge lachende Augen und junge reine Herzen gibt, die zum ersten Mal hinausziehn dürfen in die unbekannte — und doch so zauberhaft winkende Studenten-Welt.

* * *

Bis Treptow begleiten Johann Friedrich und Bogislav zu Pferde die Brüder. Beim Abschiede verspricht

Johann Friedrich die Brüder Studio in Wittenberg zu besuchen. Dann kehren sie traurig nach Wolgast zurück.

In Mecklenburg und in der Mark widerfährt den jungen fürstlichen Studenten und ihren 16 Begleitern „eine stattliche Kur- und fürstliche Ausrichtung“. Sie erhalten Wagen und Pferde und der Hofmeister kann die eigenen Gespanne in die Heimat zurücksenden. — Der Kurfürst zu Sachsen läßt sie an der Landesgrenze mit vielen ehrerbietigen Worten empfangen. Wie sie aber zu Belzick ankommen, erhalten nur die beiden Fürsten allein Herberge im Schloß und eine „Ausrichtung auf einem Tisch!“ Zur großen Entrüstung des Hofmeisters muß das Gesinde mit den Junkern in der Herberge des Städtleins bleiben und um J. F. G. Geld zehren. Wie der Fourier den kurfürstlichen Schaffner um einen oder zwei Wagen für Geld anspricht, erhält er die spitze Antwort: „Wenn der Herr Kurfürst reist, ist er auch so gerüstet, daß er fort kann; das sollten Eure Herren auch thun!“

Am 14. Mai langen unsere Reisenden in Wittenberg an. Aus Pietät für den großen Reformator nehmen sie in Luther's früherer Behausung Quartier, im ehemaligen Augustinerkloster. Professor Georg Kracow hat die Wohnung von dem Doctor Martin, Luther's zweitem Sohne, der zwar Theologie studirt hat, aber kein Amt bekleidet, gemiethet. Diese Wohnung beschreibt der Hofmeister Christian von Küssow in einem Briefe: „Vor J. F. G. ist erstlich eine große Eßstube, darnach eine getäfelte Stube, daran zwei Kammern, worin der Magister, Edelleute und Jungen schlafen; darnach haben J. F. G. an derselben getäfelten Stube ein klein Stüblein zu zwei Tischen, da beide m. g. H. allein inne sind, und dabei eine Kammer

mit drei Spanbetten, da J. F. G. und ich schlafen. Unten im Hause ist eine gute Küche, darin ein schöner Brunnen. So ist auch sonst vor J. F. G. ein guter Keller, daß J. F. G. mit Gemächern ziemlich versehen!"

Auch sonst hatte Professor Kracow für J. F. G. allerlei Commissionen. So hatte der gute Johann Friedrich schon am 21. Januarii 1563 „dem achtbaren hochgelarten lieben getreuen Georg Kracow, der Rechte Doctor und Professor zu Wittenberg" eigenhändig geschrieben „um ein altes ehrliches Weib, so dem Koch in der Küche mit Aufwaschen und Anderem die Hand reichen kann, dazu Leinwand und Betten in Acht und Verwahrung habe und sonst mit Aufsicht und Vorrichten helfe!"

Am Tage nach der Ankunft empfängt die Universität unsere Studenten gar stattlich und verehrt ihnen eine Lage Renoll — ein herrliches starkes Bier. Herzog Ernst Ludwig antwortet selbst latine — und macht nach dem Urtheil des biedern Christian Küssow seine Sache sehr gut. Der Kurfürst sendet seinen Neffen ein Faß Rheinwein und zwei Faß Landwein und etliche Scheffel Hafer. Der gute alte Fürst Wulf zu Anhalt schickt seinen Mündeln ein Faß Zerbster Bier, etwas vom Hirschwildprett „nebst etliken Lampreden" und meldet sich für die andere Woche zum Besuch an.

Ein neues buntes, lustiges — ja glänzendes Studentenleben erwartet die jungen Fürsten. Zu Wittenberg halten sich viele vornehme Herren, Grafen und Freiherrn auf — wenn auch nicht gerade studiorum causa! Mit Dienern und Rossen ziehn sie gern durch die Lande, von einer Universität zur andern — um sich „die Universität zu besehen" und ihr junges Leben zu genießen. Sie entfalten eine den

bescheiden erzogenen jungen pommerschen Fürsten schier unbekannte Kleiderpracht und sonstigen Aufwand, so daß sich der ehrliche Hofmeister Küssow veranlaßt sieht, an den heimischen Hof zu schreiben: „Es wird nöthig sein, daß meinen gnädigen Herrn die Marder-Futter nachgesandt werden. Am Pfingsttage sind die Oesterreichischen und Mährischen Herrn, deren sechs hier sind, meinen gn. H. viel zu stattlich gekleidet gewesen, haben alle Marder-Röcke mit Seidenatlas überzogen. Auch hat Fürst Wulf zu Anhalt mn. gn. Herren angezeigt, daß J. F. G. zum wenigsten zwei gute Klöpfer (Klepper) haben müßten, da sie mit zur Kirche ritten, denn das wäre gar gebräuchlich unter den Herrn. Er wäre zu Leipzig gewesen, hätte allewege seine Pferde gehabt. So hätten's auch hier zu Wittenberg Leute geringeren Standes gethan: Der Graf von Gorka, der Graf von Schassow und andere mehr! Meine gn. Herren aus dem Kloster in die Kirchen sehr weit haben, und ist nicht geringer, als aus dem Schloß Wolgast bis an den Wolgastischen Gottesacker. Wenn's regnet ist es ziemlich unfletig und kothig!"

Um die Ehre des Hauses zu wahren, sendet Herzog Johann Friedrich bei nächster Gelegenheit die Marderfutter und erlaubt seinen Brüdern, den Seiden-Atlas dazu von Nickel Kufner, dem berühmten Handelsherrn in Leipzig, zu entnehmen. Die gewünschten „Klöpfer" werden den fürstlichen Studenten aber nur unter der Bedingung versprochen: „daß die Herrn nicht weiter, als in der Stadt, zur Kirchen und sonst des Reitens sie gebrauchen, damit E. Liebden kein Unfall, Schaden oder Nachtheil widerfahre" — worauf der Hofmeister und Magister fleißig Aufmerkung haben sollen.

Die feierliche Inscription der jungen Fürsten giebt zu solennen Lustbarkeiten Anlaß. Zum „Görlitzer Hause" — wo schon Luther und seine Freunde gern fröhlich waren — wird ein festliches Gelag veranstaltet, bei dem auch die Professoren-Frauen und Töchter zugegen sind und mit den Studenten wacker tanzen. Maskirte Umzüge, öffentliche Redeacte mit obligaten Schmausereien, Comödien und Musikgesellschaften, Landpartien und sonstige Kurzweil wechseln lustig mit einander ab. Mit der ganzen Unbefangenheit und Frohsinnigkeit unverdorbener Gemüther geben sich die fürstlichen Studenten dem Reiz des neuen Lebens hin. Der Wittenberger Himmel hängt ihnen voll eitel goldner Geigen.

Studenten und Professoren beeifern sich, J. F. G. ihre Dienste anzubieten und sich ihnen angenehm zu machen — um sie nebenbei ein wenig zu schröpfen. Doctor Paulus Eberus schenkt ihnen seine Confession de sacramento, schön in Gold gebunden, D. Caspar Peucerus, der Tochtermann Philippi (Melanchthons), dem Herzog Barnim einen annulum astronomicum aus gutem Golde und dem Herzog Ernst Ludwig einen Sonnenzeiger von Perlmutter, — Magister Sebastinanus Froschell überreicht seine Predigten von den Engeln und Teufeln, auch seinen Katechismus, schön in Gold gebunden, 3 Exemplare — eins für die Herzogin Maria; und D. Kracow schickt gar ein Faß Zerbster Bier. Später ladet D. Kracow J. F. G. zum Gastmahl und giebt ihnen dabei ziemlich deutlich zu verstehen, er erwarte, daß sie ihn für all' seine Aufmerksamkeit mit einem guten Pommerschen Klepper bedenken möchten, dessen er zu seiner Reise an den Kurfürstlichen Hof gar sehr benöthigt sei. — Ein Anhaltischer Rentmeister rühmt ihnen seinen

in Wittenberg studirenden Sohn zur Aufnahme in ihr Haus: er schreibe eine reinliche Handschrift und habe etwas auf der Laute gelernt!

Als Gegengeschenk an die Professoren schickt der regierende Herzog aus Pommern — Ochsen und getrocknete Fische, wie schon Herzog Philipp seinem Freunde Melanchthon für Dedicationen verehrt hatte. Für die Inscription bestimmt Johann Friedrich nach weidlicher Ueberlegung mit seinen Räthen — 2 Dublonen.

Ihr trefflicher Vormund, Fürst Wolfgang von Anhalt, besucht unsere Studenten und ladet sie zu sich nach Koswig ein. Um sie abholen zu lassen, sendet er sogar zwei Schiffe nach Wittenberg. Es vergeht wohl kaum eine Woche, wo „der gute Alte" nicht eine Keule, Buch und Blatt von einem selbsterlegten wilden Schwein oder gar einen ganzen Hirsch, lebendige Neunaugen und fette Elblachse in die Küche seiner Mündel schickt. Auch die Edelleute Hans von Thümen und Marschall Löser sorgen fleißig für Wildprett nnd Geflügel. Ochsen und getrocknete Fische, holländische Käse, Butter und Lichte liefert die Heimat „zur Nothdurft!" Gar häufig sind nun Dr. Camerarius und Dr. Peucer, der auch zugleich Arzt der jungen Fürsten ist, andere Professoren und viele Studenten bei J. F. G. zu Gast und helfen all diese guten Braten von Herzen gern verzehren und leeren gar manchen Becher edlen Weines und Zerbster Bieres auf die Gesundheit ihrer fürstlichen Wirthe. Davon werden diese oft von ihren Gästen zu Doctorpromotionen und zu Gevatter gebeten. Als Pathengeschenk dürfen sie — je nach der Gelegenheit und der Würde ihrer Gevattern — einen, höchstens sechs Thaler verehren.

Trotz der Neuheit und den Lockungen des lustigen academischen Lebens vergessen unsere Studenten doch das Studiren und die Instruction nicht, welche sie aus der Heimath mitnahmen. Sie stehn morgens 6 Uhr auf und legen sich abends um 9 Uhr mit dem Hofmeister schlafen. Gleich nach dem Aufstehen lesen sie ein Kapitel in Kramers Historien und in der Bibel, worauf die Lectionen beginnen. „Suppendes und Drinkendes entschlagen sie sich morgens gänzlich." Auf der Universität selbst hören sie täglich nur eine öffentliche Lection, „da es ihrem fürstlichen Stande nicht wohl ansteht, oft und viel des Tags in's Collegium zu gehn." Zu Hause aber lesen sie fleißig mit dem Magister Cäsar und Terenz und üben das Chronicon domini Philippi Cominei, das Sleidanum und andere Historien, um neben dem Lateinischen auch Historien zu lernen, Dialectica und Moralphilosophie. Mittwoch und Sonnabends erfinden und componiren sie Argumenta, „daß J. F. G. selbst etwas dichten und machen können!" Herzog Ernst Ludwig hört beim Hofmeister und Magister täglich Civil-Recht und übt sich nach dem Essen eine Stunde auf der Laute, welches „Exercitium J. F. G. künftig allerlei Melancholie vertreiben kann."

Morgens um 10 und abends um 5 Uhr wird gegessen. Es giebt täglich „ordinäre sechs Schüsseln und darüber nicht!" Nur wenn besonders ansehnliche Leute zu Gast sind, weiß der Hofmeister „die Drinken nach Gelegenheit zu reguliren!" Die Edelknaben warten bei Tisch auf.

Außerhalb der Stadt zu spazieren — „Fahrendes oder sonst weitläufiges Gehendes", ist J. F. G. verboten. Auf den Gängen in die Kirche oder in die Universität begleiten

sie stets die Diener und Edelknaben und „warten fleißig und züchtig auf.“

Sehr oft schreiben unsere Studenten nach Hause an den „Hochgebornen Fürsten, freundlichen lieben Herrn Bruder Herzog Johann Friedrich“ oder an die Mutter, — besonders auch, was sie von Politik und Kriegsereignissen erfahren. Das neue und heitere Studentenleben nimmt sie aber so in Anspruch, daß sie sich fast regelmäßig am Ende ihrer kurzen und flüchtigen Briefe entschuldigen: sie „hätten gern mehr geschrieben, aber keine Weile“ gehabt und wohl gar schließen: „Cito! Cito! citissime! Ew. Liebden freundlich lieber Herr Bruder.“ — Diese Briefe werden oft mit wundersamer Gelegenheit befördert: bald einem durchreisenden Apotheker, bald einem Magister mitgegeben. —

Viel weniger ist Hofmeister Christian von Küssow von dem Aufenthalte in Wittenberg erbaut — von der ersten Stunde an. Er ist ja nur mit Widerwillen von Hause fortgegangen, von Weib und Kind und seinem Landgute. Schon zwei Tage nach seiner Ankunft in Wittenberg schreibt er einen Klagebrief an den Kanzler von Eickstedt nach Wolgast und bittet flehentlich, seiner Stellung enthoben zu werden. „Ich bitte, Ihr wollet mein Weib und arme Haushaltung, die mir gar zu Grunde gehen wird, lassen befohlen sein und helfen, daß ich bald möge erlöset werden. Denn sollte ich länger hier liegen, das Meine versäumen und verzehren, müßte ich auf meine alten Tage an den Bettelstab gerathen!“ — Auch über die Wohnung und den Wirth hat Küssow fortwährend zu klagen. „Wie meine gn. Herren hier ankommen, ist nichts im Hause gewesen — ohn' Spinden, Bänke, Tische, habe mehr denn 25 Thaler dem Tischler geben müssen. Fenster und Oefen

sind zerbrochen; müssen m. gn. Herren alles gegen den Winter machen lassen; der Wirth, Dr. Martinus Luther, kehret sich nirgends an. Beschwerlich ist auch, daß über J. F. G. sieben Stuben von allerlei Studenten bewohnt werden: Franzosen, Pollacken, Schwaben und Franken, welche ihren Ein= und Ausgang vor den Stuben m. gn. Herren haben, zu Zeiten allerlei Tumult erheben, Tags und Nachts ein= und auslaufen — der Eine pfeifet, der Andere singet. Wie es denn leicht zu ermessen, wie es bei solchen jungen Leuten zugeht. Nun habe ich mit dem jungen Martino Luthero, so unten im Hause wohnet, geredet, daß es m. gn. H. nicht gelegen sein würde, Solches zu dulden, J. F. G. hätten auch nicht anders gemeinet, dieweil sie ja eine stattliche Miethe geben, sie würden das Haus allein inne haben; ich hätte ernstlichen Befehl, das Haus zur rechten Zeit auf= und zuschließen zu lassen und wäre nicht Gebrauch in fürstlichen Wohnungen, Tag und Nacht aus= und einzulaufen. Man wüßte auch, wie junge, zu Zeiten trunkene und unverständige Leute mit Feuer und Licht umgingen. Wo dies nicht könne geändert werden, müßten m. gn. Herren sich nach einer gelegeneren Wohnung umsehen. — Zum andern ist es leider mit Martino, dem Sohne, dahin gerathen, daß er in großer Armuth ist, im Hause nichts hat, weder zu essen, noch zu trinken, sich auch sonst sehr leichtfertig hält mit Saufen und viel loses Gesinde an sich hängt. Er war erst der Meinung, es müßte Alles vollauf aus meiner gn. H. Küchen und Keller gehen, das ich mit nicht geringer Beschwer und Verbitterung habe abschaffen müssen, denn sonst meinen gn. H. ein Großes aufgehen würde. Es geschehen dennoch allerlei Unterschleif, das ich so genau nicht warten kann. Doctor Martinus

und sein Gesinde haben zu Küchen, Keller und anderen Gemächern doppelte Schlüssel, holen des Nachts, was ihnen gefällt; habe Alles müssen lassen umändern!"

Am 7. August schon zieht Küssow mit seinen gn. Herren aus dem Kloster in Dr. Krucigers Haus — „ein schön verschlossen Haus, das J. F. G. allein inne haben und von Niemand gehindert werden; habe nach vieler fleißiger gepflogener Verhandlung diese Behausung nicht wohlfeiler als um 120 Gulden jährlich bekommen können. Wenn dies auch 20 Florin mehr Miethe kostet, so wird dies in der Haushaltung drei doppelt wiederum zu erholen sein. Denn den Winter über müßten m. gn. Herren mit Essen, Trinken, Holz und aller Nothdurft herhalten — Martinus Lutherus hat jetzund nichts!"

Wie bitter weh es dem ehrlichen Christian Küssow und seinen jungen Herzogen, die von Kindheit auf in höchster dankbarer Verehrung für den großen Reformator Doctor Martin Luther erzogen sind, durch die Seele schneidet, daß sie hier dessen Lieblingskind — sein Martinchen, seinen „liebsten Schatz" — so finden: ohne Amt, ohne Thätigkeit, in Noth und Elend und sittlicher Verkommenheit — ein schmarotzender Genosse von reichen ausländischen Studenten bei ihren ausschweifenden Gelagen und nächtlichen Straßentumulten! —

Viel Sorge und Noth machen dem biederen Hofmeister auch die theuren Zeiten in Wittenberg und — seine ewige Geldnoth! Wo sind die goldnen Zeiten geblieben, wo ein solider Wittenberger Studiosus das ganze Jahr mit 8 Goldgulden trefflich auskommen und ein flotter Student mit 16 Gulden jährlich laute — prächtig leben konnte? — Wo ein Pfund Fleisch 4 Pfennige, eine

Mandel Eier 3 Pf., ein Scheffel Korn 3 Groschen, ein Paar Schuhe 6 Gr., eine Kanne Wein 6 Pf. und eine Kanne Bier nur 2 Pf. kosteten? — Und doch blühte diese goldne Zeit noch vor kaum 20 Jahren in Wittenberg: — Kriegsnoth und Pest und Sittenverderbniß haben die Blüte des Wohlstandes gebrochen.

* * *

Luther ist todt — — sein liebeszorniges Donnerwort gegen die wachsende Sittenverderbniß und maßlose Ueppigkeit ist verstummt!

Sinnlos wuchs der Kleiderluxus und die Verschwendung bei Gastereien. Gegen diese Maßlosigkeit bei Studenten und Professoren mußten von den Behörden förmliche Einschränkungs-Gesetze erlassen werden. So bestimmte das neue Mandat vom Jahre 1562 für die Universität Wittenberg: „Wenn ein Rector, Doctor oder Licentiat für sich selbig Hochzeit hält, einen Sohn oder eine Tochter ausgiebet, der soll Macht zu bitten haben 10 Tische Gäste und auf einen jeden Tisch 12 Personen, daß also über 120 Personen, ohne die Diener, nicht sollen geladen werden. Magistri sollen 6 Tische oben berührter Maßen zu setzen haben!“ . . . Und solch eine stattliche Hochzeitsausrüstung wird von den Betheiligten als eine ungebürliche Einschränkung betrachtet, — das Gesetz nur murrend inne gehalten oder durch allerlei List umgangen. Rectoratsschmäuse und Promotionen geben ebenfalls die erwünschteste Veranlassung zu dem maßlosesten Schlemmen, — und Promotionen sind an der Tagesordnung. So findet am 24. Februar 1564 in der Universität die Promotion von 53 Magistern statt — und eine einzige Juristen-Promotion zieht oft nicht weniger als 7 stattliche Collationen nach sich.

Die Juristen sind überhaupt bei Festlichkeiten und Lustbarkeiten die Tonangeber, und die Juristenbälle berühmt — ja berüchtigt. Häufig laden die Studiosi der Rechtsgelahrtheit die Professoren mit ihren Frauen und Töchtern zum Abendessen und Tanz in das „Görlitzer Haus“ — aber die sittigen Tänze, die selbst ein Luther und Melanchthon mit Wohlgefallen ihre Söhne und Töchter tanzen sahn, sind in wilde unsittliche Wirbeltänze ausgeartet. —

„Es ist kein Scham und Zucht dabei,
Wie sie die Töchter werfen frei!“

singt Murner in seiner „Narrenbeschwörung“. Kaum ein Jahr vor der Ankunft unserer Pommerschen Herzoge in Wittenberg mußte die Universität ein Tanz-Mandat erlassen: „Das Verdrehen und Abstoßen soll in allen Tänzen verboten sein, und welcher sich wider dies Verbot des Verdrehens und Abstoßens unterstehen würde, der soll zum ersten Mal 2, zum andern Mal 3 Gulden zur Strafe geben, — da er auch zum dritten Mal in solcher Ueberfahrung befunden, auf ein Jahr relegirt werden!“ —

Damit hängt das unberufene Eindringen der Studenten in Hochzeitsgesellschaften eng zusammen und die frivolen Neckereien der Braut — selbst in der Kirche. Bei allen größeren Hochzeitsgesellschaften müssen zwei Professoren zugegen sein, um durch ihr Ansehen zu verhindern, daß wüste Studentenhaufen in das Hochzeitshaus dringen, das Wams abwerfen, die Braut und ihre Jungfrauen ergreifen und wild im „Satyr“ und anderen unanständigen Tänzen herumschwingen, sich toll und voll trinken und zuletzt gar blutige Händel anfangen.

Ja, es geht wüst zu auf Luthers theurer Universität

Wittenberg. Gegen nächtliche Tumulte — grassationes nocturnae — Verwüsten von Häusern und Weinbergen, ja Diebstahl und Wegelagerungen mit Gewehren, Spießen, Stangen, langen und kurzen Röhren und Sturmhauben . . . gegen jugendlichen Muthwillen und Uebermuth, der sogar der Todten in den Gräbern nicht schont, werden von der Universität Mandate auf Mandate geschleudert — aber ohne sonderlichen Erfolg. Die verhängten Strafen können meist mit Geld gebüßt werden — und Geld weiß sich Bruder Studio zu allen Zeiten und aller Orten prächtig zu verschaffen . . .

„Ist das Moos geschwunden,
Wird ein Bär gebunden . . .“

Dieser traute Klang zieht schon damals — eine Melodie ohne Worte — ein geisterhafter Ahnungshauch dereinstiger Commerslieder durch flotte Burschenseelen der Universität Wittenberg anno 1563. Um dem vor wenig Jahren erfundenen Laster: Wucher! — energisch entgegen zu treten, hat die Universität mehrere angesehene Kaufleute bezeichnet und eigene Pfandleiher — unter dem Namen: Große Boten — eingesetzt, bei denen die Studenten gegen Bücher und andere Pfänder Geld geborgt erhalten. Wird das Pfand nicht rechtzeitig eingelös't, so dürfen die großen Boten es öffentlich meistbietend verkaufen. Haben die Studiosi nichts mehr zu verpfänden, aber reiche Eltern daheim, so erhalten sie auch leicht auf „Juratorische Caution“ — auf ihren Schwur: nicht eher die Stadt oder deren Gebiet zu verlassen, bis die Schulden bezahlt sind — das nöthige Geld. Die Meineidigen werden excommunicirt. Aber nur selten ziehn die Schuldner sicut noctuae

— bei Nacht und Nebel davon; um ihren Credit nicht zu verscherzen, tritt gewöhnlich des Schuldners ganze Nation für die pünktliche Bezahlung ein. — Zugleich erläßt die Universität eine väterliche Warnung vor „vielfältigem schädlichen Borgen!“

Zwar sind den Studenten Inspectores morum et studiorum von der Universität verordnet, Professoren und Magister — aber nicht all zu selten sind diese Sitten- und Studien-Meister noch zügelloser als ihre Zöglinge. Für ein Geldgeschenk sehn sie ihren Pflegebefohlenen bei kaum glaublichen Ausschweifungen nur zu willig durch die Finger und — da sie meistens selber Wein und Bier ausschenken — befördern sie die wüste Trunksucht der Studenten schon aus Eigennutz und saugen die Aermsten, die bei ihnen „Habitation, Disciplin und Tisch“ haben, nach Kräften aus. Und diese allgemeine Sittenverderbniß der Studenten und ihrer Lehrer frißt schon seit Jahren wie der giftige Mehlthau an der einst so schönen, vollen Blüte der berühmten Lutheruniversität.

Schon im Jahre 1557, als Melanchthon zur Reorganisation der Universität Heidelberg gegangen war, verließ der dritte Theil der Studenten Wittenberg — und jetzt ruht der Lehrer Deutschlands seit drei Jahren neben Doctor Martino in der Schloßkirche zu Wittenberg. Die Blüte Wittenbergs ist dahin — für immer. Das Heil der Wissenschaft wird nur noch in den weitschweifigsten Disputationen erblickt. Davon berichtet ein Zeitgenosse: „Man disputirt vor Tische, während des Tisches, nach Tische — man disputirt öffentlich und privatim — überall und zu jeder Stunde. Es ist die Ansicht der Zeit: Die Disputationen können nicht allein frisch und frech zu reden

machen und die Zunge — sondern auch der Jugend Verstand in guten Künsten schärfen — eine Disputation bringt mehr Nutzen, denn 20 lectiones!" — Nach jeder Disputation wird dann weidlich gezecht und mit Ohrfeigen und allerlei anderen wenig feinen Handgreiflichkeiten weiter disputirt: „Hör' Du Sau, Du Hund, Du Narr, oder wer Du bist, Du grober Esel . . . hast Du etwas gegen meine Thesis einzuwenden? — Natürlich hat der Gegner in ebenso feiner Weise sehr viel einzuwenden — und schließlich schleudern sich beide Disputanten zur größeren Bekräftigung ihrer Einwendungen die dicksten Bücher an den Kopf — zur großen Erbauung ihrer Zuhörer.

Die Professoren halten sich oft viele Monate fern von der Universität an irgend einem Hofe auf, für den sie allerlei Geschäfte besorgen und Gesandtschaften an andere Höfe ausrichten. Natürlich fallen inzwischen ihre Lectionen aus. Auch die Magister müssen vielfach zum Fleiß in den Vorlesungen ermahnt werden — sogar bei Androhung von Körper- und Geldstrafe. Die Streitsucht unter den Universitätslehrern dieser Zeit ist so groß, daß der Rector Sabinus an der Albertina zu Königsberg selbst Professoren und Doctoren mit Carcer- und körperlicher Strafe bedroht, wenn sie nicht einträchtiger mit einander leben.

So macht sich Ueppigkeit und Prunksucht neben der größten Bettelhaftigkeit — pedantische Trägheit und Aufgeblasenheit neben der lächerlichsten Unwissenheit breit.

*   *
*

Natürlich giebt es auch unter diesen Lehrern und diesen Studenten in Wittenberg freundliche, leuchtende Ausnahmen. Solch' ein wohlthuendes Lichtbild aus dem Wittenberger Studentenleben jener Tage bieten die jungen

pommerschen Fürstensöhne. Fromm und sittlich rein, fleißig und fröhlich leben sie unter dem wüsten Treiben dahin — sie haben sich ihre glückliche Unbefangenheit noch ganz bewahrt. Die fast klösterlich strenge Erziehung ihrer Kindheit hält trefflich vor.

Doch sorgenvoll schaut Hofmeister Christian Küssow darein. Von Tag zu Tag fühlt er sich unbehaglicher in dem Wittenberger Leben. Besonders beunruhigt es unaufhörlich seine treue Hofmeisterseele, daß in der Wirthschaft „so viel drauf geht!“ Schon um Pfingsten, wenige Tage nach Ankunft der jungen Fürsten in Wittenberg, schreibt er an den regierenden Herzog Johann Friedrich nach Wolgast einen viele Seiten langen wirthschaftlichen Klagebrief: „Für die Edelleute und Knaben hahen Betten gemangelt, daß ich drei Stand Betten habe miethen müssen; muß auf ein halb Jahr 7 Thaler geben, würde auf ein Jahr 14 Thaler laufen. Wenn nun Euer Fürstliche Gnaden drei Stand Betten mit allem Zubehör von den Aemtern gegen Michaelis könnten schicken lassen, so wären E. F. G. der Unkosten enthoben. Sonst wird so viel drauf gehn, wie vermeldet. Lichte sind hier sehr theuer, und würde den Winter über ein Großes aufgehn, wenn sie alle sollten hier erkauft werden; möchte nicht unrathsam sein, E. F. G. ließen so viel Lichte herschicken, daß meine gnädigen Herrn und Diener den Winter könnten auskommen. Alles ist sehr theuer hier. Hielte dafür, wenn E. F. G. nach vollzogener Ernte etliche Ochsen und Schafe anherschickten, würden meine gnädigen Herren des Ausgebens etwas verschonet. Der Koch zeigt an, daß nur eine Tonne Butter mit anher geschickt, welche fast auf sein soll. Nun ist die Butter hier außen sehr theuer und nicht wohl zu bekom-

men; aus der Greifswaldischen Rechnung findet sich, daß alle Jahr acht Tonnen Butter drauf gegangen. Darum werden E. F. G. gnädige Vorsehung thun lassen, daß etliche Tonnen Butter förderlich werden anhergeschickt; denn Alles hier zu kaufen läuft sehr in's Geld. Es werden E. F. G. gnädige Vorsehung thun lassen, daß gegen Michaelis allerlei trockene Waare möge anher geschickt werden, also: trockne Lachse, Pekel, Störe, Brandt-Wildprett, Polcke, Wildprett, etwa 20 gute Seiten Speck, item Stockfisch, Schollen und Rochen und daß die Butter möge mit dem Ersten herauskommen!"

Mit solchen Speisekammer-Nöthen wechseln die Klagen des armen Hofmeisters über beständigen Geldmangel nicht sparsam ab. Bald klagt er in seinen Briefen an den Kanzler von Eickstedt, an den einflußreichen Groß-Hofmeister Ulrich von Schwerin oder an S. F. G. Herzog Johann Friedrich jammervoll über das viele Trinkgeld und sonstige Kosten auf der Herreise, bald, daß viel drauf gehe, „denn J. F. G. von fremden Herrn, Grafen und vom Adel viel Ueberlaufens haben. Nun es aber angefangen und J. F. G. hier sind, muß es ausgeführt werden, sonst würde es J. F. G. und dem ganzen Lande schimpflich sein." Oder: „das Gesinde, Koch und Kellerknechte halten dringend um ihre gewöhnliche Besoldung, Winterkleidung und andere Gebürnisse an!" — und es ist kein Geld in der Kasse Ihrer Fürstlichen Gnaden!

Ueberdies peinigt den ehrlichen Küssow fortwährend die Sehnsucht nach Weib und Kind in der Heimat und die Sorge um seine Wirthschaft. Er schreibt keinen Brief an den Herzog Johann Friedrich oder an den Kanzler und Großhofmeister, ohne gar kläglich um Enthebung von

seinem Hofmeisterposten zu bitten. Ja, als er hört, daß Herzog Erich von Braunschweig auf seinem abenteuerlichen Kriegszuge schon in Mecklenburg hause und nächstens wohl in sein liebes Pommern einfallen könne, schreibt er tiefbekümmert — fast in Verzweiflung an den Kanzler von Eickstedt: „Es hat ein gar seltsam Ansehn, als ob man mich armen Teufel verderben wolle und ist Alles so eingerichtet. Kommt Hennig von Wolde — (der ihm versprochene Nachfolger als Hofmeister der fürstlichen Studenten) — nicht, werde ich vorrücken und sehn, wie es in diesen gefahrvollen Zeiten den Meinen geht, denn ich gräme mich jetzt, daß mir schier Hörner aus dem Kopfe wachsen.“

Erst die wiederholte Drohung Küssow's, daß er auf keinen Fall länger als bis Ende September in Wittenberg bleiben werde, bewirkt, daß Otto von Ramin Anfang October in Wittenberg anlangt, um Küssow abzulösen und den Hofmeisterposten bei J. F. G. zu versehen, bis Hennig von Wolde im December seine Stelle einnimmt. —

Nach der Sitte der Zeit wird unsern Studenten auch noch die Ehre zu Theil: nach einander zu Rectoren der löblichen Universität Wittenberg erwählt zu werden. Natürlich ist dies nur ein Ehrenamt. So lehnt auch der junge Rector Herzog Ernst Ludwig „die Reception und Inscription der Scholaren als ungelegen, gefährlich und bedenklich“ von vornherein ab. Dies wird von seinem regierenden Bruder und dessen Räthen höchlich belobt. — Die Professoren erwählen zu diesen Ehrenrectoren gern vornehme und reiche Studenten, die sich stattlich zu repräsentiren wissen und etwas drauf gehn lassen können, um ihrer Universität dadurch neuen Glanz zu verleihen — — und

sich die schöne Gelegenheit zu einer solennen Rector-Köstung und anderen Gastereien nicht entgehen zu lassen.

Die Wahl Ernst Ludwig's zum Rector berichtet Otto von Ramin am 26. October 1563 an die Herzoge Johann Friedrich und Bogislav nach Wolgast: „Mein gnädiger Fürst und Herr, Herzog Ernst Ludwig wurde am Tage Lucae Evangelistae durch sechs der vornehmsten Professoren, unter welchen Doctor Peucer Orator war, mit vorhergehender Protestation, daß solche Aufforderung ihrem alten, wohlhergebrachten Gebrauch gemäß, in die Schloßkirche von der Universität gefordert; darauf sich S. F. G. in zierlicher lateinischer Oration gnädiglich erboten und alsbald mit Herzog Barnim zu Roß nach der Kirche vor obgemeldeten Professoren gezogen. Dabei warteten unter Andern fünf östreichische Freiherrn J. F. G. auf den Dienst. Als man nun zur Kirche kam, führte man S. F. G. in die Sacristei, wo die ganze Universität versammelt war. Daselbst wurde von dem gewesenen Rector Paulo Grellio, Theologiae doctore, nach geschehener unterthäniger Danksagung, daß sich S. F. G. so weit gedemüthigt, mit einer langen lateinischen Rede der Magistratus universitatis oder das Rectorat S. F. G. im Beisein Herzog Barnims und obgenannter Freiherrn mit besonderem Fleiß unterthänigst befohlen, deferirt und aufgetragen. Demselben antwortet S. F. G. mit Fürstlicher zierlicher Bescheidenheit frei heraus lateinisch — dermaßen, daß sich die Umstehenden und männiglich darob verwundern, und giebt nach langer Aufführung der Beschwerniß dieses Amts bei dieser fatalen Zerrüttung aller Zucht, Ehrbarkeit und Disciplin zuletzt seine gnädige Zustimmung, welches mit höchster Danksagung von der Universität aufgenommen wird. Also-

fort wird S. F. G. wieder in die Kirche geführt und daselbst von obgesagtem gewesenem Rector, nach Verreichung der Insignien universitatis in Gegenwart der ganzen Schule mit großer pompa und langer wohlgefaßter oration Rector scholae publice renuncirt und proclamirt und als ein Spiegel der Studenten, darnach in Zucht und Ehrbarkeit zu richten, vorgestellt; wurde auch Sr. F. G. zum Vice-Rector Vitus Ortell, Winschenius junior, Doctor juris, stracks adjungirt ... Es wird wohl mehr darauf gehn, hoffe aber, dasselbe werde S. F. G. künftig zu vielem Nutzen sein!" ... Folgt natürlich Bitte um Geld und Küchennothdurft.

Fürst Wulf von Anhalt, „der gute Alte", schreibt bei dieser festlichen Gelegenheit an seinen Mündel: „Wir wünschen E. Lbdn. zu solchem, als einem christlichen löblichen Amt von Gott dem Allmächtigen göttliche Gnad und viel Glück und Heil und verehren E. Lbdn. ein wildes Schwein, freundlicher Wohlmeinung, auch in Erachtung daß E. Lbdn. der Zeit vielleicht etliche Doctores und Herrn von der Universität zu sich laden werden!"

Das Lüstchen auf stattliche Rectoratsschmäuse und sonstige Festlichkeiten des neuen Rectors hätten die Herren Professoren und Studenten sich jedoch fast vergehen lassen müssen. Rector Ernst Ludwig hat wohl den redlichsten Willen zu Festen, aber — kein Geld. Wiederholt erbittet er von Hause die nöthige klingende Münze, um den gewünschten rectorlichen Glanz entfalten zu können, erhält aber nach langem Harren die ziemlich kühle Antwort: es werde von den Fürstlichen Brüdern und Räthen unnöthig erachtet, derenwegen solemna festa zu machen — im Uebrigen sei das officium schier halb zu Ende gelaufen! —

Zum Glück weiß der junge Rector andern Rath: in höchster Noth borgt er von dem vortrefflichen Hoflieferanten Nickel Kuffner in Leipzig 200 Thaler und endlich wird auch die wiederholte dringende Bitte unserer Studiosi um etwas Privat-Geld von dem regierenden Herrn Bruder erfüllt. Am 13. April 1564 erhält der junge Rector magnificus 60 und Herzog Barnim 30 Thaler — zugleich aber auch ihr Hofmeister die eindringliche Weisung: Acht zu geben, daß dies Geld „nicht unnütz, sondern wohl angelegt werde, sonst würden J. F. G. Mühe haben, ein ander Mal etwas zu erhalten". Es habe so schon große Mühe gemacht, dies Geld zu erlangen, da — — „die Aepfel, Birnen und Nüsse noch nicht zeitig!"

Von jetzt an sollen unsere fürstlichen Studenten aus der Geldnoth aber gar nicht wieder herauskommen. Jeder ihrer vielen Briefe in die Heimat spricht vom besten Wohlbefinden und — schlechtesten Kassenbestande. Bald lautet ihr Geldnothschrei: „Ich bitte Ew. Liebden zum neuen Jahre recht sehr um 100 Thaler, denn allhier ist das Geld sehr lieb, insonderheit dem, der nit viel hat!" — oder: „Ich bitte Ew. Liebden um die versprochenen 40 Thaler, da ich in Wahrheit des Geldes sehr benöthigt bin!" Bald klagt der junge Barnim, daß er Bücherschulden habe, die der Hofmeister nicht für ihn bezahlen wolle und bittet um 30 Thaler: „ich bin allhier also gar vergessen, daß man mich nicht durch einen löchrigen Zaun ansieht", — dann wieder um 50 Thaler, „da ich schon 40 Thaler schuldig bin!" „Die vorigen 30 Thaler, die ich bekam, war ich bereits schuldig! Das will ich wiederum um E. Lbd. mit Leib, Haut und Haar verdienen!" Ernst Ludwig schreibt: „Ich kann Ew. Liebden nicht bergen, daß mir Geld von

Nöthen ist, damit ich meine Schulden, so ich gemacht, möge ablegen. Bitte, Ew. Liebden wollen mir bei dem Hofmeister gewißlich 60 Thaler übermachen!" Dann bittet Barnim wieder um die Mittel, ein ihm dedicirtes Gedicht würdig belohnen zu können, denn: „dedecus est, semper sumere nihilque dare" — es ist schimpflich, immer anzunehmen und nichts geben! Nur sehr selten erhalten die beiden Studenten eine klingende Antwort auf ihre echten — Studenten-Briefe. — Neben der Geldnoth zieht sich durch fast alle Briefe die Bitte um ein Paar neue und bessere „Klöpfer", denn die beiden kleinen Pferdchen, die sie von Hause erhalten haben, reichen für den großen schweren pommerschen Wagen — die einzige Equipage J. F. G. — auf den entsetzlichen Wittenberger Wegen in keiner Weise aus. Da die bessern Klöpfer immer noch nicht anlangen, bittet Barnim S. Liebden schließlich demüthig, ihm wenigstens für eine Reise zu Fürst Wulf einen guten Klepper mit Zubehör zu leihen — — vielleicht denkt der kecke Student bei sich: Ew. Liebden, wenn ich den biedern Klöpfer nur erst hier habe — mit dem Zurückschicken soll's solche große Eile nit haben! Zugleich bittet er Bruder Johann Friedrich, ihm einen guten Pferdejungen mitzuschicken, mit dem er sich über den Lohn schon einigen werde: „denn hier in Wittenberg sind solche Jungen schlimme Böse wichter und wollen nichts Gutes thun! .... Ich bitte auch ganz freundlich, E. Lbd. wolle mich doch ein Paar guter Büchsen mit der ersten Botschaft überschicken. Ich will mich auch das wiederum verpflichten, daß ich, dieweil hier ein Messerschmied ist, so neulich von Dresden gekommen, der gar gute Dolche macht, und fein reinlich ausarbeitet, wie das Rapier ist, so E. Lbd. mich in meinem

Abzuge schenkte, E. Lbd. will einen hübschen Dolch bestellen, der gar reinlich gemacht ist, und hiermit Gott dem Allmächtigen in seinen reichen Schutz und Schirm befohlen haben, der bewahre E. Lbd. lange gesund!" — Im nächsten Briefe bedankt Barnim sich für die erhaltene — Zusage des Kleppers und der Büchsen, doch unterläßt er nicht, klüglich hinzuzufügen: „E. Lbd. wollen an den Versch denken, der so lautet: Bis dat, qui cito dat — und mich mit der Erst damit verehren und nicht lange damit verziehn, denn: vir cunctator semper habet incommodum!" Auch der viel geduldigere, milde Ernst Ludwig kommt aus der Kleppernoth nicht heraus, er bittet S. Lbd. um einen fein gerittenen Braunen und will dann den kleinen Hans zurückschicken, „denn der Klöpfer schon einmal oder zweien mit mir gefallen ist!"

Bei all diesen Bitten um Geld, Klepper, Büchsen, gedörrte Fische oder um „eine gute Strick Winde" — eine gute Koppel Windhunde, die Ernst Ludwig dem kursächsischen Marschall Hans Löser „beim Trunk" versprochen hat, fehlt jedoch selten die brüderliche Zusicherung: „das will ich um E. Lbd. wiederum mit Leib, Haut und Haar freundlich verdienen!" —

Diese ewige Noth um Geld und Klepper verleidet den fürstlichen Studenten den Aufenthalt in Wittenberg gar bald. Der Reiz der Neuheit ist auch vorüber. Sie sehn das Wittenberger Leben nicht mehr mit den Augen der unbefangenen Jugendlust an — — die Schleier sinken: das zügellose Treiben der meisten übrigen Studenten und so vieler Professoren steht plötzlich in seiner ganzen Wüstheit vor den reinen Augen der jungen pommerschen Her-

zoge. Die Stadt Wittenberg selbst*) vermag ihnen durch Annehmlichkeiten wenig Ersatz zu bieten. Nach kaum einem Jahre fühlen sich J. F. G. auf der Universität unbehaglich und immer unbehaglicher — sie wollen um jeden Preis fort von Wittenberg. Dazu kommt die Sehnsucht, sich in der Welt weiter umzusehn. „Was allhier zu sehn ist, das habe ich Alles wohl behalten, wollte gern weiter. Will mich aber noch erboten haben, daß ich bis auf Michaelis will bleiben, aber darnach nicht länger; ist meine Gelegenheit gar nicht, will und kann's nicht thun, aus Ursachen, die ich der Feder nicht will vertrauen!" schreibt Ernst Ludwig am 5. April 1564 an seine Brüder Johann Friedrich und Bogislav nach Wolgast. Seine Feder sträubt sich, eine Schilderung des wüsten zügellosen Studentenlebens in Wittenberg zu entwerfen. Viel mehr hiervon verräth schon ein späterer Brief des jungen Barnim an seinen Bruder, der sie zum längeren Bleiben bewegen will. Es heißt darin: „Wenn E. Lbd. nur ein Viertel Jahres hier sein sollten, würden E. Lbd. schon viel anders darüber richten, als jetzt, da es E. Lbd. vielleicht so schön und zierlich fürgetragen wird, daß E. Lbd. meinen, daß allhier das Paradies, obgleich es hier mit Saufen und andern Dingen mehr, so allhier zu erwähnen unnöthig, so unordentlich zugeht, als es vielleicht an andern Orten nicht geschehen mag. E. Lbd. kann ich auch freundlicher Meinung nicht verhalten, wie daß man uns allhier belügt und

---

*) „Eine große Anzahl von Lehmhütten mit Strohdächern und einige Kirchen in öder Umgebung" — wie Luther schon schreibt und dann fortfährt: Wittenberg liegt an der äußersten Grenze der Civilisation, wären sie (bei der Gründung der Universität) — noch ein wenig weiter gegangen, so waren sie mitten in der Barbarei!"

daß wir in aller verlogenen Leute Munde müssen umgetragen werden, daß wir es schon allerwegen, wo wir schier hinkommen, hören müssen, welches uns sehr beschwerlich ist und wohl eine große Ursache wär, daß wir von hinnen ziehn möchten. Dessen wollen E. Lbd. auch zu gelegener Zeit bei den Räthen eingedenk sein!“

Selbst die Festlichkeiten, mit denen Herzog Ernst Ludwig sein Rectorat beschließt und der junge Barnim die akademischen Fasces übernimmt, vermögen die Unlust der beiden Studenten an ihrem Aufenthalt in Wittenberg nur vorübergehend zu dämpfen. Bei diesen akademischen Festlichkeiten halten beide Brüder wieder stattliche Reden. Der Hofmeister Hennig von Wolde schreibt darüber an den heimischen Hof: „Das ist noch das Beste bei der ganzen Dignität, daß sich J. F. G. bisweilen exerciren müssen.“ — Ernst Ludwig ladet zu seiner stattlichen Rectorats-Köstung den Fürsten Wulf zu Anhalt und den Herzog Alexander, Sohn des Kurfürsten August, durch eigenhändige lateinische Briefe, — sämmtliche Professoren der Universität, viele Geistliche, die beiden Bürgermeister, den Buchdrucker Johann Luft, Maler Lucas Kranach den Jüngeren, den Apotheker und viele der vornehmsten Studenten aber durch ein solennes Chema ein. Auf fünf Tischen wird gar köstlich gegessen und getrunken. Die pommerschen Edelknaben warten dabei auf. Fürst Wulf kann aber nicht erscheinen: der „König von Czippern“ plagt ihn zur Stunde wieder dermaßen, daß er die Luft meiden muß. Der gute Alte läßt sich beim Ehrenfeste seines Mündels durch einige Edelleute vertreten. Die jungen Fürsten aber besuchen darauf den am Zipperlein darniederliegenden Vormund in Coswig. Selbst der böse gestrenge König von

Czippern vermag da ein frohes Poculiren des guten Alten und seiner jungen Gäste nicht zu verhindern. Unsere Studenten finden nach ihrer Rückkehr zu den Wittenberger Studien nicht nur Veranlassung, sich schriftlich bei Fürst Wulf für viele bezeigte Ehre, Liebe, Freundschaft und Wohlthat zu bedanken, sondern auch zu bitten: was sie oder ihre Diener Ungebührliches oder Ungeschicktes begangen, nicht bösem Vorsatze, sondern der Jugend und seinem guten Bier und Wein zuzumessen.

Der leichtherzige Barnim, bei allen Studenten besonders beliebt, weil er die Relegation zweier vornehmen Studenten zu verhindern gewußt hatte, legt die akademischen Fasces mit einer gut memorirten lateinischen Rede in die Hände des Studiosus Graf Johann Georg von Solms nieder. Aber erst nach einigen Monaten erlaubt ihm der Bestand seiner Kasse, die übliche Rectorats-Köstung auszurichten — um so mehr ist es jetzt sein jugendlicher Ehrgeiz, dieselbe möglichst glänzend zu feiern. Er schreibt deswegen an seinen alten Großoheim Barnim XI., der von der Regierungslast in dem anmuthigen Kolbatz ausruht, und bittet ihn: einige von seinen berühmten Maränen aus dem nahen Maduesee, „weil ich, Herzog Barnim wegen des Rectorats etliche vornehme und gute Leute einladen muß, uns auf unsere Kosten und Zahlung gegen den anstehenden Leipziger Neujahrsmarkt zukommen zu lassen.“ Der alte Barnim, wohl eingedenk der frohen Zeit, wo er selber in Wittenberg jugendfröhlich studirte und als Rector mit Luther und Melanchthon zur Leipziger Disputation in Begleitung von 200 bewaffneten Studenten zog, sendet sogleich „XX Dröge Mureanen . . . mit ganz freundlicher Bitte, E. Lbd. wollen dieselben, so gut sie sein, von uns, als

dem einigen Vettern fürlieb freundlich auf- und annehmen!“ Diese Maränen machen nicht geringes Aufsehen unter den zahlreichen Gästen bei der Rectorats-Köstung — nicht nur wegen ihrer Seltenheit und des schmackhaften Fleisches — noch mehr durch die Geschichte, die der junge Barnim von ihnen zu erzählen weiß, und die unter seinen Gästen — selbst unter den Professoren und Geistlichen viel gläubige Ohren findet. Soll nämlich ein Abt des Klosters Kolbatz, ein großer Lebemann und Feinschmecker, dem Teufel seine arme Seele verschrieben haben, wenn dieser ihm bis zum nächsten Mittag 12 Uhr ein schönen Gericht Maränen liefere, die bis dahin nur in einem See Italiens vorkamen. Mit Lüsternheit und doch mit Bangen sah der Abt der nächsten Mittagszeit entgegen — nur noch eine halbe Stunde fehlte an 12 Uhr . . . aber schon saust der Teufel mit einem ganzen Sack voll Maränen über den Madue-See daher . . . Dem armen Abt sinkt das feinschmeckrige Herz in die Knie — — doch plötzlich stößt der gute dumme Teufel einen garstigen Schrei und noch garstigeren Schwefelduft aus und läßt vor Schreck den Sack mit den Maränen in den Madue-See fallen: er hat soeben einen Blick auf die Klosteruhr geworfen und diese hat der listige Bruder Thürmer aus Sorge für die Seele seines Abtes um eine Stunde vorausgestellt! —

Aber nicht einmal diese Festlichkeiten vermögen die Unlust der jungen Fürsten an dem Wittenberger Leben zu verdrängen — ihr Unmuth und die Sehnsucht in die weite bunte Welt hinauszieht sich immer rückhaltloser durch alle ihre Briefe in die Heimat. Ernst Ludwig schreibt an seinen regierenden Bruder: „Ich muß die Wahrheit bekennen, daß einem jungen Menschen nichts Lieberes kann

widerfahren, denn daß er sich ein wenig unter fremden Leuten umsehe und viel Leute, Sitten und Mores lerne; weil ich noch jung und zu reisen Lust!" Zunächst möchten sie gern an die sächsischen Höfe ziehen. Kurfürst August hat J. Lbd. einzuladen und versprochen, ihnen die Merkwürdigkeiten der sächsischen Bergstädte zu zeigen. — Immer ungestümer — ja fast trotzig wird die Forderung, Wittenberg zu verlassen. So schreibt Ernst Ludwig an Johann Friedrich: „Weil auch fast füglich die Zeit, so wir allhier zu bleiben gewilligt, verflossen ist, so werden E. Lbd. unterdeß auf Mittel und Wege bedacht sein, damit wir auf Ostern (1565) vermittelst göttlicher Verleihung an andere Oerter mehr gesandt werden, da wir mehr können sehen und lernen. Denn ich will nicht länger hier bleiben, will auch gleichfalls an die Räthe schreiben und mich nochmals, wie zuvor geschehen, erklären. Darnach sich E. Lbd. haben zu richten!" Noch kecker tritt der junge Barnim auf: „E. Lbd. mögen machen und rathschlagen, wie Sie wollen, unsere Gelegenheit ist es nicht, daß wir länger hier bleiben!"

Auf diese Weise ist zwischen den reiselustigen Studenten und den fürstlichen Brüdern in der Heimat, die sie zum längeren Bleiben in Wittenberg bewegen wollen, nach und nach eine kleine Spannung eingetreten. Zum Glück fehlt ihnen das nöthige Reisegeld, sonst würden sie auch ohne Erlaubniß der Vormünder und des regierenden Bruders in die weite Welt gehn. Nur die Vorstellungen der zu diesem Zweck nach Wittenberg entsandten pommerschen Räthe: des Großhofmeisters Ulrich von Schwerin und des Kanzlers Eickstedt — und das freundliche Zureden des alten Fürsten Wulf haben sie überhaupt bewegen können,

zu versprechen: noch bis Pfingsten 1565 in Wittenberg zu bleiben und fleißig zu studiren. Beides halten unsere Studiosi mit großer Gewissenhaftigkeit.

Als aber der Frühling über Wittenberg kommt und die jungen Herzen in neuer Wanderlust und Freiheitshoffnung schwellt und dennoch von der Heimat wieder neue hochbepackte Proviantwagen eintreffen, deren Inhalt die Küche reichlich bis Michaelis versorgt hätte — — da bricht der Unmuth J. F. G. auf's Heftigste aus. Sie fürchten, bis zum Herbst in Wittenberg zurückgehalten zu werden und erklären sehr bestimmt: daß sie zu Johannis auf jeden Fall abreisen würden „das ist mein Ernst und zuverlässige Meinung!"

Das wirkt. Von Pommern langen gegen Johannis Reiter, Wagen und Pferde und vor allen Dingen das nöthige Reisegeld an — und auch noch etliche pommersche Thaler darüber, um verschiedene brummende Bären zu beschwichtigen. Mit Jubel geht's an das Abschiednehmen bei dem Kurfürst von Sachsen und dem Fürsten Wulf, den der böse König von Czippern gezwungen hat, die Regierung und sich selber in Zerbst niederzulegen. Die Krankheit erlaubt dem guten Alten nicht einmal, an dem solennen Abschiedsschmause Theil zu nehmen, den seine Mündel der ganzen Universität geben. Dagegen läßt er diese Gelegenheit nicht vorübergehen, seine jungen Freunde vor der garstigen Majestät von Czippern zu warnen. Er schreibt ihnen kurz vor dem Festschmause bei Uebersendung von Fischen: „Fürstliche liebe Vettern, ich bitt, Euer Liebden, wollen sich des Trunks bei ihrem Gelag, auch auf der Reise so viel als möglich enthalten!" — mag er auch kurz vorher an den Hofmeister Hennig von Wolde geschrieben

haben: „Mit uns hat es die Gelegenheit, daß wir am Zipperlein darnieder liegen, sonsten aber, Gottlob! ziemlich bei Gesundheit sind — halten aber, daß es mehr des Tanzes, denn des Trunkes Schuld!“ —

Fröhlich wenden J. F. G. nun Wittenberg den Rücken und sich zunächst der Heimat zu. Es ist ein stattlicher Reisezug von 60 Pferden, mit dem die Jünglinge an dem fürstlichen Hoflager des alten Barnim zu Alten-Stettin zum Besuch anlangen. Den Rest des Sommers verleben sie in alter wiederhergestellter Liebe und Eintracht am Hofe zu Wolgast im Kreise der Geschwister und der Mutter. Im Herbst wird ihre Sehnsucht in's Weite endlich gestillt. In Begleitung des Hofmeisters Dietrich von Schwerin und einiger anderer Edelleute geht's im schnellen fröhlichen Zuge durch das schöne deutsche Land — über Belgien nach Frankreich. Zu Angers wird Quartier genommen, um hier in aller Muße Frankreichs Sprache und Sitte zu lernen. Wie ein Donnerschlag überraschte sie indeß schon nach einigen Monaten der Wunsch — ja, der Befehl der Brüder, schleunigst zur Lehnempfängniß und Landeshuldigung in die Heimat zurückzukehren. Dazu haben unsere Reisenden nun nicht die geringste Lust. Sie senden den Brüdern schriftliche Vollmacht, in ihrem Namen die Landesbelehnung und Huldigung entgegenzunehmen: „denn es unsere große Nothdurft erheischet, allhier zu bleiben“ — sie könnten doch nicht mehr zur festgesetzten Zeit in der Heimat anlangen, wegen der Kriegsunruhen in den Niederlanden — sie hätten jetzt erst ordentlich angefangen, die französische Sprache zu verstehn — und es sei ihnen sehr bedenklich, „heimlich von hinnen zu ziehn, wir hätten denn dem Könige die Reverenz gethan und unsere Dienste angeboten — auch anderer ob-

waltenden Ursachen halben!“ Um die Brüder durch ihr Nichterscheinen nicht allzu sehr zu erzürnen, sendet der leichtherzige Barnim ihnen durch den abgesandten Doctor juris Bernhard Macht zwei Rapiere, die der Doctor auf der Durchreise in Paris kaufen soll, „die besten, so er bekommen kann, welche ich E. Lbd. frl. will schenken, frl. bittend, E. Lbd. wolle sie vorlieb und gut annehmen!“ Der Hofmeister schreibt zugleich, er habe die Abreise „bei J. F. G. mit keinen Bitten erhalten können, habe es derowegen zu J. F. G. gn. Willen und Wohlgefallen müssen beruhen lassen!“

Solche Gründe finden aber daheim bei den Brüdern, Vormündern und Räthen wenig geneigtes Ohr. Sogleich wird der Amtshauptmann von Neuen-Kamp, Joachim von Jasmund, nach Frankreich abgesandt, die Reisenden zur schleunigen Rückkehr zu bewegen und ihre Abreise am französischen Hofe zu entschuldigen. Als Reisegeld muß Nicolaus Kuffner 2000 Kronen anschaffen: „dies sei aber das letzte Geld, welches J. Lbd. von Hause erhalten würden, denn die zur Regierung verordneten Räthe beschwerten sich schon, daß die fürstliche Kammer mit ungewöhnlichen großen Ausgaben belastet werde und schon so von Geld entblößt sei, daß sich fürder nichts mehr nachschicken lasse, was J. Lbd. in Schimpf und Spott bringen könne. Zu borgen sei mißlich, da der Wucher dermaßen eingerissen, daß man das Hundert nicht unter 8—12 Gulden bekommen könne, auch Niemand ihnen bei ihrer Minderjährigkeit leihen werde.“ — Aber noch ehe diese 2000 Kronen nebst den brüderlichen Ermahnungen und Warnungen den Jünglingen zu Gesicht kommen, finden sie in Frankreich einige gefällige Geldseelen, die sie gegen allerlei kleine Erkenntlich-

keiten nie darben lassen. So schreibt Ernst Ludwig ganz unbefangen an seinen frl. l. H. Bruder nach Hause: „Wir geben E. Lbd. hiermit zu wissen, daß wir von Charles de Borne, Factor zu Paris, durch Ueberschreibung Kort Besenbosell 1250 Kronen allhier empfangen, bitten demnach frl., Ew. Lbd. wolle die Vorsehung thun, daß die Summe Peter Baumann zum Sunde (Stralsund) wiederum möge erlegt werden: das sein wir freundlich zu verdienen geneigt!" —

Der freundliche liebe Herr Bruder scheint aber wenig geneigt zu solchen Vorsehungen. In ziemlich kategorischen Briefen wenden J. F. G. sich daher in Geldcalamitäten wiederholt direct an die Wolgastischen Räthe: „Wir haben bei uns beschlossen, daß wir auf den zukünftigen Frühling vermittelst göttlicher Verleihung uns allhier an der Königl. Majest. Hof ein Jahr lang wollen begeben, also begehren wir nochmals an Euch sämmtlich, Ihr wollet dahin bedacht sein, damit wir unsern fürstlichen Unterhalt an diesen Orten haben mögen und uns innerhalb 3 Monaten 2000 Kronen zu unserm jetzigen Unterhalt auf Lion oder Antorf übermachen; auch mit dem ersten durch einen Einspänner, was wir zu unserm fürstlichen Unterhalte auf ein Jahr haben mögen, antworten und die Dinge nicht lange aufhalten. Sind Euch sämmtlich und sonderlich Gnade und gnädige Beförderung zu erzeigen geneigt. Datum Angiers, den 20. Nov. anno 1566." . . . Und nach kaum acht Wochen gehn J. F. G. den „ehrbaren lieben Getreuen schon wieder scharf zu Leibe, fordern die Zahlung von 1000 Gulden an einen Pariser Kaufmann, der ihnen diese Summe, da sie des Geldes hart entblößt, freundlich geborgt — „doch wollet Ihr die Dinge nicht so aufziehn, wie es uns oft nunmalen wiederfahren! Nicht wenig miß-

fällt und beschwerlich ist uns auch, daß Ihr den Besenbosell noch nicht befriediget habt, welcher sich derohalben bei uns beschweret. Gesinnen demnach nochmalen an Euch sämmtlich, Ihr wollet die Kaufleute bei Zeiten bezahleu und die Sachen nicht also hintenan setzen, sonsten würde erfolgen, daß die Kaufleute sehr verdroßen und unwillig sein würden!"

Mit dem geborgten Gelde geht's nun lustig an den Hof des jungen sechzehnjährigen Karl IX. und seiner herrschsüchtigen Mutter Katharina von Medicis, von denen die Reverenz der pommerschen Fürstensöhne sehr gnädig aufgenommen wird. In dies flotte Hofleben zu Paris und Fontainebleau platzt Joachim von Jasmund mit seinen allerstrengsten Abrufebriefen wie ein Donnerschlag hinein. Mit schwerem Herzen entschließen sich J. F. G. nach einigen Wochen zur Heimreise und verabschieden sich „bei der Königlichen Würde zu Frankreich," bei welcher Gelegenheit der Hofmeister Dietrich von Schwerin eine zierliche „Abdankung" in lateinischer und französischer Sprache hält.

Um Pfingsten 1567 langen J. F. G. wieder wohlbehalten in der pommerschen Heimat an . . . Ernst Ludwig, um schon nach zwei Jahren bei der Landestheilung die Last der Regierung als Herzog von Pommern-Wolgast kennen zu lernen — und Barnim, um 30 Jahre lang als Herr der Aemter Rügenwalde und Bütow ein freundliches Privatleben zu führen, bis ihn kurz vor seinem eigenen Ende der Tod seines Bruders Johann Friedrich noch auf drei Jahre zum regierenden Herzog von Pommern-Stettin macht.

* * *

Hundert und funfzig Jahre später begegnen wir wieder einem deutschen Fürstensohne auf der Universität: Johann Theodor, Herzog zu Baiern. Der Prinz hatte eine harte Jugend hinter sich. Sein Vater, der Kurfürst Max Emanuel von Baiern wurde im spanischen Erbfolgekriege 1702 in der unglücklichen Schlacht von Höchstädt von den Oesterreichern besiegt und aus seinen Erblanden vertrieben. Er floh nach den Niederlanden. Die Kurfürstin Therese Kunigunde verwies Oesterreich nach Venedig. Ihre jungen Söhne wurden unter dem Namen der Grafen von Wittelsbach in Klagenfurt in harter, unwürdiger Gefangenschaft gehalten. Ihre Kerkermeisterin war ein Fräulein von Weichs. Dies alte Fräulein hatte ein hartes Herz und eine harte Hand — und gar kleine, magere Kochtöpfe. Elf lange, bittere Jahre mußten die Prinzen unter und von dieser harten Hand leben — dann erhielt ihr Vater im Frieden von Utrecht Baiern wieder. Aber es scheint, als ob die Dornen der Kindheit den jungen Prinzen auch ihre Früchte getragen haben. Als Johann Theodor anno 1720 in Ingolstadt studirte, schrieb er sich selbst aus eigenem Antriebe folgenden Studien- und Lebensplan vor, „um sich selbsten einen Nutzen, der ganzen Hochlöblichen Universität aber ein Exempel zu geben.“

„Um 7 Uhr stehen seine Durchlaucht auf, bis 8 Uhr zum Gebett, Anziehen und eine Suppe zu nehmen. Umb 8 Uhr bis 10 Uhr werden Seine Durchlaucht das Studiren mit Reverendo P. Bayr Dero Beichtvatter und Dero Instructore Ihro Hochwürden Herren Kalin vornehmen. Umb 10 bis 11 Uhr gehen Seine Durchlaucht zur Heil. Meß in Dero herzogl. Wohnungs-Kapellen, und die übrige Recreation (Erholung). Unter welcher Zeit Seine Durch-

laucht diejenigen, denen der Zugang gnädigst gestattet ist, sehen, oder die, so etwas unterthänigst anzubringen, gnädigst anhören werden. Umb 11 bis 12 Uhr seyend Seine Durchlaucht in denen Wissenschaften von der Geographia, Historia, Morali und Politica unter Herrn à Schollenberg, Dero Churfürstlicher Durchlaucht in Baiern ꝛc. Revisions-Rath, und Seiner Hochfürstlichen Durchlaucht Churprinz Cabinets-Secretario. Umb 12 Uhr zur Mittagstafel, übriges aber bis 2½ Uhr zur Recreation. Von 2½ Uhr bis 4½ Uhr studiren Seine Durchlaucht wiederum mit obigen P. Mayer und Herrn Kallin Hochwürden. Von 4½ bis 5 Uhr Recreation. Von 5 bis 6 Uhr mit Herrn à Schollenberg. Von 6 bis 8 Uhr Recreation. Umb 8 Uhr gehen Seine Durchlaucht zum Nachts-Speisen. Um 10 Uhr zum Schlaffen. Alle Donnerstäg gehen Seine Durchlaucht auf die Reitschuel. Alle Sonn- und Feiertäg eine halbstündige geistliche Conferenz. Alle Donnerstag eine halbstündige Repetition in der Arithmetica oder Mathematica unter Reverendo P. Ring solcher Gestalten, daß selbige mit einer geistlichen Conferenz von Donnerstag zu Donnerstag alternire."

Was unsere Herren Studenten von heute — auch wenn sie keine „Durchlauchte" sind — wohl zu einem solchen Lections- und Lebensplan sagen würden, wenn er ihnen vorgeschrieben wäre?

Schorist und Pennal.

Wir sind in Jena — um's Jahr 1610!

Welch' ein wüstes, zügelloses Studentenleben tritt uns hier entgegen — gerade auf der Universität, die der fromme Kurfürst Johann Friedrich der Großmüthige vor 60 Jahren mit so viel Liebe — und unter so viel Schmerzen und Kämpfen in's Leben gerufen, als Ersatz für die theure Lutheruniversität Wittenberg, die Kaiser Karl V. wieder katholisch machte, als er in der Schlacht von Mühlberg dem Kurfürsten Johann Friedrich von Sachsen Land und Freiheit nahm.

Und am zügellosesten und wüstesten lebt der „Schorist" — der alte Student, der sich durch seine oft langjährigen Studien im Trinken, Händelsuchen, Raufen, Randaliren, Schuldenmachen, Courtisiren und durch sonstige Ausschweifungen zum unumschränkten „Herrn und Meister" des jungen Studenten — des „Pennals" — berufen fühlt.

Schorist nennt sich der Bursch, der wenigstens schon im zweiten Jahr „studirens halber" die Universität besucht, mit Stolz, weil er seine Hauptaufgabe auf Universitäten darin findet: alle neu ankommenden jungen Studenten „wacker zu scheeren." Und nicht nur die Haare vom Kopf muß das arme „Pennal" unter den scharfen Händen des Schoristen lassen — nein, Gut und Blut, Tugend und

Ehre . . . und gar oft auch das Leben. Ausgezogen und ausgesogen, gehänselt und gemißhandelt, „getrillt und vexirt", zum Trunk, zum Diebstahl, zur Unzucht und zu andern schändlichen Lastern vom Schoristen systematisch verführt . . . armer junger Bruder Studio!

Den Spottnamen „Pennal" hat der Schorist für ihn erfunden, weil er auf der Schule sein hölzernes wohlgefülltes Federbüchslein sittsam am ledernen Riemen oder am Gürtel stets bei sich zu tragen und fleißig zu gebrauchen von den Präceptoren und Magistern gewöhnt war und auch wohl versuchte, diese Gewohnheiten mit auf die Universität zu nehmen. Der Schorist aber kennt nichts Lächerlicheres für einen Studiosum, als Fleiß und Sittsamkeit.

Der alte Professor Wolfgang Heider, der im Anfange des siebenzehnten Jahrhunderts in Jena docirte, entwirft uns ein abschreckendes Bild von einem Jenaischen Schoristen jener Tage. Auch Philander von Sittewald malt ihn nicht in Rosenfarben.

Die Kollegia besucht der Schorist fast gar nicht — höchstens hält er gegen Ende seiner Studienzeit ein Disputatorium mit einem Kommilitonen. Um sich den lieben Eltern für seine baldige Nachhausekunft durch einen Beweis seines Fleißes und seines erstaunlichen Wissens zu empfehlen, schickt er ihnen die Theses seiner Disputation mit einer zierlichen, gehorsamsten Dedikation zu. Dafür randalirt er fleißig durch die Gänge des Kollegienhauses oder horcht an den Thüren der Auditorien, ein Sprüchlein zu erlauschen, daß er, die Stimme und den Vortrag des Professors nachäffend, dem Gelächter seiner „Rottburschen und Zechbrüder" Preis geben kann. „Früh schläft das

zarte und liebliche Brüderlein bis um neun, darnach aber, wo etwas Zeit bis zum Mittagsmahl übrig, bringet er solche zu, die Haare zu kemmen, zu krümmen, zu putzen, zu reiben, nach Läusen zu stellen." Bei Tische „schüttet er von sich einen vollen Wust von tölpischen Stockereien und garstigen Unflätereien, daß alle Knaben und Mägdlein davonlaufen ... Nach Mittag schläft entweder das faule Murmelthier oder wandelt mit seinem Jungen (Famulus, Dienstjunge) im nächsten Weydich umher oder sitzet in gemeinen Trinkzechen und rüstet sich also zu annahenden Nacht-Scharmützeln ... Wenn er nun sein Kloak mit Wein und Bier sehr wohl befeuchtet, erhebt er sich mit großem Krachen der Pfosten und Thüren, bricht los, gewappnet und von seinem Jungen begleitet. Da hat man ein wunderlich Schrecken- und Trauerspiel von Rültzen, Grültzen, Rauschen, Schreien, Wüthen, Steinhauen nnd Werfen und noch viel mehr Stücke ... Wo er einen Feind merket, so springet er mit Füßen an die Thore, wirft mit Steinen in die Fenster und schüttet allerhand Schmähungen und Lästerungen aus und flucht siebenhunderttausend Sakramenter ..." Schlägereien mit Knütteln, Degen und Schießgewehr unter einander oder mit den „Stadtknechten" uud Bürgern sind Tags- und Nachtgebrauch. Ferner zeichnet sich der Schorist durch freches Eindringen bei Hochzeiten und Kindtaufen aus, durch das Auflauern und gewaltsame Küssen ehrbarer Frauen und Jungfrauen auf offener Straße, ja sogar Sonntags vor der Kirche, — durch Pasquille und Pereats auf die Professoren, durch zu große Intimität mit den Professoren- und Bürgertöchtern, von denen er sich auf seiner Stube besuchen läßt, durch das Verbrennen der Weinreiser auf den Bergen und

lärmendes Umherschwärmen mit Pauken und wüstes Singen durch die Gassen... und sonstige wilde Ausschweifungen. Der Schorist hält es „für eine Bärenhäuterei, fleißig sein, und für ein adelig Werk, sich närrisch, phantastisch, eselisch, flögelisch und röckelisch zu stellen ..." wie Philander von Sittewald im sechsten Gesicht des ersten Theils seiner wunderlichen und wahrhaftigen Geschichte erzählt.

Auf den Stuben der Schoristen finden sich wenige Bücher und diese sind „Zauber- und amadische Fratzen." Dafür liegen aber reichlich umher: Büchsen, Panzer, eiserne Handschuhe, ausgepolsterte stichfeste Wämser, Humpen, Gläser, Karten, Brettspiel und Würfel. An der Wand etliche werthlose „Dolche und Sticher, um solche dem Rectori auf dem Nothfall einzuhändigen ... Ferner etliche Schriften, worauf angemerket, daß dieser oder jener daselbst niedergesoffen worden, andere, da sie vier Däuse gehabt, dennoch den Stich verspielet, welches sie mit eigener Hand bekräftiget hatten ... Endlich scheidet der Schorist von der Universität, fast allezeit schattengelb, mager, halbäugig, hinkend, zehrlos, mit Narben und Hefften durch und durch zerflicket ..."

Welch ein Tages- — welch ein Lebenslauf!

Armer alter Bruder Studio!

* * *

Die stillen, hohen Berge um das alte Jena schimmern im ersten Frühlingsgrün. Auf den Böschungen der Wallgräben, die hinter den mit zahlreichen Wartthürmen geschmückten Ringmauern die junge Musenstadt an der Saale — Athenae Salanae — im länglichen Viereck umschließen, blühen goldgelbe Ranunkeln und duftende Veilchen. Der Sonnenschein liegt hell auf den sauberen Gassen, durch die das Wasser der Leutra — mittelst Röhren nach dem hochge-

legenen Kollegiengebäude geleitet — frisch und fröhlich plätschert. Es ist ein leuchtender, warmer Nachmittag — bald nach dem Osterfeste 1610.

Durch die Gassen zieht lärmend und singend eine starke Rotte von Studenten zum Thor hinaus in die beliebte Studentenkneipe — die Rasenmühle.

Sie singen mit rauhen Kehlen und wüstem Geschrei:

„Wo soll ich mich hinkehren,
Ich dummes Brüderlein?
Wie soll ich mich ernähren?
Mein Gut ist viel zu klein;
Als ich ein Wesen han,
So muß ich bald davon,
Was ich soll heu'r verzehren,
Das hab' ich fernt (voriges Jahr) verthan.

Ich bin zu früh geboren,
Ja, wo ich heut' hinkomm,
Mein Glück kommt mir erst morgen;
Hätt' ich das Kaiserthum,
Darzu den Zoll am Rhein,
Und wär' Venedig mein,
So wär' es All's verloren,
Es müßt verschlemmet sein.

Ich will mein Gut verprassen
Mit Schlemmen früh und spat,
Ich will ein Sorgen lassen,
Dem es zu Herzen gat;
Ich nehm' mir ein Ebenbild
Bei manchem Thierlein wild,
Das springt auf grüner Heide,
Gott behüt' ihm sein Gefild."

Bruder Studio ist heute besonders lustig, denn ihm steht ein gar kostbares Vergnügen in Aussicht. Er hat

ausgekundschaftet, daß heute gegen Abend noch ein Trupp von „Mutterkälbern, Quasimodogeniti, Neovisti, Rabschnäbeln, Raupen, Oelbergern, Innocentes, Bacchanten, Beane“ — und wie die jungen Zukunfts-Studenten: die „Pennäle“, von den „Schoristen“ sonst noch titulirt werden — in Jena einpassiren.

Die Pennäle „würdig“ zu empfangen, begiebt der Schorist sich jetzt mit einem Troß von Studentenjungen und dienstbaren Pennälen — die noch im Pennaljahr schmachten d. h. noch nicht 1 Jahr 6 Monate 6 Wochen 6 Tage 6 Stunden 6 Minuten der Leibeigene — der Schuhwisch — der Hund eines Schoristen gewesen sind — hinaus zur Rasenmühle, wo die Ankömmlinge vorüber müssen.

Der Schorist hat sich nach Kräften herausgeputzt, um den armen Pennälen gleich von vornherein gewaltig zu imponiren. Er trägt stattliche schwarze Hüte mit rothen, gelben und weißen Federn, je nach Vermögen Stutz- und Knebelbart, um den bis auf die Schultern entblößten Hals gefältete linnene oder Spitzenkrausen, ledernen Coller oder rothes, gelbes oder blaues Wamms mit Puffen an den engen Aermeln, hohe Reiterstiefel mit mächtigen klirrenden Sporen, über der rechten Schulter ein spanisches Mäntelchen, an der linken Hüfte einen langen Stoßdegen mit Korbgriff. Dazu kommt noch ein buntes seidenes Band am Hut oder am Degengriff, eine gleichfarbige Schärpe, deren Farbe anzeigt, zu welcher „Nation“ der Schorist gehört.

In ähnlicher Weise wie ihre Herren sind die „Studentenjungen“ herausgeputzt — nur um einige Grade schäbiger. Zu den Revenüen eines Studentenjungen gehört auch die nächste Anwartschaft auf die abgelegte Garderobe seines Gönners.

So stattlich die Schoristen — ja sogar die Studentenjungen einherstolzieren . . . so armselig schleichen die noch dienstbaren Pennäle hinterher. In zerlumpten, unsauberen Hemden und Kleidern, in zerrissenen Pantoffeln und Hüten, ohne Degen und Stock, statt des Mantels einen Tuchfetzen auf der Achsel — springen sie dienstwillig auf jedes Kommando des Schoristen oder seines Jungen . . . ein Fußtritt oder ein Hieb mit der Degenscheide ist ihr Dank . . . Aber bald ist ja ihr Pennaljahr abgelaufen — dann ziehen sie mit den Pennallumpen die hündische Unterthänigkeit aus — sie sind selber stolze, gebietende, fußtretende Schoristen . . . Wehe ihren armen Pennälen!

Im Erdgeschoß der Rasenmühle, in einem weiten, niedrigen Gemach, zechen und lärmen die Schoristen und ihr Gefolge. Der alte Rasenmüller Christian Schenk, ein behäbiges Männlein mit einem runden, rothen Gesichte und stattlichem Bäuchlein glüht schon wie eine Pfingsstrose — so sauer muß er sich's werden lassen, die vielen leeren Krüge mit seinem schäumenden eigenen Gebräu stets wieder zu füllen. Die Zecher brüllen:

„Laßt uns schlemmen und demmen bis morgen,
Laßt uns fröhlich sein ohne Sorgen!
Wer uns nicht borgen will, komme morgen!
Wir haben nur kleine Zeit hier auf Erden,
Drum muß sie uns kurz und lieb doch werden.
Wer einmal stirbt, der liegt und bleibt liegen,
Aus ist es mit Leben und mit Vergnügen.
Wir haben noch von Keinem vernommen,
Er sei von der Hölle zurückgekommen."

„Vater Schenk — Bier her, ich verdurste!"
„Gleich, Kind — Einer nach dem Andern!"

„Alter, laß Dir doch helfen von Deinem Töchterlein — da würd's Bier noch mal so schnell gleiten!"

„Ja — ja — Sibylla her — wo ist die schöne Sibylla Schenkin?" lärmt der Chor.

„Gut aufgehoben, ihren Herren — nicht mal 'ne Ratte findet Zutrit zu ihr, denn in der Johannisnacht hab' ich stillschweigend ein gefundenes Hufeisen auf die Schwelle genagelt . . ."

„Ratten wären auch schlechte Gesellschafter für ein so sauberes weißes Kätzlein — besser ist, alter Christian, das Kätzlein leistet so schmucken Burschen, wie wir sind, Gesellschaft . . . bring die schöne Sibylla her, Alter!"

„Daß ich ein Kindskopf wär', Bruder Studio — kenn ich Euch denn erst von heute? Nein, meine Sibylla hat nichts mit Euch wüsten Gesellen zu schaffen. . . .

Rausen, saufen bei Tag mit Nacht,
Randaliren, hofiren die Nacht,
Das haben Jen'sche Studenten erdacht!

— wie es in Euren sauberen Liedlein heißt."

Nur Vater Schenk, wegen seiner frohen Laune, seines Pumpregisters in infinitum und seines vortrefflichen Bieres bei Bruder Studio sehr in Gnaden, darf sich solch' vermessen Wort ungestraft herausnehmen.

Ein halb trunkener Schorist lacht ihm zu:

„Drei Würfel und eine Karte,
Das ist mein Wappen frei,
Sechs hübscher Fräulein zarte,
An jeglicher Seite drei;
Rücke her du schönes Weib,
Du erfreust mir's Herz im Leib,
Wohl in dem Rosengarten
Dem Schlemmer seine Zeit vertreib.

. . . Und so, alter Hexenmeister — soll trotz Deines Hufeisen-Hokuspokus Dein Sibyllchen . . ."

Da springt ein riesiger Schorist auf und schlägt mit der Faust auf die Trinktafel, daß das Bier umherspritzt — und donnert: „Siebenhunderttausend Sakkermenter sollen Dir in Deinen ungewaschenen Hals hinabfahren, Hund eines Hundes, wenn Du mein Bäschen Sibylla noch mal mit Deiner geifernden Zunge berührst!"

„Was geht's Dich an, Du Riese Goliath von einem Mastschwein?" — schreit der Andere dagegen und reißt seinen Stoßdegen klirrend von der Seite. — „Ho! ho! weiß doch jeder Rapschnabel, daß Matthias Steckenberger — mag sein Vater auch der fürnehme reiche Geleitsmann vom Markte sein — als Herkules zu den Füßen der schönen Omphale Schenkin noch keine Seide gesponnen hat . . . Base Sibylla will von ihrem Herrn Vetter kein Titelchen mehr wissen, als von . . ."

„Blut! — Blut!" brüllt der Riese — schon klirren die Degen an einander . . .

Da stürzt ein auf Kundschaft ausgeschickter Studentenjunge mit den Freudengeschrei in das Gemach: „Sie kommen — sie kommen — die Mutterkälber sind da!"

Diesem erwünschten Ruf halten selbst die gekreuzten Stoßdegen nicht Stich — sie senken sich bis auf ruhigere Zeiten. Die ganze Rotte stürzt auf die Landstraße.

„Und Recht hat er" — brummt Matthias Steckenberger in sich hinein — „Base Sibylla will von mir nichts wissen, sie hat mir schon mehr als einmal in's Gesicht hineingesagt: einem so lüderlichen Schoristen, einem solchen Raufer und Trunkenbolde könne sie nimmer gut sein . . . Und das nehme ich Alles geduldig hin, die Sibylla hat's

mir einmal mit ihren blanken Augen angethan ... Nun, ich will das Trinken und wüste Leben auch aufgeben ... morgen ... Nein, nun kommen die lustigen Pennalschmäuse ... die werde ich mir doch nicht entgehen lassen ... Und was würden die Andern sagen, wenn der flotteste Schorist Matthias Steckenberger ein Duckmäuser würde ... Also über's Jahr ... oder doch, wenn ich mal den Schoristenrock ausziehe ... ja, dann gewiß soll das tugendsame Bäschen mit mir zufrieden sein ..."

Auf der Landstraße halten sieben Jünglinge auf reich mit Mantelsäcken bepackten Pferden und schauen die sie umringenden Schoristen halb neugierig, halb ängstlich an. Sie sind noch blutjung, wohl kaum 18 Jahr. Sie müssen guter Leute Kinder sein; ihre Wämser sind neu und vom feinsten Tuche, und die Mantelsäcke wollen schier platzen vor der Fülle ihres Inhalts.

„Prächtig kommen Pennäl hergezogen,
Haben lange zu Hause gesogen,
Sind nun endlich ausgeflogen ..."

jubeln die Studentenjungen.

„Meine jungen Innocenten-Räuplein" — sagt ein alter Schorist, der als „Erzpennalputzer" berühmt ist, mit spöttischer Höflichkeit — „seht hier die Blüte der Jenaischen Studenten vor Euch! Zur höflichsten Beneventirung sind wir Euch entgegengezogen und laden Euch anjetzo zu einem solennen Hochschmäuslein hier auf der Rasenmühle ein. Drum steiget von Euren Röslein, die werden unsere Famuli unter ihre Obhut nehmen und Euch auch die Ränzlein in die Rasenmühle nachtragen. Tretet ein, daß wir

Euch einen Willkommentrunk entgegenbringen, wie die Sitte der Höflichkeit es gebietet!"

An einem Erkerfenster regt sich ein weißer Vorhang — dahinter lauscht das holde Müllertöchterlein auf die neuen Ankömmlinge hinab — — da fühlt sie es wie einen Stich durch das junge sechzehnjährige Herz, die Thränen springen ihr in die Augen und die Lippen beben: „O — der arme, feine Knabe — wie wird es ihm unter der Rotte Korah ergehen!"

Aber es sind ja sieben neue Studenten da? . . . Sibylla sieht nur den Einen, dessen schlanke, schmucke Figur über alle Anderen hinausragt, dessen großes braunes Auge so gar eigen leuchtet — dem die reichsten kastanienbraunen Locken um das schöne, edle — stolze Gesicht spielen . . .

Die Schoristen sind mit ihrer Beute in der Rasenmühle verschwunden. Mehrere Erzpennalputzer nehmen sie gleich in's Verhör: „Und nun beichtet uns doch, theuerste Quasimodogeniti (eben geborne Kinder), wie es mit dem Allerbesten steht, das Euch die lieben Eltern auf die Universität mitgeben konnten — laßt Eure Geldbeutelein sehen, ob sie auch gut gespickt sind . . . Es ist nicht gut, daß so grüne Rapschnäbelein schon eigen Geld in die Finger bekommen — wir Schoristen=Seniores werden uns der Mühe unterziehen und für Euer jetzt anzutretendes Pennaljahr Eure Seckelmeister sein — glaubt mir, wir haben eine treffliche Praxis für uns, die blanken Muttergröschlein auf's Lustigste durch die Finger gleiten zu lassen! . . . Bah! die Geldbeutelein sind nicht sonderlich fett — aber für die heutige Zeche und einige solenne Pennalschmäuse werden sie schon ausreichen! . . . Famuli=Satansjungen, nun bringt die Bacchanten=Ränzlein her, wir wollen gewissenhaft unter=

suchen, ob sie auch nichts enthalten, was den Pennal-Studien hinderlich sein könnte!"

Mit bleichem Schrecken oder der Röthe des ohnmächtigen Zornes auf den Wangen müssen die jungen Neulinge mit ansehen, wie die schönen neuen Kleider und das blanke Linnen, vom fernen Mütterlein so sorgsam in die Mantelsäcke gepackt, von den Schoristen unter Hohn und Gelächter herausgerissen und als gute Beute vertheilt werden. Diese singen dazu:

„Steck an den Schweinebraten,
Dazu die Hühner jung!
Darauf mag uns gerathen
Ein frischer freier Trunk;
Trag einher kühlen Wein
Und schenk uns tapfer ein!
Mir ist ein' Beut gerathen,
Die muß verschlemmet sein . . ."

Ein wüstes Trinkgelage beginnt . . . die Neovisti müssen die Schoristen dabei bedienen und werden mit den gemeinsten Schimpfwörtern, mit Stock und Faustschlägen traktirt.

In den Augen der jungen Ankömmlinge stehen Thränen der Enttäuschung — des Zorns — der Empörung . . . sie haben sich daheim das freie akademische Leben doch ganz anders gedacht.

Der schlanke Braunlockige hat sich gegen die erniedrigenden Dienstleistungen aufgelehnt — den Thätlichkeiten widersetzt . . . Gleich sind ein Dutzend Stoßdegen gegen ihn erhoben . . . Er denkt an's Mütterlein in dem stillen, schönen Pfarrhause am Neckar . . . Er beugt sich knirschend der Uebermacht.

Immer wüster wird das Gelage . . . immer berauschter toben die Schoristen . . .

„Und nun zur Fuchsjagd — zum Pennalgreifen!“ brüllt der Erzpennalputzer von vorhin.

„Ja, ja, und denkt an die alte Regula: erst wenn dem Fuchs der letzte Lappen vom Leibe herabgerissen ist, gilt das Pennalgreifen — zur Leibeigenschaft für das Pennaljahr!“

„Hussah! Füchslein! — wau! wau! Beane! — kläff! kläff! lauft, Mutterkälblein — Hussah!“ . . . und mit Bellen und Juchen, mit Degenscheiden und Knütteln stürzt sich die wilde Jagd auf die geängsteten Neulinge . . . über Tische und Bänke rast es durch das weite Gemach, dessen Thür geschlossen ist . . . Hussah! wau! wau! — schon hängen die Kleider der Gejagten in Fetzen herab . . .

„Ein Schelm, wer sich das länger gefallen läßt!“ — ruft der braunlockige Pfarrerssohn vom Neckar im hellen Zorn, reißt einem Schoristen den langen Stoßdegen von der Seite und lehnt sich mit vorgehaltener blanker Waffe gegen die Fensterwand — „hierher, Freunde, laßt uns zusammenhalten und unser Leben und unsere Ehre gegen diese Straßenräuber bis auf den letzten Mann vertheidigen!“

Die Schoristen stutzen . . . Solch verwegener Trotz eines Pennals ist ihnen noch nicht vorgekommen — aber schon bricht's von allen Seiten los: „Was? — das Bürschlein will spröde thun? — will's besser haben, als wir es einst als Pennäle gehabt haben? — stoßt ihn nieder wie einen tollen Hund!“ — und die Stoßdegen blitzen — klirren . . . Mehrere Male schlägt der kühne junge Württemberger die Angreifer ab. Immer wüthender dringen die halbtrunkenen Schoristen auf ihn ein . . . Jetzt ist es um ihn

geschehen — der Degen ist ihm aus der Hand geschlagen ... Ein Schoristenstoß und . . . doch nein! wie der Blitz springt das Pennal auf das Fensterbrett, stößt das Fenster ein — und ist im Garten! Seine Locken fliegen, wie er über die Beete springt und sich durch die Gebüsche schlägt . . . Vergebens späht er nach einem sichern Zufluchtsorte — — schon ist die wilde Jagd dicht hinter ihm her . . .*)

Da zittert ein heller Angstschrei über den Garten ... Der Flüchtling wendet den Kopf — wie gebannt bleibt er stehen! Aus dem Erkerfenster der Rasenmühle lehnt sich weit hinaus ein Mägdlein — schön wie eine bethaute Wiesenblume im Glanze der Morgensonne. Goldblondes Haar ringelt sich reich unter dem kleinen schwarzen Sammethäubchen hervor und zittert in einzelnen Goldfäden über das glühende Gesicht. In den großen, lichtblauen Augen schimmert es feucht. Die verschlungenen Hände sind gegen das scharlachrothe, reich mit Goldschnüren benähte Mieder gepreßt, als könnten sie so das angstvolle Wogen darunter stillen . . . und jetzt lösen sich die Hände und breiten sich flehend ihm entgegen . . .

Im Nu ist die packende Faust eines Schoristen abgeschüttelt . . . Sich geschmeidig durch die anstürmenden Feinde durchwindend, springt der gehetzte Student in flüch-

---

*) Unsere Schilderungen des Pennalismus auf den alten Universitäten sind durchaus nicht übertrieben. Es steht aktenmäßig fest, daß am 25. Februar 1615 der junge Jenaische Student Christoph Pahlmann auf seiner eigenen Stube von den Schoristen Johann Metzger von Kitzingen und den Brüdern Christoph und Otto Hoffmann so gehetzt wurde, daß er in seiner Angst aus dem hohen Fenster sprang und todt liegen blieb. Die drei Schoristen wurden mit einer — mäßigen Geldbuße bestraft.

tigen Sätzen der Rasenmühle zu und die Treppe hinauf . . . In der offenen Kammerthür steht das holde Mädchenbild und streckt ihm beide zitternde Hände entgegen und zieht ihn in die Kammer: „Hier bist Du sicher.“

Stumm, wie traumbefangen, steht er ihr gegenüber, sie mit leuchtenden Augen anschauend . . . Dann preßt er ihre Hände fest an seine Lippen — an seine Brust.

So stehen sie Hand in Hand — Auge um Auge da . . . sie haben Alles um sich her vergessen . . .

Es poltert die Treppe herauf — degenklirrend — fluchend.

„Ich schütze Dich!“ sagt sie — aber ihre Wangen erbleichen. Hastig drängt sie ihn zurück — noch ein Blick voll unendlicher Liebe — und sie tritt auf den Flur hinaus.

„Nein, nein, ich lasse Dich nicht — Du willst Dich für mich opfern!“ Er will ihr nach, aber die Thür ist von Außen verriegelt.

Sibylla und Matthias Steckenberger stehen sich oben an der Treppe gegenüber.

„Bäschen, wo ist das elende Pennal?“

„Hier in meiner Kammer.“

„So will ich hinein und ihm Jenische Studentenmores beibringen.“

Sibylla lehnt sich zum Schutz gegen die Kammerthür. „Nein, Matthias — erst mußt Du mich tödten. Ich habe ihm gesagt, ich wolle ihn retten . . . und Du, Matthias, Du mußt mir helfen — mir zu Liebe rette ihn!“

„Hast aber sonst von meiner Liebe nichts wissen wollen!“ flammt es in dem Schoristen auf.

„Ja, Matthias, weil Du ein wüster Mensch bist — weil Du gottlose Dinge treibst, einen unschuldigen Jüng-

ling wie ein wildes Thier hetzest und im Rausche gar tödten willst!"

„Wirf den Rapschnabel zum Fenster hinaus — wir fangen ihn mit unseren Degen auf!" ruft es von unten herauf.

„Matthias rette ihn — und ich will Dir auf meinen Knieen danken!" — weich und flehend schauen ihre schimmernden Augen ihn an.

Dem Schoristen wird so wunderlich um's Herz — seine Stimme bebt: — „Wenn Du mich lieb haben könntest, Sibylla . . ."

„Ich will es versuchen, Matthias — nur sei gut und rette ihn!"

Die andern Schoristen drängen die Treppe hinauf: „Wo steckt der Bean?"

„Ihr habt nichts mehr mit ihm zu schaffen. Jedes Pennal hat das akademische Recht, sich einen Schoristen als Sittenmeister und Schutzherrn zu wählen — dies Pennal hat sich mir zu eigen gegeben. Wer ihn während seines Pennaljahres ein Haar krümmt, hat es mit mir zu thun — und Ihr kennt die Klinge Matthias Steckenberger's."

Murrend geht der Haufe zu seinen Bierkrügen zurück.

„Dank! Dank! Das will ich Dir gedenken, Vetter Matthias!" — sagt Sibylla und reicht ihm die Hand. Dann schiebt sie den Riegel zurück und flüstert: „Bleibe ihm immer freundlich — mir zu Liebe."

„Ich glaube fast, Bäschen, wenn Du mich so ansiehst, so bittest, kannst Du Alles mit mir machen."

„So laß auch das wüste Trinken — das wilde Schoristenleben . . . um Deiner seligen Mutter willen."

„Ich fürchte, Sibylla Schenkin, das ist die einzige

Ausnahme, was Du von mir nicht so kurzweg fordern darfst . . . Ah! da bist Du ja, Pennal — wie heißt Du?"

„Erhart Piscator aus Württemberg. Mein Vater ist dort am Neckar ein Pfarrer — und ich will auch einer werden."

Mit leuchtenden Augen schaut er das erröthende Mägdlein dabei an. Dann verbeugt er sich mit ehrerbietigem Danke vor ihr und folgt seinem neuen Herrn und Meister, Matthias Steckenberger, zur Stadt.

Sibylla Schenkin steht noch lange am offenen Fenster ihres Kämmerchens und läßt sich die glühenden Wangen vom Abendwinde kühlen, und ihre Lippen flüstern halb unbewußt: „Erhart Piscator!" . . . und wie der Wind leise durch die Bäume rauscht, muß sie an das Rauschen des fernen Neckars denken und an ein stilles, heimliches Pfarrhaus und einen jungen Pfarrer und . . . Da springen ihr die Thränen aus den Augen und das blütenahnende Herz thut ihr so weh — so wunderlich sehnsuchtsweh, wie noch nie.

* *
*

„Nun in's Kollegienhaus zur Deposition, junges Pennal" — sagt der Schorist Matthias Steckenberger nach wenigen Tagen zu seinem Schützlinge Erhart Piscator, der in dem stattlichen Hause des hochansehnlichen Geleitsmannes Peter Steckenberger am Markte Wohnung und Kost gefunden hat. „Jetzt sind ein Dutzend Beane alias Bacchanten beisammen und der hochweise decanus philosophiae Paulus Crusius wird sonst ungeduldig auf die hübsche Nebeneinnahme der Depositionsgroschen. Die Deposition kann ich Dir nicht ersparen, Räuplein . . . selbst nicht —

ihr zu Liebe!" setzt der alte Schorist leise — fast wie beschämt hinzu. „Die Deposition gehört einmal mit zum Studiren — wie die Faust auf's Auge — sintemal der neue Studiosus, der Beanus ein pecus campi, cui, ut rite ad publicas lectiones praeparetur, cornua deponenda sunt — der Bean ist ein Federvieh, das seine Hörner ablegen muß, um sich anständig auf die öffentlichen Lectionen vorzubereiten."

Und Erhart Piscator geht an der Seite seines Herrn und Meisters in das Kollegienhaus.

Das Refektorium des alten Paulinerklosters, dessen drei letzte Mönche vor sechzig Jahren den einziehenden protestantischen Magistern und Scholaren weichen mußten, ist mit einer bunten, lauten Menge von Studenten, Professoren und deren Frauen und Töchterlein überfüllt.

Vor diesem Publikum sitzen auf einer langen Bank und in wunderlichem Putze die zwölf Bacchanten. Sie tragen einen groben, zerfetzten Bacchantenrock, ein hölzernes Halsband und zerlumpte Hüte mit Hörnern. Ihre Arme und Beine, Brust und Rücken sind mit Spänen und Strauchwerk umbunden. Mächtige Eberzähne hängen aus ihrem Munde vor.

Der vom Dekanus verpflichtete und vereidete famulus communis — der „Deposter" — ein beliebter Possenreißer der Schoristen — steht mit dem großen Depositorsack vor den Bacchanten und ermahnt sie mit komischem Pathos, daß sie sich den ritus depositionis recht zu Herzen nehmen und durch die feierliche ceremonia eine dauernde impressio in ihre jungen ingenia erhalten möchten, den Zweck der depositio auch recht erkenneten, ihre groben, bäuerischen mores, die Fehler gegen das decorum und die höfliche

Sitte — ihr ganzes vorheriges kindisches Wesen ablegen und aus der depositio als ganz andere Menschen hervorgehen möchten.

Hierauf nimmt der Depositer aus seinem Sack ein Beil und schlägt den Bacchanten der Reihe nach die Hörner von den Hüten, „auf daß Euch Bacchanten das vorher innewohnende wilde und unbändige Gemüth und der Uebermuth, der Euch in den Hörnern so hoch steht, sich in Leutseligkeit und Geduld verkehre.“

Mit einer großen eisernen Zange reißt er die Bacchantenzähne aus, „auf daß dem neuen Studioso alle wilden, beißenden, fressenden qualitates des pecus campi und der Zahn der Lästerung genommen werden.“

Der Depositorsack giebt Axt und Hobel her: „Pueruli, Ihr seid noch so ungelenk von dem vielen Euch anhaftenden Holze — ich will Euch gelenkig machen. Streckt Euch fein ehrbar auf die Bank, daß Euch Axt und Hobel gut traktiren können. Hack! da ist mancher Ast, mancher derbe Knorren abzuhacken — hei! wie die Späne fliegen! . . . So, nun legt Euch geduldig auf den Bauch, daß ich den Rücken glatt hobeln kann — bene, nun seid Ihr rein von allem Holze. Zum Dank blast Eurem Depositer und diesem hochweisen publico ein Stücklein auf dieser Flöte. . . . Fi! wie ungeschickte Bacchanten Ihr noch seid: da habt Ihr Euch die Gesichter ganz voll Ruß geblasen — nun, plärrt nur nicht, Knäblein, ich seife Euch ja schon ein und barbire Euch mit diesem Sabul . . . je mehr Haut dabei abfliegt, desto besser für den Bacchantenteufel, der Euch innewohnt . . . Wie wüst Euch aber das Haar noch steht — da weiß diese riesige Scheere und dieser hölzerne Kamm Rath . . . Ihr wollt plärren, Brüderlein, wenn im Kamme

mal ein Büschlein Haare sitzen bleibt? Nehmt ein exemplum daran, daß Ihr Euch in Zukunft als Studiosi hübsch reinlich zu halten habt — so, nun seid Ihr so weiß und blank, als kämt Ihr just von der Friedrichsrodaer Bleich'...

Schnapp! ein Zahn war weg — puff! da lag ein Horn!
Ihr seid jetzt Studenten — von hinten und von vorn!

Wie aber steht es mit Eurer Weisheit? — da muß ich Euch noch auf den Zahn fühlen, um „denen einbildischen Ignoranten die derbe Wahrheit unter die Augen zu reiben, dumme Köpfe zur Ausübung des ingenii anzumahnen, hurtige Geister aber mit etwas gelinder Art zur Schärfung des Verstandes und Erlernung der Philosophie, auf deren meiste Disciplinen die Fragen eingerichtet sind, anzureizen. Denn **B**eanus **E**st **A**nimal **N**esciens **V**itam **S**tudiosorum ... Schwabb! mein Beanus, da hast Du eine Ohrfeige auf Abschlag — damit Du bei Zeiten aufmerken lernest ... nun sage mir, Kindskopf: hast Du eine Mutter gehabt?"

Schüchtern sagt der verdutzte Bacchant: „Ich denke doch, mein hochverehrter Herr Depositor ..."

Schwabb! sitzt auf der anderen Wange des Bacchanten auch eine Ohrfeige: „Du solltest doch wissen, Schelm, daß Deine Mutter Dich gehabt hat."

„Räuplein, wie ist die Erbse auf die Welt gekommen?"

„Ach, mein hochverehrter Depositor — ich habe mein Lebtage nicht gern Erbsen gegessen — wie sollte ich das wohl wissen ..."

„Schwabb! So wisse in Zukunft, Du Ignorant, daß die Erbse rund und ungekocht und ohne eine Beilage von Schweinsohren auf die Welt gekommen ist."

„Mein Bacchant, das wirst Du mir aber sagen können, wie viel kleine schwarze Blutsauger in einen Scheffel gehen?"

„Ach, mein hochverehrter Herr Depositor, das hat mir meine Frau Mutter und mein Herr Magister in der Schule nicht gelehret . . ."

„Schwabb! so docire ich Dir jetzt, Du Schelm, und Euch anderen unwissenden Bacchanten, daß kein rechtschaffener pulex so lange im Scheffel verharret, bis nur der Boden von seinem Volk bedeckt ist — er springt alsobald wieder heraus.

„In der edlen logica bist Du noch spottschlecht beschlagen, Räuplein — wie steht es nun aber mit der latinitas? — Sage mir doch gleich: wie heißt das Mäuseloch?"

„Antrum muris!" — sagt der Bacchant, froh, daß er doch etwas weiß . . . aber schon wieder brennt die Hand des Examinators auf seiner Wange: „Pecus campi, merke Dir, daß das Mäuseloch im echten Studentenlatein Mysterium heißt.

„Aber, mein Bean, nachdem Du von mir anjetzo eine ganz stattliche Reihe von Ohrfeigen erhalten hast, wirst Du mir doch gewiß sagen können: wie heißt die Ohrfeige latine?"

„Colaphus — alapa — damnum — jactura, mein hochverehrter Herr Depositor . . ." stottert der Bacchant mit Zittern und Zagen.

„Schwabb! da hast Du eine — bei mir heißt eine Ohrfeige: accidens — recipe! . . . was Dir zukommt, stecke mit Dank ein! — Aber ich sehe mit Schmerzen, daß Du noch sehr dumm bist, mein Bacchant — darum

sperre das Gehege Deiner Zähne weit auf und empfange mit dieser Hand voll Salz das Salz der Weisheit . . . Wie? Du schneidest Gesichter? — da, trinke den Wein der Fröhlichkeit!" — und der Depositer gießt dem armen, krächzenden Bacchanten ein Gefäß mit Wasser über den Kopf.

In zierlicher Rede empfiehlt nun der Depositor seine Bacchanten dem decano philosophiae und bittet für sie um Ertheilung eines Depositionsscheines.

Der Dekan Paulus Crusius antwortet latine und nimmt die Bacchanten als Pennäle unter die Zahl der Studenten auf. Er ermahnt sie, sich eines „rechten geziemenden Studentenlebens" zu befleißigen und ihren rechtmäßigen, vom akademischen Senate ihnen gesetzten Aufsehern — den Schoristen — in allen Dingen unweigerlichen Gehorsam zu leisten — denselben Ehre zu machen, die „correctiones und Ermahnungen wohl aufzunehmen und ihre Reden und Thaten stets mit guter Lehr und Weisheit zu würzen."

„So, mein Pennal, nun bist Du für das nächste Jahr und 6 Monate 6 Wochen 6 Tage 6 Stunden und 6 Minuten mein Eigenthum," sagt Matthias Steckenberger zu Erhart Piscator, als sie das Kollegienhaus verlassen, — „aber wenn Du ein rechtschaffener Pursch bist, sollst Du es gut bei mir haben . . . ihr zu Liebe," murmelt er in sich hinein. Ja, wenn ich ihr zu Liebe doch auch das Bier und die Würfel und das Raufen lassen könnte . . . puh! heute weg mit diesen dummen Grillen . . . Mi fili, nun wollen wir in die „güldene Gans" zum Pennalschmaus gehen und dann heut' Abend auf jenen Berg, wo noch der eine Thurm aus den Trümmern des Kirchberger Schlosses so hoch aufragt — da rupfen wir Euch jungen Schulfüchs-

lein die letzten Fuchshärlein und das Fuchsschwänzlein aus, mit dem Ihr dekoriret werdet — derohalben nennen wir den Thurm auch den „Fuchsthurm“. Ihr aber bezahlt die Fuchszeche.“

Am Abend geht es am und im Fuchsthurm droben auf dem Hausberge gar wild und lärmend zu — Pechfässer und Haufen von trockenen Weinreben geben zu der wüsten Orgie die Beleuchtung her. Die Pennäle müssen unter die Trinktische kriechen und auf Kommando wie Hunde bellen und wie Katzen miauen . . . Es folgt der Fuchstritt: Die Pennäle werden von den Studentenjungen wie Pferde aufgezäumt und von den Schoristen bestiegen und rund um den Fuchsthurm herum geritten. Die Schoristen schwenken dabei ihre Trinkhörner und singen die Bacchus-Meß:

O vinum gloriosum,
Respice gratissimum . . .

und:

„So thut man Pennäl agiren
Wenn sie sich viel imaginiren
Und Schoristen despectiren . . .“

Als der Schorist Matthias Steckenberger sich im köstlichen Zerbster Bier schon längst toll und voll getrunken hat und den Pennälen zum Schluß der Fuchstrank — ein scheußliches Gemisch von Tinte, Blut, Butter, Nußschalen, geschnittenen Brennnesseln, gestoßenen Ziegelsteinen, Salz und ekelhaftem Unrath eingetrichtert wird, daß gar Manchem das Blut aus Mund und Nase stürzt . . . ist das Pennal Erhart Piscator verschwunden . . .

Den Berg vom Fuchsthurm hinab singt eine helle jubelnde Stimme das Lied der Freundsberge:

„Ich bin ein freier Falke,
Ich fliege hoch und fern,
Ich diene keinem Schalke,
Und dien' auch keinem Herrn.

Ich schwinge mein Gefieder,
Mein Flug ist Goldeswerth;
Ich lasse da mich nieder,
Wohin mein Herz begehrt.

Zwei Augensterne blinken
Mir tief in's Herz hinein;
Zwei weiße Händlein winken:
Ich soll willkommen sein!

O welche Lust, zu schweben
In Liebesseligkeit,
Nur ihrem Dienst ergeben,
Nur ihr, der süßen Maid . . ."

Und bis tief in die laue, duftige Aprilnacht hinein wandeln und pochen, hüpfen und glühen zwei junge, selige Herzen mit einander durch den still verschwiegenen Garten der alten Rasenmühle . . . und dann während vier köstlicher Jahre noch gar oft.

Es ist eine wunder — wunderreiche Welt — — die des Frühlings und der Jugend . . . Aber das größte Wunder bleibt doch: wie schnell sich zwei junge reine Herzen finden — und dann für's ganze Leben nicht wieder loslassen . . .

*   *
*

Und zum vierten Male seit jenem Aprilabende anno 1610 ist der Schnee auf den Bergen um Jena geschmolzen — die Berge schimmern fröhlich grün und auf den Wällen blühen wieder blaue Veilchen und goldgelbe Ranunkeln.

Es ist ein sonniger Frühmorgen bald nach dem Osterfeste. Vor der Rasenmühle hält ein schmuckes Wägelchen, mit einem muthigen Schimmel bespannt und reich mit Truhen und Kisten bepackt.

Daneben steht der alte lustige Rasenmüller Christian Schenk — er ist aber heut' gar nicht lustig und dicke Thränen rollen über seine runden, rothen Backen. An seiner breiten Brust birgt sein Töchterlein Sibylla ihr thränenfeuchtes Gesicht.

Da tritt ein junger Mann in studentischer Tracht an das Paar heran. Wir erkennen in ihm das Pennal Erhart Piscator kaum wieder — so stattlich ist er geworden. Er legt seinen Arm sanft um den schlanken Leib Sibylla's: „Lieb Weiblein, nun laß des Abschiedswehs genug sein . . . der Herr Vater hat uns ja versprochen, wenn er des wüsten Lebens mit den Schoristen müde ist, zu uns in unser schmuckes Pfarrhaus an den Neckar zu ziehen."

„Ja, wenn ich des wüsten Studentenlebens müde bin, komme ich zu Euch, Kinder!" sagt der alte Rasenmüller mit einem Anflug seiner alten schalkhaften Laune . . . Er denkt aber: so lange ich noch einen Krug schäumendes Bier zapfen und die Kreide führen kann, werde ich meiner tollen, übermüthigen Jenischen Studenten nicht müde . . . sie und der alte Christian Schenk auf der Rasenmühle sind mit einander zu eng verwachsen.

„Vater," schluchzt Sibylla leise, „bringt dem Vetter Matthias von mir ein herzliches Lebewohl . . . und er soll mir nicht böse sein, daß ich ihn nicht so lieb haben konnte, wie den Erhart. Ich laß ihn noch einmal von Herzen bitten, daß er sein wildes Leben aufgiebt. Es hat mir durch die Seele geschnitten, daß er gestern auf meiner Hochzeit so aus=

gelassen lustig war — ich weiß, ihm war nicht so um's Herz."

Der alte Rasenmüller schüttelt sein weißes Haupt: „Kind, ich fürchte, dem Matthias hilft kein Bitten und Beten mehr — er lebt nun schon sieben Jahre als wüster Schorist, und seit Deiner Mutter Bruder, der alte Peter Steckenberger auf dem Markt, gestorben ist und dem Jungen ein gut Stück Geld hinterlassen hat . . . und seit Du dem Erhart gut wurdest, treibt er's nur noch wilder. Er wird als Schorist leben und als Schorist sterben — mit dem Bierkruge und dem Raufdegen in der Hand."

„Das wolle Gott nicht!" sagt Erhart Piscator. „Der Matthias ist im Grunde kein schlechter Mensch, er hat mir kein Haar zu krümmen gesucht, selbst als Sibylla ihm für immer verloren war — aber er ist schwach, sträflich schwach. Und nun Gott befohlen, Herr Vater — auf ein fröhliches Wiedersehen am Neckar!" — Behende hat er sein junges Weib umfaßt und auf den Wagen gehoben — er schwingt sich selber hinauf, ergreift die Zügel, schüttelt dem Alten noch einmal die Hand . . . und fort geht's das grüne Thal hinauf.

An der Ecke des Weges hält der Wagen auf Sibylla's Bitte. Sie schauen noch einmal zurück: vor der Rasenmühle steht Vater Schenk, die Hand schützend über den Augen, schaut er seinen Kindern nach . . . Ueber die grünen Wälle herüber grüßen Jenas Thürme . . . Vom hohen, kahlen Hausberge leuchtet im Glanz der Morgensonne der Fuchsthurm — wie ein fröhliches Ausrufungszeichen am Ende . . . eines gesegneten Lebensabschnittes . . .

„Was war das?" sagt Sibylla leise zusammenschauernd, — „das klang ja wie ein tiefer Seufzer."

Auch Erhart schaut sich verwundert um — umsonst. Und doch war es ein Seufzer, aus einer qualvoll durchwühlten Menschenbrust.

Hinter einem grünen Versteck am Berge kauert Matthias Steckenberger, der alte Schorist, und lauscht auf das junge Paar nieder . . . „Ob ich ihn hasse, der sie mir nahm — das Einzige auf dieser Welt, das ich so recht von Herzen geliebt habe? — Nein, er wird sie glücklich machen . . . ich hätte das nicht gekonnt . . . O! mein elendes, erbärmliches Leben . . .“

Der Wagen der Glücklichen rollt vorüber . . . das wilde Aufschluchzen des alten Schoristen verhallt in dem Geräusch der Räder.

Der relegirte Schlafrock.

Das erste Höschen mit den ganz richtigen Taschen — die erste Uhr — der erste Frack mit dem ersten Cotillonorden — der erste Kuß süßer Liebe . . . und sogar der erste eigene Schlafrock — — an welche stolzen, seligen Stunden erinnern uns diese Worte! Begannen doch mit ihnen neue bedeutsame Abschnitte in unserem sich entfaltenden Leben!

Sie sind wie die Knospen am Rosenstrauch. Eine Blüthenknospe springt nach der andern — und die junge Rose glüht in duftiger Pracht . . . Aber dieselbe Knospe springt — dieselbe Rose blüht nur ein Mal . . . und dann nie wieder. Das mischt Wehmuth in die Erinnerung an solche Blüthenstunden unserer Jugend.

Lacht nur! — auch die Erinnerung an das erste stolze Schlafrockglück durchzieht ein leiser Hauch von Wehmuth!

Wie wonnig und erhebend wirkte es schon auf unser zwölfjähriges Herz, wenn wir an einem molligen Winterabend mit der alten Kinder-Hanna und den „Kleinen" mutterseelenallein zu Hause waren und uns zu einer grausam schweren und wichtigen Uebersetzung aus Cornelius Nepos in Papas vacante Studirstube zurückgezogen, damit die Kleinen uns nicht im Studiren störten — und wenn dort des Vaters alter grauer Schlafrock so verlockend vom Nagel

winkte und wir unseren ausgewachsenen Hausrock schnell abwarfen und bis über die Ohren in den weichen warmen tabackduftigen grauen Liebling fuhren! Kamen wir vor Wonnegefühl und den entsetzlich langen Aermeln des Grauen auch wenig zum Arbeiten — — da standen wir am andern Morgen lieber eine Stunde früher auf.

Und doch war dies noch nichts gegen das erhebende Wonnegefühl, das uns bis in alle zehn Fingerspitzen durchzuckte, als wir in der Abenddämmerung nach glücklich bestandenem Abiturienten-Examen in die Wohnstube traten und die gute Mutter uns mit einem funkelneuen grün und roth karrirten Schlafrock mit langen rothen Schnüren und Quasten über dem Arm entgegenkam und mit glücklichem Lächeln sagte: „Für den Herrn Studenten!"

Wir konnten wahrhaftig nicht anders: wir warfen den erbärmlichen vorgeschriebenen Examenfrack verächtlich in die Sophaecke und fuhren mit beiden Armen zugleich in den neuen eigenen Studentenschlafrock. Wir zogen ihn auch den ganzen Abend nicht wieder aus — zum respectvollsten Erstaunen der Kleinen — zur Bewunderung der vor Freude weinenden alten Kinder-Hanna — und zu unserem eigenen stolzen Entzücken.

Der gute Vater reichte uns die erste Cigarre — und auch sie erfüllte uns mit Wonne und Hochachtung vor uns selber . . . War es doch lange nicht die erste, die wir überhaupt rauchten und die das Gegentheil von Seligkeit hervorrief . . . Aber es war die erste officielle!

Und wie wundersüß träumte es sich in dem eigenen roth karrirten Schlafrock die ganzen Ferien durch von der goldenen freien Studentenzeit! Hatten wir den Bruder Studio doch zugleich mit ihm angezogen.

Und doch wurden diese schönen Träume von einer noch viel wonnigeren Wirklichkeit — in demselben Studenten-Schlafrock — übertroffen!

Welche tausend köstlichen Geschichten könnte der gute alte Grünrothe aus der glücklichsten Zeit unseres Lebens erzählen: — vom freien, frischen Studium in der Morgenfrühe und dem gemüthlichsten Thee-Punschabend auf der molligen Stube eines lieben alten Jungen — von Schlittenpartien im Mondschein und schwärmerischen Singständchen in dunkler Nacht vor dem Fenster einer Wunderschönen, — von Vivats und Pereats und obligaten kleinen unschuldigen Fensterkanonaden und „geleimten Schnurren“ und „abgeblitzten Pudeln“ — von ungenirten Morgenspaziergängen zum Baden und noch ungenirteren Spritzfahrten in die dörfliche Exkneipe — von behaglichen studentischen Bier- und Kaffeekneipereien unter der Linde vor unserer Hausthür und dem alten Burschen dazu:

Wenn dem Burschen es behaget,
Setzt er vor die Thür den Tisch.
Und dann kommt der Wirth gesprungen,
Da wird dann gezecht — gesungen
Auf der Straße frei und frisch . . .

und von winterlichen Ferienreisen im nächtlich dunklen Postwagen in die Heimat oder mit einem schwesterreichen Busenfreunde in die nahe „Kümmelküche“ . . . Ja, bei all diesen wichtigen Ereignissen spielte der treue Schlafrock — genannt Schlangenhaut — eine Hauptrolle, und wahrhaftig, jede Faser von ihm könnte die unsterblichsten Geschichten erzählen — — wenn inzwischen nicht unser vielgeliebtes, sehr praktisches und ein wenig ökonomisches Haus-

kreuzlein das Wintermäntelchen unseres ältesten Töchterleins mit dem grün-rothen Studentenschlafrock des Papa gefuttert und uns dafür zu Weinachten einen stattlichen Double-Schlafrock aufgebaut hätte . . . Die Gute konnte es unmöglich länger mit ansehen, daß wir in dem alten lumpigen Dinge zum Skandal umhergingen . . .

Die Theure hatte gewiß Recht — wie immer! Ja, für einen ehrsamen Philister sah der alte Gottfried Schlangenhaut wirklich etwas zu burschikos-genial aus . . . Aber es war uns doch ganz wunderbar zu Muthe, als wir „das alte Ding“ zum letzten Mal ausgezogen und die hausmütterliche Scheere ihm so energisch ans Leben ging . . . War's doch fast, als zögen wir zugleich mit dem alten Gottfried die sorglos fröhlichsten Stunden unserer Jugend aus!

Nach dieser sicherlich nicht kurzen, aber gutgemeinten Schlafrock-Einleitung werdet Ihr Euch lebhafter denken können, welch ein Hallo die alten Jenaischen Burschen anstimmten, als sie am Morgen des 8. November 1700 in ihren wenig glänzenden, aber gar behaglich eingewohnten Schlafröcken zahlreich vor dem „Schwarzen Brett“ an der Stadtkirche standen und eine feierliche Verordnung des hochlöblichen akademischen Senats lasen, die das Tragen der Schlafröcke auf öffentlicher Straße und in den Kollegien auf das allerstrengste verbot. Waren die Studiosi doch bis dato gewohnt gewesen, in ihren geliebten Schlafröcken nicht nur zum Essen und Trinken in die Kneipe zu gehen, auf dem Markt und durch die Gassen zu spazieren, die Vorlesungen zu besuchen, — sondern an heißen Sommertagen ungenirt unter den Schlafröcken sogar dasjenige Kleidungsstück fehlen zu lassen, von dem man

sonst im Allgemeinen glaubt, daß es für ein Maskulinum das allerunentbehrlichste sei . . .

Und die ganze süße Schlafrock-Behaglichkeit und Schlafrock-Freiheit auf Jenas Gassen sollte nun auf immer vorbei sein? Wie die Burschen in ihren Schlafröcken tobten und wetterten, wie sie im lichterlohen Auflauf zum Magnificus rannten und ihm Himmel und Hölle vorstellten: diese grausame unnatürliche Verordnung zurückzunehmen!

Vergebens! Seine Magnificenz blieben ungerührt — ja, sie drohten sogar, vom Herrn Herzog wieder mal einige tausend Mann Weimarscher Soldaten — unter dem Namen „Laubfrösche“ bei den Studenten Jenas von jeher verhaßt — kommen zu lassen, wenn die Rottirung sich nicht sogleich in Wohlgefallen auflöse! Aber mit dem wohlgefälligen Auflösen ging's natürlich nicht so glatt weg — im Gegentheil, die Aufregung der jungen Schlafrockritter stieg von Minute zu Minute in bedrohlicher Weise: Fenster wurden eingeworfen, Pereats ausgebracht, Pedelle gesteinigt, „Schnurren“ — die verhaßten Stadtwächter — halb todt geprügelt und unter die Pumpe gesteckt . . . und wer weiß, was für ein trauriges Ende dieser Schlafrock-Auflauf vielleicht noch genommen hätte, wenn nicht die unheildrohende Aufregung der Gemüther in einem plötzlichen Aufleuchten des ewig jungen Studentenhumors lustig verpufft wäre.

Am Nachmittage versammelten sich Jena's Burschen „von echtem Schrot und Korn“ im vollen Wichs draußen auf der Landfeste. Sie verschmähten noch die schon andrängenden französischen Moden: große gepuderte Alongenperrücken mit langem Zopf, dreieckiger Hut mit goldener Agraffe, gefältete Hemdkrause, breitschößiger rother goldbesetzter Frack mit vergoldeten Knöpfen, gelbseidenes Wams,

kurze rothe Beinkleider, Gamaschen und Schnallenschuhe, Stulphandschuhe, und den Stoßdegen mit mächtigem Stichblatt im gestickten Bandelier an der Seite, wie die studentischen Stutzer von Klein-Paris = Leipzig — sich schon damals producirten. Der Jenaische Bursch trug noch sein eigen Haar und darauf einen großen dreieckigen Hut, Lederhosen und ein schmuckloses Tuchwams, schwere bespornte Wickelstiefel und einen auf den Steinen furchtbar nachklirrenden Schläger. So geschmückt wälzte sich ein langer Zug von 3000 Studenten unter Trauermusik und lautem parodirenden Wehklagen von der Landfeste in die Stadt — voran trug ein riesiger Bursch auf hoher Stange einen Schlafrock mit der sehr deutlichen Aufschrift:

Relegatus!

Mit diesem relegirten Schlafrock zogen die Burschen unter dem großen Jubel der studentenfreundlichen Bevölkerung Jena's vor dem Fenster des Herrn Rectors vorüber in der ganzen Stadt herum und schließlich zum Thore hinaus zu einer solennen Bierkneiperei auf den Mühlen, ihren Schmerz über den Relegirten zu ertränken in Jenaischem Klatsch, Ammerbacher Dorfteufel, in dem so malzreichen Cospedaer Menschenfett und im edlen Breyhan — von dem ein Zeitdichter begeistert singt:

Grandio si summo fierent convivi coelo
Breyhanam superis Jupiter ipse daret!
Gäb' es auf hohem Olymp noch stattliche Lustkneipereien,
Setzte wohl Jupiter selbst Breyhan den Göttlichen vor.

. . . Die Relegation des Studentenschlafrocks in Jena scheint aber keine relegatio in perpetuum gewesen zu sein, denn schon nach wenigen Jahren finden wir wieder die alte Klage aufgezeichnet, daß die Burschen mit brennen-

den Pfeifen und in langen Schlafröcken durch die Gassen und in die Collegia gehn — und noch später triumphirt das Jenaische Burschenlied:

„Und die akadem'sche Freiheit
Ist in Jena auf dem Damm:
In Schlafröcken darf man gehen,
Und den Bart sich lassen stehen,
Wie ein Jeder will und kann!"

Der Teufel in Jena.

Weich und blitzend lag der Schnee auf den Gassen Jena's und darüber ein klarer funkelnder Sternenhimmel. Es war der heilige Christabend des Jahres 1715. Fröhlich läuteten die Glocken der Collegienkirche und riefen zur Christmette. Geputzte Männer und Frauen, dicht in faltenreiche buntfarbige Mäntel gewickelt, schritten ehrbar daher, das Gesangbuch und ein Licht in den Händen, um es später in der Kirche anzuzünden und vor ihren Platz in die mit Löchern versehene Holzbrüstung zu stecken. Geschäftig rannten glückliche Kinder mit erwartungsvoll strahlenden Gesichtern voraus — sie hatten sich schon lange darauf gefreut, heut Abend in der funkelnden Kirche das Christkindlein in der Krippe, die Mutter Maria mit der Strahlenkrone, die anbetenden Hirten und die Könige aus dem Morgenlande zu sehen. Hin und wieder huschte auch wohl noch ein weißgekleidetes Englein, mit großen goldpapierenen Flügeln auf dem Rücken und in den Händen grüne duftige Tannenzweige, über den Schnee. Es hatte sich beim Putz verspätet und war nach seiner Meinung doch die Hauptperson bei der schönen biblischen Darstellung. Im Laufen wiederholte es sich singend ein paar Verse aus dem Weihnachtsliede: „Es ist ein' Ros' entsprungen" — das sollten die Engel ja an der Krippe singen.

Aber die Kinder verstummten ängstlich und drückten sich scheu an den Häusern hin, als ihnen ein Trupp Studenten lärmend entgegensang:

Sanct Paulus war ein Medicus,
Er schrieb an den Timotheus:
„Um deines schwachen Magens willen
„Sollst du den Durst mit Weine stillen!"
Das war ein Mann nach unserm Fuß —
Es leb' Sanct Paul der Medicus!

— das klang gar schrill in das feierliche Geläut der Christglocken und den Engelgesang der Kinder hinein. Dabei wetzten die Studenten mit wüstem Lachen ihre mächtigen Hieber auf den Trittsteinen vor den Häusern, wo der Schnee weggefegt war, und neckten mit frivolen Scherzen die Kirchgängerinnen. Sie steckten fast bis zur Hälfte in hohen schweren Kanonenstiefeln mit rasselnden Rädersporen. Ihre Wämser waren meist sehr abgetragen, ja zum Theil sogar arg zerplundert. Aber keck saßen ihnen die prunkenden Federhüte auf dem langen, wirren Gelock. Die rauflustigen Hände bargen sich in hirschledernen Stulphandschuhen. Klirrend schleppten die langen schwarzen Degenscheiden hinter ihnen her.

Das waren die berüchtigten Schmaus- und Rauf-Renommisten Jena's, die ihre Zeit mit Saalfahren und Reiten, Ständchenbringen und Schwärmerwerfen, Schießen in den Weinbergen, Schlittenfahrten mit Fackeln und den wüsten Belustigungen beim Feuer der Johannisnacht, Hieberwetzen und Schnurrenprügeln, Armbrustschießen und Fahnenschwingen, Dorflaufen und den groben Excessen auf den verrufenen Mühlen, mit Hoch- und Pennal-Schmäusen und den blutigen Raufereien im Teufelsloch an der Saale

und auf offenem Marktplatze zubrachten und nur in die Collegia gingen, um mit den gesitteten Studenten Händel anzufangen und die Docenten zu hänseln.

Kirchengehen gehörte sonst nicht zu ihren Gewohnheiten. Sie stellten sich lieber mit ihren ungeschlachten und auf allerlei Unfug dressirten Hunden draußen vor den Kirchenthüren auf und belästigten sittsame Frauen und Mädchen beim Verlassen der Kirche in rohster Weise. Heute Abend aber gingen sie doch in die Christmette — aus Neugier. Das schönste Mädchen Jenas, Barbara Heuchlerin, die einzige Tochter des alten reichen Schneidermeisters Georg Heuchler in der Leutragasse, sollte bei der biblischen Aufführung die Jungfrau Maria darstellen. Das schöne Bärbel — wie sie allgemein hieß — war sonst eigentlich nicht sonderlich beliebt bei den Renommisten, denn sie hatte die Zudringlichkeiten gar manches wüsten Burschen sehr energisch zurückzuweisen gewußt. Aber sie versprachen sich viel Plaisir von der heutigen Darstellung — und darauf sollte ein nächtliches Trinkgelage im Fürstenkeller folgen.

Einen auffallenden Contrast mit diesen Schmaus- und Rauf-Renommisten bildeten zwei andere Sorten von Studenten, die gleichfalls heute Abend in die Collegienkirche gingen.

Da waren zuerst die Stutzer unter den Studenten — reiche und vornehme junge Leute in großen Alongen-Perrücken, den feinsten gefältelten Hemdkrausen, hellfarbigen seidnen Fracks und Westen, Gamaschen und Schnallenschuhen, die kostbaren Federn auf den zierlichen dreieckigen Hüten von goldenen Agraffen festgehalten, den Degen im gestickten seidenen Bandelier an der Seite, in der Hand ein Bambusrohr mit goldnem Knopf. Mit den Kleidermoden

hatten auch die französischen Sitten bei ihnen Eingang gefunden. Sie plauderten und sangen gern französisch, tranken Kaffee, Thee und Chocolade — dem echten deutschen Burschen ein Gräuel! — spielten L'Hombre und Pharao, Bassette und Roulette, während der Renommist kurzweg grobhäuserte — drei Bischen oder Hütchen spielte. Sie dufteten eben so sehr nach Pomaden und wohlriechenden Essenzen, wie der Renommist nach Tabak, Bier und Branntwein. Eins aber hatten sie mit ihm gemein — den Wahlspruch: tout par force . . . und stets auch die Hand am Eisen.

Himmelweit verschieden von beiden Arten Studenten waren die Convictoristen — arme Studiosi der Theologie, die in schwarzen dünnen Mäntelchen ehrbar einhergingen, sich als Leichenträger, Sänger oder Famuli ihren Unterhalt verdienten, sich im Convict redlich satt aßen und darauf schworen, daß der Maulesel des Convicts das schönste fetteste Bier der Welt sei. Den Renommisten gingen sie gern zehn Schritt aus dem Wege.

Doch lassen wir sie alle in die Christmette gehen und das schöne Bärbel als Jungfrau Maria bewundern. Wir wandern inzwischen in die Leutragasse und werfen einen Blick in das Hinterstübchen eines schmalen, hochgiebligen Hauses . . . Welch ein Contrast zu der lauten Weihnachtsfröhlichkeit und dem bunten Leben auf den Gassen! Das Zimmer ist nur matt durch ein Lämpchen erleuchtet. Vor dem Fenster steht ein großer hoher Tisch mit runden Ausschnitten in der Platte. Es ist der Arbeitstisch des Schneidermeisters Heuchler, des Vaters vom schönen Bärbel. Allerlei Handwerkszeug und angefangene Kleider liegen umher. Dumpf und schwer tickt eine große alte Wanduhr —

sonst ist's still im Zimmer. Nur hin und wieder hört man bang und schwer athmen. An dem Tische vor der Lampe sitzt ein junger Mann in ärmlicher studentischer Tracht, den Kopf in die Hände gestützt, über alte Folianten gebeugt. Sein Gesicht ist schön, aber fast gespenstisch bleich und von Leidenschaften durchwühlt. Wüst hängt das Haar ihm über die Stirn herab. Er athmet so bang und so schwer, während sein Auge über die Blätter bald dieses, bald jenes Folianten hinirrt. In seinem Gesicht, in seinen Händen zuckt eine leidenschaftliche Hast, wenn er ein anderes Buch ergreift. Dann läßt er auch wohl die Hände über die Augen niedersinken, wie in tiefen Gedanken . . . bis er vor seinem eigenen Aufstöhnen erschrickt und sich wieder in die Folianten versenkt.

Es ist der Studiosus der Medicin: Johann Gotthard Weber aus Reichenbach im Voigtlande, der Michaelis von Leipzig nach Jena gekommen ist und bei Meister Heuchler Kost und Wohnung hat.

Wie lange der Student so über den Folianten brütet, weiß er selber nicht. Er ist so in seine Lectüre und in sich versunken, daß er nicht mal hört, wie sich die Stubenthür öffnet und eine schlanke Mädchengestalt ins Zimmer tritt. Sie läßt ein Tuch vom Kopf und den Schultern sinken und steht da in seltsamer Kleidung und wunderbarer, leuchtender Schönheit. Das lange faltige lichtblaue Gewand ist mit silbernen Sternen besetzt, darüber purpurrothe Tücher — halb wie ein Mantel, halb wie eine Schärpe malerisch drapirt. Auf dem reichen welligen Goldhaar ruht ein Sternendiadem.

Ja, Barbara war als Jungfrau Maria in der Christdarstellung wunderbar schön. Ihre rührende Schönheit ließ

selbst das rohe Witzwort auf den Lippen der Renommisten verstummen. Jetzt liegt auf dem süßen Gesicht eine tiefe Trauer, und in den großen blauen Kinderaugen quellen Thränen, wie sie mit gefalteten Händen zu dem Studenten hinüber schaut — voller Liebe und voller Angst.

„Gotthard!“ sagt Bärbel leise. Aber der Lesende hört sie nicht.

Da tritt sie an den Tisch und legt beide zitternde Hände auf die Schulter des Studenten und schluchzt: „Gotthard — hör mich — ich vergehe vor Angst!“

Wie aus einem wüsten Traume schrickt Gotthard auf und starrt das Mädchen entsetzt an — dann sagt er verwirrt: „Ach! Du bist es Bärbel — ich dachte nicht, daß die Mette schon aus sei — ich wollte Dich ja aus der Kirche abholen!“

„So bist Du also doch nicht in der Kirche gewesen, Gotthard? Vergebens habe ich mich nach Dir umgeschaut!“

„Es war mir nicht möglich, Bärbel, heut Abend in die — in eine Kirche zu gehn — ich bin nicht in der Stimmung . . . und dann hatte ich dem Vater versprochen, ihn hier zu erwarten!“ Er wendet sich finster — verlegen ab.

„Und wieder sitzt Du über den alten Zauberbüchern und dazu am heiligen Christabende — das ist Sünde, Sünde gegen Gott!“ sagt das Mädchen leise und schmerzlich.

Der Student antwortet nicht. Er schaut nur dumpf vor sich hin.

Barbara nimmt seine beiden Hände in die ihren und preßt sie heftig: „Gotthard, wenn Du wüßtest, welch eine tiefe Angst mich überkam, als ich Dich vorhin in der Kirche nicht sah und daran dachte, wie alles so anders mit Dir

— mit uns geworden ist. Ich hätte laut aufweinen mögen. Wie warst Du so leichtherzig und fröhlich, als Du im Herbst zu uns ins Haus zogst und wir dann am Abend der Weinlese zuerst mit einander sprachen und lachten und tanzten und uns gleich so lieb gewannen. Was waren das für glückliche Tage, wenn der Vater auch oft unwirsch wurde und von dem armen Studenten als Schwiegersohn nichts wissen wollte! Ich wußte ja doch, daß wir einander treu bleiben, bis Du dereinst als gelehrter Medicus wiederkämst und mich vom Vater begehrtest. Dann aber kamen die Heimlichkeiten mit dem Vater und jenem fremden Schäfer, der als Teufelsbanner und Schatzgräber weit und breit berüchtigt ist, und Du brachtest die alten Zauberbücher in's Haus und saßest Tag und Nacht darüber und wurdest ein ganz anderer. Du hast Dich von Gott abgewendet ... Darum bist Du heute Abend nicht in der Kirche gewesen — an meinem Ehrenfeste, wo ich die Jungfrau Maria darstellen durfte ... und mein eigener Vater war auch nicht dort. — Gotthard, um unserer Liebe willen, sage mir jetzt ehrlich — Auge im Auge — glaubst Du an diese entsetzlichen Teufelsbücher?"

Da arbeitet und zuckt es wild in den verwilderten schönen Zügen des Jünglings und er sieht lange und starr vor sich hin ... endlich sagt er dumpf und ohne aufzublicken: „Als ich Dich zuerst sah, wie lag die Welt so lachend vor mir da ... und als ich wußte, daß Du mich wieder lieb hattest, wie war ich in Gott so fröhlich und selig! Wenn Dein Vater auf sein Lieblingsgespräch: Schatzgräberei und Teufelsbeschwörung kam und immer wieder davon anfing, daß draußen in seinem Weinberge ein großer Schatz vergraben sei, noch aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges

her, das habe die Großmutter ihm schon erzählt, als er noch ein Knabe gewesen — wie konnte ich ihn da so leichtherzig auslachen, daß er schier böse wurde! Als Dein Vater dahinter kam, daß wir uns gut waren und von dem armen Studenten nichts wissen wollte . . . da lachte ich nicht mehr über seine Teufelsgeschichten. Aber ich glaubte noch nicht daran. Ich suchte mich ihm angenehm zu machen und hörte geduldig zu und sagte auch wohl hin und wieder, es sei ja vieles möglich zwischen Himmel und Erde — es könnte allerdings wohl im Weinberge ein Schatz vergraben sein. Da glaubte Dein Vater, er habe mich zu seinem Lieblingsgedanken bekehrt und nahm mich eines Tages allein und sagte mir geheimnißvoll: wenn ich nur wollte, so könnten wir beide bald sehr reich werden, und Du, Bärbel, würdest mein. Er kenne zwei sichere Leute, die fürchteten sich vor dem Teufel nicht und wüßten mit der Schatzgräberei Bescheid. Sie verständen aber keine gelehrten Schriften zu lesen — da sei ich gerade der rechte Mann dazu. Ich solle mir heimlich aus der Universitätsbibliothek die Schrift des Paracelsus, die Clavicula Salomonis Filii Davidis, des Cornelii Agrippae Philosophia occulta und vor allen des Doctor Faust Höllenzwang verschaffen — aus den alten Mönchszeiten her hingen die Bücher dort an verschlossenen Ketten hoch oben unter der Decke, damit sie nicht Jedem zugänglich seien. Ich nahm die Bücher heimlich von der Kette und brachte sie hierher in's Haus. Das that ich, um mir den Vater meiner Barbara geneigt zu machen — ich glaubte auch damals noch nicht an die Zauberbücher. Ich las sie anfangs im Scherz und erzählte Deinem Vater Wunderdinge daraus. Er ward immer leidenschaftlicher und begieriger auf den Schatz in

seinem Weinberge und trieb mich weiter zu studiren. Ich las weiter und weiter und je mehr ich las, desto mehr wollte ich lesen. Und dann glaubte ich wohl zuweilen, es sei möglich, durch geheimnißvolle überirdische Kräfte vergrabene Schätze zu heben und reich zu werden, und ich wollte reich werden, und die Begierde nach Schätzen wuchs immer mehr in mir auf . . . und jetzt glaub' ich — ja, Bärbel, ich glaube, daß es mir heut Nacht gelingen wird, den Geist zu citiren und mir unterthänig zu machen, der den Schatz im Weinberge bewacht!"

„O Gott, meine Ahnung!" schreit Barbara schrill auf und muß sich mit beiden Händen an Gotthards Arm festklammern — „also wirklich in dieser Nacht — in der heiligen Christnacht willst Du Dich dem Satan des Goldes zu eigen geben!"

Ein eisiger Schauer durchrieselt den Jüngling — heftig schlingt er seinen Arm um die Schultern des bebenden Mädchens und legt den schönen bleichen Kopf mit der funkelnden Sternenkrone an seine Brust und sagt gepreßt: „Fasse Muth, Kind — nun ist ja bald Alles überstanden . . . und dann bist Du mein — bis in Ewigkeit!"

„Bis in Ewigkeit — bis in Ewigkeit!" wiederholt Barbara leise, wie in weiten Gedanken. Sie zittert wie ein welkes Blatt im Winde. Scheu macht sie sich aus seinem Arm los und sieht ihn mit einem tiefen, angstvollen Blick in das irre flimmernde Auge. „Gotthard, wie mich das Wort Ewigkeit heut Abend so furchtbar durchschauert! Auf ewig verloren sein — auf ewig . . . hörst Du? — auf ewig? der Gedanke wird mich Tag und Nacht nicht mehr verlassen. Aber es ist noch nicht zu spät — wir stehen ja noch in der letzten Stunde — laß ab von dem

Teufelsspuk! Den Finger kannst Du dem Satan entziehn, aber nicht die ganze Hand. O, denke doch daran, daß die Sünde — die ewige Sünde auch auf mich fällt, da Du sie um mich begehst — denk daran, daß heut heiliger Weihnachtsabend ist — denk an Deine fromme selige Mutter . . ."

„Zu spät, Bärbel, zu spät!" sagt der Student dumpf, und wendet den Kopf ab vor dem angstvollen Auge des Mädchens. „Ich gab Deinem Vater mein Wort, daß es heut Abend sein soll . . . und er muß sogleich kommen, mich daran zu mahnen!"

„Nein, nein, zum Guten ist es nie zu spät — sage dem Vater, daß Du mit der Schatzgräberei nichts zu thun haben willst . . . und Du bist frei!"

„Und der reiche Meister wirft mich wie einen Lump aus dem Hause, und mit unserer Liebe ist es für immer aus — und Du weißt, daß ich nicht von Dir lassen kann . . . Ja ich will reich werden — hörst Du? — ich will Dich besitzen — ich will!" — Sein Auge flammt wie im Wahnsinn, da er sie in seine Arme preßt.

„Du willst mich besitzen — selbst mit Verlust Deiner ewigen Seligkeit?" bebt es tonlos von ihren todtblassen Lippen, während sie sich scheu aus seinen Armen windet.

„Ja selbst mit Hilfe der Hölle!" lacht er schrill auf.

Barbara steht da, wie im dumpfen Traume — als könnte sie das Furchtbare dieses Worts noch nicht ganz fassen. Dann preßt sie die gefalteten Hände fest gegen die Brust — dort sitzt ja der jähe tödtliche Schmerz. Aber ihr Auge ist thränenleer, ihr Gesicht wie erstorben, ihre Stimme gebrochen. „So soll denn Alles zwischen uns aus sein . . . Du willst es so — Dein und mein Elend . . .

Du hast Dich von Gott losgesagt — so sage ich mich von Dir los!"

Das hat der Unglückliche nicht erwartet. Mit weitem glanzlosen Auge starrt er sie an, wie sie in den bunten, leuchtenden Gewändern der Himmelskönigin so gebrochen und so schmerzensbleich vor ihm steht; er will etwas erwidern, aber er findet kein Wort . . .

Da werden draußen Stimmen laut. Hastig öffnet sich die Thür und ein kleiner alter Mann im grauen Mantel mit großen bleiernen Knöpfen tritt ins Zimmer. Es ist der Schneidermeister Georg Heuchler. Ihm folgen zwei Männer in grober bäurischer Kleidung, lange Knotenstöcke in den Händen: der Bauer Hans Zenner aus dem nahen Dorfe Ammerbach und der Schäfer Hans Heinrich Gessner aus Döbritschen. Sie nicken dem Studenten vertraulich zu.

„Wie, Mädchen, Du bist noch in Deinem Putze?" sagt Heuchler verlegen, Barbara hier zu finden. „Geh in Deine Kammer, es ist Zeit zum Schlafen — wir Männer haben mit einander zu reden!"

„Laßt mich nur, Vater — ich weiß Alles — die ganze Sünde, die ihr auf Euch laden wollt! . . ."

„Verdammt! so habt ihr, Studiose?" fährt der Schneider heftig auf — „es taugt nicht, daß Weiberzungen um solche Dinge wissen. Aber jetzt ist keine Zeit zum Schwatzen, es ist fast zehn Uhr. Eure Kameraden sind bereit und hier ist eine treffliche Herzstärkung für die Nacht." Dabei zieht er eine große Flasche des stärksten Branntweins aus der Manteltasche und thut einen langen Zug. „Das durchglüht den letzten Tropfen Blut wie höllisches Feuer — hi! hi! hi! da ist es ja Spaß, es mit einem Teufelchen

von Schatzwächter aufzunehmen — ich könnte fast noch selber Lust bekommen, mitzugehen — aber man sagt, ein Schneider schicke sich nicht dazu, denn zuweilen wacht ja ein Ziegenbock beim Schatz — hi! hi! hi!" und dabei klappern dem armen Schneider die Zähne vor Grausen zusammen. Geschäftig drückt er dem Studenten, der noch immer von Barbara's Worten betäubt dasteht, den Degen und Hut in die Hand und drängt ihn den Bauern nach, die das Zimmer schon verlassen haben. In der Thüre wendet Gotthard sich noch einmal um — mitten im Zimmer steht Barbara in den fremdartigen leuchtenden Gewändern — in rührender Schönheit und Angst — sie streckt ihm noch einmal die Hände flehend entgegen ... schon will er zurückstürzen ... Da schiebt Heuchler ihn hinaus und drückt die Thür zu. Draußen flüstert er ihm zu: „Altweiberpossen, Studiose — Ihr werdet Euch doch nicht durch eine einfältige bange Dirne um die goldenen Früchte Eurer tiefen Studien in den Büchern des wahren Wissens bringen lassen? Nein, Ihr seid kein Weiberknecht. Aber nun macht, daß Ihr hinaus kommt. Licht und Kohlen stehen im Weinberghäuschen bereit!"

Gotthard steht draußen in der flimmernden Christnacht. Durch die Gasse singen von Haus zu Haus die armen Studenten der Theologie, um eine Weihnachtsgabe zu erhalten.

Seht Ihr das Sternlein funkeln
In wunderheller Pracht?
Es leuchtet aus dem Dunkeln,
Durchstrahlt die Weihenacht.
Das Dunkel sind die Sünden,
Der Stern — Herr Jesus Christ!

Auf! auf! den Stern zu finden,
Vor ihm muß Alles schwinden,
Wenn's noch so dunkel ist!

Wie das Lied dem Studenten die Brust zusammenpreßt! Er muß still stehen und Athem schöpfen — aber die andern Schatzgräber treiben zur Eile. Hastig geht es durch die nächtlichen Gassen zum Thore hinaus. Da blinkt vom Hügel der Galgen herab — gespenstisch drohend ragt er in die flimmernde Weihenacht auf . . . Die Teufelsbeschwörer wenden die Gesichter ab und eilen weiter. Jetzt sind sie im Heuchlerschen Weinberge. Auf der Höhe steht ein weißes Häuschen. Alles verschneit und unheimlich öde. Langsam — schwer athmend steigen sie den Berg hinauf.

Die Bauern zünden im Hause eine eiserne Lampe an und die Holzkohlen in Ermangelung eines Ofens in einer großen eisernen Pfanne. Aber es ist immer noch bitterkalt. Die Bauern setzen ihre Pfeifen in Brand und die erwärmende Flasche geht schnell von Hand zu Hand. Auch Gotthard trinkt in langen Zügen — er möchte so gern die qualvolle Stimme in seiner Brust einschläfern. Ruhlos wandert er in dem kleinen Gemach auf und ab. Endlich dröhnt von der Stadt herüber der erste Glockenschlag der Geisterstunde. Jetzt darf kein Wort mehr geredet werden — ein einzig weltlich Wort, und der Geist, der den Schatz tief unten in der Erde bewacht und zu seiner Hebung beschworen werden soll, würde ihn sogleich an eine andere Stelle rücken . . .

Die Beschwörung beginnt. Der Student nimmt seinen Degen und beschreibt damit — aus den Zauberbüchern allerlei kabbalistische Sprüche murmelnd — an der Decke der Stube einen Kreis. Gotthards Gesicht ist von einer

geisterhaften Blässe überflogen und zuckt wie im Wahnsinn. Große kalte Tropfen perlen auf seiner Stirn. In unheimlichem Glanz sprühen die dunklen Augen. Seine Hand zittert, wie er den Degen mit abgewandtem Gesicht unter sich in die Diele stößt. Er zieht aus der Tasche ein Gläschen mit Bleiweiß, tunkt den Finger hinein und schreibt damit über die Thür das mystische Wort: Tetragrammaton. Dasselbe Wort steht auch auf einer der vielen alten magischen Münzen, die auf dem Tische einen Zauberkreis bilden. Jetzt fassen sich die drei Schatzgräber bei den Händen und treten unter den Kreis an der Decke. Langsam und laut sprechen sie die Zauberformel aus Fausts Höllenzwang — und dann noch einmal. Aber sie werden immer bleicher und bleicher und die bebenden Lippen immer bläulicher. Ein eisiger Frost schüttelt sie, daß sie sich kaum aufrecht halten können. Zum drittenmal beginnen sie die Zauberformel — aber es sind nur noch einzelne gelallte Worte. Eine bleierne Schwere senkt sich in die erstarrten Glieder und auf die hervorquellenden, blutunterlaufenen Augen . . . Die Zunge wird immer heißer und trockener und weiße Bläschen schäumen auf den Lippen . . . Einer nach dem andern taumelt auf die Bank und legt die Arme auf den Tisch und den schweren wüsten sinnlosen Kopf darauf . . .

Noch lange dringt hin nnd wieder ein leises, dumpfes Stöhnen aus dem Weinberghäuschen in die stille, leuchtende Christnacht hinaus . . . dann ist Alles todtenstill — —

— — — — — — — — — — — —

Es war noch früh am Morgen des ersten Weihnachtstages. Graudunkel und öde und still lagen die engen

krummen Gassen Jenas da. Die Sterne funkelten nicht mehr, nur der Schnee gab ein trübes Dämmerlicht.

In dem Hinterstübchen des Schneiders Heuchler in der Leutragasse brannte ein müdes Lämpchen. Es war aber nahe am Verlöschen. In der Ofenecke saß Barbara — noch immer in den leuchtenden Gewändern der Himmelskönigin. Aber sie wußte es kaum. Sie hatte die ganze lange Nacht kein Auge zugethan. Bei dem leisesten Geräusch draußen lauschte sie angstvoll auf — o, wenn es sein Tritt wäre! . . . Aber Gotthard kam nicht zurück. Sie hatte nur einen Gedanken: ihn — ihn — den sie trotz seiner Verirrung noch immer über Alles liebte, und der jetzt draußen im Weinberge vielleicht schon auf ewig . . . Sie konnte den qualvollen Gedanken nicht ausdenken — eisig preßte er ihr die Brust zusammen. Und dann wieder faltete sie angstvoll die Hände und betete für seine Seele. . . Zuletzt kam eine dumpfe Betäubung über sie. Den Kopf an den Ofen gelehnt, die Hände im Schoße gefaltet, saß sie da mit großen, starren, thränenlosen Augen.

Auch der Vater war nicht zu Bett gegangen. Er konnte in seiner wilden Aufregung nicht allein sein. Er sah überall Teufelsspuk. So war es ihm sogar lieb, daß Bärbel unten blieb. Oft hatte er zu ihr gesprochen, um seiner Unruhe Luft zu machen — aber sie sagte kein Wort dazu, sie hörte ihn kaum . . . Ihr Sinnen war ja in der Ferne. Dann hatte er sich ihr gegenüber auf die Bank gesetzt, um sie nur fortwährend vor Augen zu haben — da wußte er doch, daß er nicht allein war in dieser grausigen Nacht. Zuletzt waren ihm die Augen zugefallen und der Kopf hatte sich schwer auf seine Brust gesenkt. Er stöhnte oft angstvoll im Traume . . .

Plötzlich zitterte draußen durch den Morgen ein leiser, wundersamer Klang — dann begann ein feierlich fröhlich Geläute. Die Kirchenglocken riefen zur Frühmette des ersten Weihnachtstages . . . Da kam in Barbaras starre Augen wieder Leben. Sie schreckte auf, ein eisiger Frost schüttelte sie. Sie ging durchs Zimmer. Darüber erwachte der alte Mann. „Wohin willst Du?"

Dumpf ruhig sagte sie: „Ich will sehen, warum er nicht kommt!"

Zitternd raffte sich der Alte auf: „Ja, ja, thu das — aber ich kann hier nicht allein bleiben. Ich will mit Dir gehen — auch mich zerfrißt die Angst. O, diese entsetzliche Nacht!"

„Ja, sie hat viel Elend über uns gebracht! Und Barbara war schon draußen, ohne an ihre seltsame Kleidung zu denken. Ihre Gedanken flogen weit voraus. So eilte sie durch die Gassen, daß der Vater ihr kaum folgen konnte. Wie ein Gespenst huschte sie an den Kirchgängern vorüber . . . Die fuhren entsetzt zurück, wie sie bei dem matten Lichtschimmer, der hin und wieder aus einem Fenster auf die Gasse fiel, die bunten Gewänder und das Blitzen der Sternenkrone auf dem fliegenden Haar und dazwischen die todtblassen erstorbenen Züge sahen . . . Sie erkannten die schöne Himmelskönigin von gestern Abend nicht wieder. Eh' sie sich recht besinnen konnten, war Barbara längst vorüber. Draußen vor der Stadt flog sie nur noch eiliger dahin über die beschneiten Wege — der Vater blieb weit zurück. Hastig klomm sie den steilen Weinberg hinauf... Jetzt steht sie vor der Thür des Häuschens . . . das Herz pocht ihr so laut und so schwer, daß sie kaum athmen kann. Sie muß sich gegen die Thürpfosten lehnen, um Kraft zu sammeln. Sie lauscht

— sie lauscht . . . drinnen ist alles still — todtenstill . . . O, wie schaurig . . . doch horch! ein leises dumpfes Röcheln — dann ist Alles wieder still! Die Sinne wollen ihr vergehen — die Knie brechen und sie sinkt in den Schnee . . . Wieder stöhnt es aus dem Hause . . . nein, nein, sie darf jetzt nicht kraftlos daliegen — sie muß stark sein . . . In ihrer Todesangst greift sie mit beiden Händen in den nassen kalten Schnee und preßt ihn gegen die trockenen Lippen, gegen die brennende, klopfende Stirn . . . Jetzt kann sie sich aufraffen und die Thür aufstoßen . . . Tiefes Dunkel — ein dichter Qualm schlägt ihr entgegen . . . Sie will sinken, da röchelt es dicht neben ihr . . . „O, mein Gott, erbarme Dich meiner!" — und sie tappt mit den Händen umher . . . Sie stößt an einen Tisch — darauf liegt ein Arm — und auf dem Arm ein Kopf . . . o, dies Haar hat sie ja so oft in glücklichen Stunden gestreichelt . . . „Gotthard! Gotthard! hör mich, ich bin's ja!" schreit sie angstvoll auf . . . Keine Antwort! Die zitternden Hände fahren ihm über die Stirn — über das ganze Gesicht . . . hu! wie starr und todtenkalt — es ist alles, alles aus . . . Ihr wilder Schrei gellt hinaus in die Nacht und beflügelt die Schritte des Vaters . . . Aber wie? zuckten da nicht seine Schläfen unter ihren Fingern? — und jetzt wieder ein leises Stöhnen — — er athmet! er lebt! — und sie hat wieder neue Kraft. Doch fort von diesem grausigen Orte — und sie schlingt ihre Arme um den starren Leib und hebt ihn auf. Sie wankt zur Thür — dabei stößt ihr Fuß an Etwas — o, auch das sind menschliche Glieder — todtenstarr! Grausend tritt sie drüber hinweg . . . jetzt ist sie draußen. Sie läßt ihre Last in den Schnee sinken und bricht halbtodt daneben in die Kniee

. . . Der Morgen graut. Zwei gläserne, weitoffene Augen starren sie gespenstisch an — todtenfahl hebt sich sein Gesicht von dem schwarzen Haar ab — auf den blauen Lippen liegt weißer Schaum . . . Aber er, er lebt: — er athmet und ächzt! Da kommt ihr ein Besinnen, sie greift in den Schnee reibt ihm damit Gesicht und Hände — in wahnsinniger Hast . . . Endlich, endlich entringt sich seiner Brust ein tiefer Seufzer — rothe Blutstropfen quellen von seinen Lippen und über das starre Gesicht zuckt ein müder Schimmer von Leben . . .

Der alte Schneider ist inzwischen auch hinaufgewankt. Er steht da mit schlotternden Knieen und angstverzerrtem Gesicht und ringt die Hände mit lautem Jammern.

„Vater, Du mußt nach den andern sehen — vielleicht ist noch Hilfe möglich!"

Zitternd wankt er in das Häuschen und stößt die Fenster und die Laden auf. Der Tag bricht in das wüste Gemach und die frische Luft streicht hindurch und vertreibt den dicken Qualm. Ein furchtbarer Anblick sträubt dem alten Mann das Haar zu Berge. Auf dem Boden liegen seine beiden Teufelsgesellen — der Bauer und der Schäfer — mit gräßlich verzerrten blaurothen Gesichtern und verreckten, starren Gliedern da, die Zunge hängt ihnen weit aus dem schäumenden Munde vor. Entsetzt taumelt der Schneider zurück und wieder vor die Thür — wie wahnsinnig rauft er sich das Haar und schreit immerfort: „Ich komm' an den Galgen — ich komm' an den Galgen — er winkt mir schon!" Dann rennt er den Berg hinunter und in die Stadt und macht dort Lärm.

Endlich schlägt Gotthard langsam das Auge auf — wild rollt es umher — eine furchtbare Angst flirrt darin.

Sein Kopf ruht in Barbaras Schoß. Sie beugt sich auf ihn nieder, das Auge voll Dankesthränen und Milde und Liebe — die flimmernde Sternenkrone auf dem niederrollenden Goldhaar — das leuchtende Purpurtuch um die Schultern . . . Er erkennt sie nicht, er hält sie für eine himmlische Erscheinung — — dann weiß er, daß es Barbara ist — und die Angst weicht aus seinen Zügen und das Auge wird ruhig . . . In stillen Thränen löst sich die Last von seiner Brust . . .

So fanden sie die Leute, die entsetzt auf des Schneiders Geschrei aus der Stadt herbeieilten. Auf einer Trage brachten sie den Studenten, der noch immer an allen Gliedern gelähmt war und auch nicht sprechen konnte, zunächst in den Gasthof zum gelben Engel. Barbara ging an seiner Seite. Am andern Tage wurde Gotthard mit dem Schneider Heuchler ins Amtsgefängniß geführt und beiden der Proceß wegen Teufelsbeschwörung gemacht.

Bei dem Bauer und dem Schäfer waren alle Belebungsversuche ohne Erfolg geblieben. Die Leichen wurden im Weinbergshäuschen bewacht. Die Wächter zündeten in der nächsten Nacht zu ihrer Erwärmung wieder in der eisernen Pfanne Kohlen an und tranken vielen starken Branntwein und rauchten aus thönernen, cylinderartigen Pfeifen schlechten Tabak dazu. Am anderen Morgen wurden auch sie mit bläulich angelaufenen Gesichtern und schäumendem Munde besinnungslos vorgefunden. Der eine starb, die andern konnten nur mit Mühe zum Bewußtsein gebracht werden. Da wollte nun Niemand mehr bei den todten Teufelsbeschwörern in dem Spukhause wachen! Die Todten wurden in das Pestilenzhaus auf der Landfeste geschafft.

Am elften Januar 1716 endlich, um 10 Uhr Vor-

mittags wurden die Leichen der beiden Teufelsbeschwörer auf Befehl der Eisenacher Landesherrschaft unter dem Zulauf von vielen Tausenden vom Schinder hinaus nach dem Galgen geschleift und dort eingescharrt: ihnen zur gerechten Strafe — anderen zum Abscheu!

Barbara saß den ganzen langen Winter traurig und still und einsam in ihrem Stübchen. Zu den Gefangenen durfte sie nicht gehen, und die lustigen, neugierigen Menschen mochte sie nicht sehen.

Der Teufelsproceß wurde sehr gründlich betrieben und zog sich in die Länge. In den Verhören sagte Gotthard aus und blieb dabei, daß er nach jener plötzlichen Schläfrigkeit nichts mehr wisse, was mit ihm und seinen Genossen geschehen sei. Die große Sünde gegen Gott und seine Mitmenschen bereue er tief.

Als die Untersuchung geschlossen, wurden die Acten nebst den mystischen Büchern, die bei dem Studenten und dem Schneider, und den cabbalistischen Münzen, die auf dem Tisch im Weinberghäuschen gefunden, an die theologische, juristische und medicinische Facultät in Leipzig zur Begutachtung und Urthelsfällung eingesandt. — Unter den Münzen machten besonders zwei den hochgelahrten Facultäten viel Kopfzerbrechen. Die eine hatte die Größe eines Sechsers, die Dicke eines Sechzehngroschenstücks und die Inschrift:

S	A	T	O	R
A	R	E	P	O
T	E	N	E	T
O	P	E	R	A
R	O	T	A	S

Die andere zeigte auf einer Seite einen aufrecht sitzenden Löwen, der mit den Vordertatzen eine Sonne hielt, und die Umschrift: „Sigillum Leonis“, auf der anderen Seite einen Drachenschwanz und das Wort: „Verchiel“.

Gegen Frühjahr wußten die hohen Facultäten endlich, daß sie aus diesen Sigillen und Charakteren nicht klug werden konnten. Im Uebrigen aber gab die theologische Facultät in Leipzig ihr Gutachten über die ganze Teufelsgeschichte dahin ab, daß der Teufel die beiden Bauern umgebracht und auch den Studenten unter seinen Klauen gehabt habe, denn „man müsse auch auf die causam primam, nämlich den gerechten und allgewaltigen Gott sehen, welcher jezuweilen dem Satan zulasse, daß er bei den causis secundis mortalibus sein Werk praeter ordinem naturae a creatore constitutum mit habe; denn was etliche neue Philosophi vorgäben, als wenn die Spiritus keine operationes in materiam et corpora hätten, sei wider die notorische Erfahrung, sonderlich aber wider die heilige Schrift; auch werde diese neue Meinung sowohl von christlichen Philosophis als Theologis billigst verdammt: weil sie der christlichen Religion einen Grundstoß gebe und die Leute vollends vor dem Teufel sicher mache, auch öffentlich der apostolischen Lehre von des Teufels Nachstellungen widerspreche.“

Die beiden anderen Facultäten faßten sich kürzer und sprachen ihr Gutachten gemeinsam dahin aus, daß die Bauern an den Kohlendämpfen erstickt und der Student von denselben betäubt sei, „maßen da bei solchen schweren und zweifelhaften Begebenheiten causae evidentes naturales auch nur probaliter tales, vorhanden, man nicht so leicht

auf causas supernaturales und abstrusiores zu verfallen Ursach hat.“

Daraufhin fällte das Gericht das Urtheil: zur Strafe für ihre gotteslästerlichen Teufelskünste seien der Schneidermeister Heuchler auf zehn Jahre, der Studiosus Weber aber mit Verlust seines academischen Bürgerrechts auf ewig des Landes zu verweisen!

*
* *

Es war ein wunderschöner Maimorgen des Jahres 1716. Die Sonne lag hell auf der kleinen freundlichen Musenstadt an der Saale, die Sperlinge und Schwalben schossen zwitschernd und blitzend durch die warme Luft und von allen Seiten lachten die grünen Berge in der Runde über die sonnigen Dächer nieder. Auf Jenas engen Gassen zeigte sich ein ungewöhnlich reges und buntes Leben. Bürger und Bauern aus den nahen Dörfern, Studenten und Handwerksburschen, Weiber und Kinder schoben sich geschäftig durcheinander. Dem gewichtigen Hieber des Studenten machten alle ehrerbietig Platz. Selbst die Handwerksburschen hatten heut nicht Lust, es auf eine „Gnotenholzerei“ mit den übermüthigen Renommisten ankommen zu lassen — sie drückten sich und schoben die Holzerei bis auf eine passendere Zeit hinaus. Alles drängte nach dem Thor des Amtsgefängnisses, vor dem heute zahlreiche Schnurren im buntscheckigen Kostüm, die langen, eisenbeschlagenen Springstöcke in den Händen, Wache hielten. Diese armen Stadtwächter mußten manchen derben Witz ihrer geborenen und geschworenen Todfeinde — der Studenten — geduldig über sich ergehen lassen, ja sogar mit anhören, daß die Philister mächtig drüber lachten.

„Da sind sie!“ riefen einige Stimmen — und Aller Augen wendeten sich flugs auf die Thür des Amtsgefängnisses. Von Bütteln geführt traten soeben die zur Landesverweisung verurtheilten „Teufelsbanner“, wie sie vom Volke genannt wurden, über die Schwelle. Der Schneider Heuchler war über Winter sehr gealtert und stand tief gebeugt und gebrochen da. Auf Gotthards Zügen lag ein tiefer Gram — schlaflose Nächte, qualvoll einsame Tage und die scharfen Zähne der Gewissensbisse hatten ihre Furchen darin gezogen. Wie sein Auge jetzt aber über die gaffende Menge glitt und gar manches bekannte Gesicht früherer Freunde spöttisch verzogen sah — wie häßliche, höhnende Worte sein Ohr trafen . . . da flog eine hohe Röthe über sein zuckendes Gesicht — sein Auge flammte in alter Glut auf und er griff heftig an die Seite, wo sonst sein Studentendegen geklirrt hatte. — — Aber die Stelle war leer und der Unglückliche ließ finster traurig den Kopf sinken . . . Sein ganzes Elend war ihm wieder zurückgerufen.

Plötzlich entstand in der schaulustigen Menge eine Bewegung — ein Mädchen drängte sich hindurch. Alle kannten sie — es war ja das schöne Bärbel, die heilige Jungfrau von der letzten Christmette. Ein Murmeln des Mitleids lief durch den Volkshaufen und Alle machten ihr Platz.

Fest schritt Bärbel auf die Verurtheilten zu, trat in ihre Mitte und faßte beider Hände. Hoch und bleich und schön stand sie da, — leise, aber fest sagte sie: „Jetzt laßt uns gehen!“

„Bärbel — Du wolltest . . .?“ Wie ein Frühlingsbrausen brach es aus Gotthards arbeitender Brust hervor und die Thränen stürzten ihm aus den Augen . . .

„Ja, wir gehen zusammen — Du und der Vater und ich . . . Der böse Traum ist aus, nichts soll uns mehr trennen!“

Da flog es wie ein Sonnenblitz über das düstere Gesicht des Jünglings und er schaute Barbara mit dem alten Blick der Liebe und des Glückes ins Auge . . . Mit neu hervorbrechenden Thränen sagte er: „O, nun weiß ich, daß auch Gott dem Reuigen vergeben hat — — ja, mein Lieb, bleibe bei mir . . . Vater, ein neues Leben beginnt für uns alle!“

Der alte gebrochene Mann nickte ernst: „Auch ich will ein neues Leben anfangen!“

Fester faßten die drei sich bei den Händen und schritten zwischen den Bütteln durch die Menge, die ihnen jetzt theilnahmvoll nachschaute. Selbst der roheste höhnende Renommistenmund war verstummt.

Still schritten die Verwiesenen die altgewohnten, einst so lieben Gassen entlang — zum Thor hinaus . . . in die weite sonnige Frühlingswelt hinein . . .

In Jena hat man von ihnen allen nie wieder etwas gesehen. — Aber im Amte Altenburg sprachen die armen Leute noch viele Jahre lang mit Dankbarkeit von dem guten Medicus Gotthard Weber und seiner engelsmilden Frau Barbara.

Prinz Karneval auf Universitäten.

Er ist der bemoosteste aller bemoosten deutschen Burschen, der edle Prinz Karneval. Sind doch schon mehr als tausend Semester über seine lustige Schellenkappe dahingegangen, — — und immer noch klingeln die Schellen hell und jugendübermüthig, und hin und wieder auch wohl jugendwild und leichtsinnig und lästerlich, wie vor 500 Jahren auf den ersten deutschen Universitäten Prag und Wien, Heidelberg und Leipzig.

Von Bologna, Padua und Salerno, von Montpellier und Paris kam Prinz Karneval angewandert und lehrte die deutschen Burschen lustige Fastnacht feiern. Und sie war wunderbar gelehrig, die liebe deutsche Jugend . . . und bald sah man in der Fastnachtswoche auf den Gassen der Universitätsstädte den übermüthigsten Mummenschanz. Am beliebtesten war der althellenische Bacchuszug, wie er von Hellas nach Italien gekommen war.

Da gaukeln voran wunderliche Gestalten in Thierfellen und Thierköpfen und machen auf Rohrpfeifen und Kesselpauken einen Höllenlärm. Auf einem von Ziegenböcken gezogenen Weinfaß reitet Gott Bacchus, aus goldenem Pokal trinkend und die Zuschauer bespritzend. Hinter ihm thront sein würdiger Erzieher und unzertrennlicher Kneipkumpan, Silenus mit mächtiger Glatze und Ziegenohren und unergründ-

lichem Weinschlauch. Vier Männer umspannen den Schmerbauch ihm nicht! Dann ein ganzes Heer betrunkener Satyre mit allen möglichen Thierohren, struppigem Haar und Ziegenbart, Bocksschwänzen und Bocksprüngen, an Stricken wild erregte Ziegenböcke nachzerrend, umschwärmt von ausgelassenen Bacchanten, Nymphen und Horen, den Dienerinnen der Aphrodite, den Göttinen der Jahres- und Tageszeiten und der Jugendblüte . . . Den Schluß macht ein buntes, jubelndes, lärmendes, tanzendes Gefolge der abenteuerlichsten Masken, unter denen groteske Weibergestalten mit flatterndem Flachshaar und bärtigen Gesichtern sehr beliebt sind . . . Alle haben das Haupt mit Epheu und künstlichem Weinlaub umwunden, schwingen Tannenzweige und Thyrsusstäbe und jauchzen: Evoe Bacche! — Vor vielen Hausthüren erwarten den Zug gastliche Tische mit Wein und Kuchen, — und Gott Bacchus und sein Gefolge sind nie vergebens erwartet worden.

Die burschikosen Bacchuszüge werden im Anfang des 16. Jahrhunderts von den lustigen Fastnachtsspielen der lieben närrischen Meistersänger verdrängt: — Hans Folz, Barbier in Worms, Hans Rosenblüt, genannt der Schnepperer, der als Wappenmaler und Wappendichter meistens von einem Fürstenhofe zum andern umherzog, auch längere Zeit in Nürnberg lebte, und dessen Fastnachtsspiele es allen anderen an Uebermuth und Zügellosigkeit zuvorthaten — und endlich der ehrliche Schuh- — macher und Poet dazu: Hans Sachs, der

Mit Gottes Hülfe schier zweihundert
Mancher Art, daß ihn selber wundert,

Fastnachtsspiele ersonnen hat.

Besonders beliebt ist bei Bruder Studio Hans Sachsens „Fasnachtspil: Das hofgesint Veneris“, weil es „dreizehn person hat“ und reiche Gelegenheit zu glänzender Maskirung und Aufzügen giebt.

Schauen wir zu, wie die Heidelberger Studiosi Mitte des 16. Jahrhunderts zu Fastnacht „Das hofgesint Veneris“ aufführten. Durch die engen, winkligen Gassen reitet unter dem Jubel des Volkes ein glänzender Zug. Voran ein Dutzend phantastisch-ritterlich aufgeputzter Trompeter, Pfeifer, Pauken- und Beckenschläger, dann im glänzenden Harnisch „der erenholt“ — der Herold, mit mächtiger Stimme die Zuschauer zum Fastnachtspiel einladend. Es folgt im langen eisgrauen Haar und Bart „der getreue Eckart“, kläglich die Hände ringend über die Sünden der Welt. Der stattliche „Tanhäuser“ mit der verführerischen Frau Venus, die der schönste Studiosus spielt, in zärtlicher Minne. Schalkhaft droht sie den schönen Heidelbergerinnen mit goldenem Bogen und Pfeilen. Der geharnischte Ritter, der possirlich karikirte Doctor der Gelahrtheit, mit Folianten und einer Riesenfeder, der reiche geizige Bürger, der grobe Bauer, der kriegslustige Landsknecht, der Spieler mit Würfeln und Karten, der Trinker mit riesiger Weinflasche, „die frumme iungfrau“, das vornehme tugendhafte Fräulein — alle folgen sie der Frau Venus hinauf zu dem prächtigen Schlosse über dem Neckar, dessen große Halle Pfalzgraf Ott' Heinrich den Studiosis für ihr Fastnachtsspiel eingeräumt hat. Ott' Heinrich ist selber ein lebenslustiger Herr und seinen flotten Studiosis gar wohlgesinnt. Er steht mit seinen Rittern und Knappen, den Hoffrauen und Hoffräulein am Eingange der Halle, den Festzug freundlich bewillkommnend.

Der Herold verneigt sich vor dem Pfalzgrafen und seinem Hofe und spricht:

Got grüß euch edler pfalzgraf mein,
Der ir frau Venus ludet ein
Got grüß, ir ritter und schönen fraun,
wollt mildiglich uns spil anschaun,
Got grüß euch, all ir biderleut,
als ir denn hie gesammlet seit!
her kommt mit mir ein kleines her,
die wöllen euch allen zu er
ein kurzes fasnachtspil hier machen;
wer denn lust hat, mag sein wol lachen;
doch wirt in diesem fasnachtspil
geredet zu wenig oder zu vil,
so bitten wir euch all voran,
ir wöllt es in gut hie verstan.

Ott' Heinrich ladet ein, ihm zu folgen und tritt in die Halle zurück. Der Pfalzgraf mit seinem Hofe nimmt im Hintergrunde Platz. Auf der einen Seite der Halle drängen sich im besten Putz die Heidelberger Bürger mit Frauen und Töchtern, auf der andern stehen die Professoren und Studenten, welche bei der Comödie keine Rolle haben. Das neugierige Volk und Gesinde steht lauschend und zuschauend auf dem Schloßhofe.

Der Herold führt seinen bunten Zug in die Mitte der Halle, nimmt den getreuen Eckhart an die Hand, verneigt sich wieder vor dem Pfalzgrafen und spricht:

Das spil beginnt, wöllt es zu dem besten auslegen,
nun wil ich euch stellen entgegen
ein in eim langen grauen bart
derselbig heißt der treu Eckart,
der kommt her aus dem Venusberk,
wirt euch sagen groß wunderwerk.

Der getreue Eckart beginnt:

„Gott grüß euch alle hie gemein,
in gut komm ich zu euch herein,
wann (denn) ich hab auch gar wol vernommen,
wie mer (mehr) gest hernach werden kommen,
vor den ich euch hie warnen muß.
es wird sein die Königin Venus,
die wirt meren ihr hofgesint,
mit manche scharpfen pfeil geschwint,
un wen sie trifft, der kommt in nat, (Noth),
hüt euch vor ir, das ist mein rat."

Der edle Tanheuser stellt sich selber vor:

„Herr Tanheuser bin ich genannt,
mein nam, der ist gar weit erkannt,
aus Frankenlant war ich geboren;
aber frau Venus auserkorn
hat mich in irem Dienst bezwungen,
ir pfeil hat mir mein Herz durchdrungen.
darnach da hat sie mich gefangen
und an ihr starkes seil gehangen."

Frau Venus tritt im Bewußtsein ihrer Schönheit und Macht vor:

„Ich bin Venus, der lieb ein hort,
durch mich wart mannich reich zerstort;
ich han auf erden groß gewalt
über reich, arme, jung und alt,
wen ich wunt mit dem schießen mein,
derselbig muß mein diener sein,
als denn jezund auffspanne ich;
darumb, wer fliehen wil, der flich."

Und sie legt den goldenen Pfeil auf den Bogen und zielt rings in der Halle herum, — ja sie richtet ihr Geschoß sogar lange und fest auf Ott' Heinrichs Brust. Der schaut

lächelnd ein junges schönes Hoffräulein an. Wie sie erröthet!

Trotzig tritt der geharnischte Ritter vor Frau Venus:

„Hör zu, du königin auserkorn,
ich bin ein ritter wolgeborn,
nach rennen, stechen stet mein sin,
vor deim schießen ich sicher bin.“

Umsonst warnt der getreue Eckart:

„O fleuch bald, fleuch, du strenger ritter,
Venus macht sonst dein leben bitter.“

Lächelnd richtet Frau Venus ihr Geschoß auf den Ritter:

„Ritter, dich hilft dein fliehen nicht,
mein pfeil ist schon auf dich gericht.“

Der Edle fühlt sich getroffen:

„O we, Venus, was zeichst du mich,
daß du mich scheußt so herbiglich?
mein rennen, stechen hat ein ent,
ich gib mich in dein regiment.“

Und Alle treten sie nach einander vor und rühmen sich, gegen Frau Venus Geschoß gewappnet zu sein: der Doctor durch seine Gelehrsamkeit:

„mein wollust ist, die bücher lesen;“ —

der Bürger durch seinen Reichthum und seinen Sinn, „der stet auf gelt und gut“! — der Bauer durch seine Grobheit:

„heuen un dreschen ist mein werk,
ich wil nit in den Venusberk;“

— der Landsknecht:

Hör frau Venus, du schönes bilt,
wiss, daß ich bin ein lantsknecht wilt,
zu stürmen, kriegen han ich lust
dein schießen ist gen mir umbsust.

— der Spieler durch Würfel und Karten; — der Trinker:

„zu essen, trinken hab ich lieb,
auf dein schießen ich gar nit gib;“

— die Jungfrau durch ihre Frömmigkeit und Welterfahrenheit:

„ich wil behalten meinen kranz,
darumb fahr hin mit deinem tanz;

— das Fräulein durch ihre hohe Geburt und Schönheit ... Umsonst — Alle trifft sie der Venuspfeil:

„Freulein, dein flucht ist viel zu spat,
mein scharpfer pfeil schon auf dich gat.“

Auf Bitten des getreuen Eckart will Frau Venus:

„niemand mer auf diesmal verseren.“

Da aber der edle Tannhäuser klagt und fleht:

„Ach Venus, wie sein wir so krank,
ach, wie ist uns die weil so lank,
ach, wie han wir so harte wunden,
ach. wie sein wir so hart gebunden!
laß uns ledig, das bitt wir dich —“

antwortet Frau Venus streng:

„Herr Tanheuser, vernimme mich,
von mir wirt niemand mehr erlös't;
seit ir mir jetzund seit genöst,
und euch mein pfeil berüret hot,
so ist all euer hoffnung tot,
ir wert unter meinem regiment
beleiben bis an euer ent.“

Da fängt das ganze getroffene Hofgesind der Frau Venus laut — zehnstimmig an zu jammern:

„ach we uns, ach und immer we!
wert wir denn ledig nimmerme?“

Traurig schüttelt der getreue Eckhart sein ehrwürdig Haupt:

„Ich han euch vor gewarnet al,
ir solt fliehen frau Venus stral,
ir wolt mein worten nit begnaden,
seit ir elent, habt euch den schaden.“

Frau Venus spricht zu Herrn Ott' Heinrich und den andern Zuschauern:

„Secht an, ihr herrn und frauen all,
wie euch mein hofgesint gefall.
ritter, doctor, burger und bauer,
kan ich machen ir leben sauer;
lantsknecht, spiler, trinker noch mer,
reinen jungfrauen, frauen er,
der jedes kan ich durch mein pfeil
bald bringen an mein langes seil;
ich kann in nimen sin und witz,
ir vorig freud mach ich unnitz,
die dann ir jedes ganz verlat,
un folgt mir nach an diser stat,
als ir denn secht auf dises mal.
darumb hüt euch vor diesem stral,
der mannich mensch bringet zu sorgen,
tag und nacht, abent und morgen,
als ich jetzt diesen hab getan,
die also trauriglich hie stan.
doch e daß sie verzagen ganz,
pfeif auf, spilman, mag in ein tanz.“

Und im tollen bacchantischen Wirbel dreht sich das ganze Hofgesind, Frau Venus mit dem edlen Tannhäuser vorauf.

Aber, als Frau Venus dann mit Hans Sachsens Worten fortfahren will, erhebt sich der Pfalzgraf lächelnd:

Frau Venus königin wolgeborn
ein reich gesint hast dir erkorn,
doch keinen studiosum drunter ich acht,
sag hast über studenten du keine macht?"

Alle schauen gespannt auf Bruder Studio im Venuskleide. Doch der läßt sich nicht verblüffen. Er improvisirt lustig drauf los:

„Herr pfalzgraf Ott' Heinrich auserkorn,
wiß, das schon seit mannich hundert jorn
studiosi die allertreusten sind
unter Frau Venus Hofgesint.
sie wullen nimme aus Venusberk,
frag nur studiosi aus Heidelberk,
sie wullen nimme werden heil,
da kann frau Venus sparen ihr pfeil,
ihr liebster sang ist die cantate:
amate, brüderlein amate.
wolauf mein treustes hofgesint,
wolauf, studiosi kommt und minnt,
ich wil euch füren da ich han
vorhin gefürt mannichen man,
auch manch jungfrau und schöne frauen.
da wert ir große wunder schauen
von einem turnieren und stechen,
mannich ritterlich sper zu brechen,
an meinem hof fechten und ringen,
tanzen, hofieren und singen,
auch mannich süßes saitenspil,
sonst ander kurzweil one zil,
die hie von mir sint ungenant,
dergleich man fint in keinem lant.
Darumb wolauf mit eil und jach,
wer mit uns wil, der kom hernach!
wir wullen in frau Venus berk
— doch halt, herr pfalzgraf eins noch merk,

ein altes sprüchlein on verdruß:
Sin' Baccho friget frau Venus!"

Da lacht Herr Ott' Heinrich herzlich:
„Frau Venus, durstge königin,
zich hin mit deinem hofgesin,
zicht hin studiosi man für man,
mein keller ist euch aufgethan,
he! mundschenk, du mein durstger nar
für sie und meinen wein nit spar!"

. . . Und bis in den dunklen Fastnachtabend tönt es vom Heidelberger Schlosse nieder:

Studiosi
animosi,
cantamus, amamus —
ergo bibamus!

Doch verleitete Prinz Karneval viele Studenten auch zu groben Ausschreitungen. Schon Luther eifert wiederholt gegen die lärmenden wüsten maskirten Fastnachtsumzüge seiner Wittenberger Studiosi, ihr Vermummen und Eindringen in Bürgerhäuser und Fastnachtfestlichkeiten und gegen das unsittliche „Küchlelaufen". Und das Küchlelaufen war gerade den meisten Studenten der Hauptwitz ihrer Fastnachtsbelustigungen.

In allerlei phantastischen Vermummungen, in den Händen Büschel von Birkenruthen, verziert mit Knistergold, seidenen Bändern, frivolen Bildchen und Figürchen liefen sie früh morgens durch die dunklen Gassen und drangen in die Bürgerhäuser ein, wo's schöne Töchter gab. Fanden sie die Hausthüren verschlossen, so erbrachen sie ungenirt dieselben mit ihren Spitzhämmern. Und sie stürmten das jungfräuliche Kämmerlein und tractirten die Mägdlein mit ihren Ruthen . . . bis die versprachen, sich durch „Fastnachtküchlein" loszukaufen — Semmeln mit Honig bestrichen.

Anno 1642 verfolgt der Rector der Universität Rostock während der Fastnacht einen „Mummen laufenden" Studiosum ... Dieser springt in das Haus des Magisters Slevogt, sich zu verbergen. Aber Magnificus folgt ihm in seinem Eifer auch dahin — bis Bruder Studio zu einer Radhaue greift und Rectorem zum Hause hinaus treibt und unter dem Jubel des Volks durch die Gassen bis in die Rectorei.

Vergebens verbietet bald darauf zu Jena ein geharnischtes akademisches Edict den Studiosis alles Fastnachtlaufen und Maskiren, als „ein abgöttisches abscheuliches Wesen, weil die schändlich verkappte, verlarvte, mit abscheulichen Hörnern, Ohren, Schwänzen, Schnäbeln, Nasen und anderem häßlichen Habit übel verstellte Rotte große Ueppigkeit verübt" — bei augenblicklicher Verhaftung und strengster Strafe ... Prinz Karneval und Studentenübermuth haben ein gar zähes Leben. Hand in Hand schreiten sie in ungetrübter Jugendlust durch Jahrhunderte dahin. Sogar das neunzehnte hat sie nicht ganz umzubringen vermocht ...

Am übermüthigsten — und doch harmlos sprudelt die burschikose Karnevalslust bald nach den Freiheitskriegen in Jena. Bruder Studio sucht sich für die Entbehrungen der Kriegsjahre und für so manche bittere Enttäuschungen zu entschädigen — und Prinz Karneval reicht ihm fröhlich dazu die Hand und den schäumenden Becher „kluger Narrheit!" Drei volle Tage schwärmen der lustige Prinz und seine vielgetreuen burschikosen Unterthanen durch die krummen Gassen des lieben närrischen Nestes an der Saale. Da giebt es — je nach den Spenden des Winters — kostümirte Schlittenpartien: König Gambrinus mit seinen mächtigen Jenaischen Statthaltern — Kaiser Teut zu Zwätzen, Papst Ewigdurst zu Ziegenhain, Erzherzog Ohnegrund zu Ammer-

bach, Herzog Tus zu Lichtenhain, Graf Popp zu Wöllnitz — mit ihrem stattlichen buntscheckigen Hofstaate von Erbprinzen und Erbprinzessinnen, Ministern und Cardinälen, Rittern und Hofdamen, Hofnarren und Hofminstrels, Leibdoctoren und Leibpoeten, Hofjuden und Hofbären (lauter angebundenen), Leibpudeln und Leibscharfrichtern, Pagen und Tänzerinnen, Köchen und Köchinnen, Beichtvätern und Nonnen, Leibspeichelleckern und Leibohrenbläsern, Hofzöpfen und Hofcorporalstöcken, in den kurfürstlich hessischen Farben . . . und was der Uebermuth und die Satire sonst noch zu ersinnen und zu kostümiren vermochten.

Trompeten schmettern, Trommeln rasseln, Pfeifen quieken . . . auf bunt geschmückten Leiterwagen naht eine lustige Bauernhochzeit im Altenburgischen Costüm. Braut und Bräutigam schnäbeln sich wie die Tauben . . . Plötzlich bricht aus dem Hinterhalte eines Gäßchens eine grausig ausstaffirte Räuberbande mit geschwärzten Gesichtern und urweltlichen Sattelpistolen hervor und überfällt den Hochzeitszug . . . Großes Geschrei, Kampf — Verwirrung . . . Endlich haben die Banditen alles Männliche niedergemacht — im Triumphe entführen sie alles Weibliche, trotz des zimperlichsten Sträubens und der — Bartschonungen auf den Rosenlippen der Altenburger Bauernschönheiten . . .

Klipp! klapp! — auf den magersten Philisterpferden der dürren „Jungfer Saupen“ und des fetten „Doctor Bergemann im halben Mond“ trottiren die vier Kartenkönige mit vollzähligem Kartengefolge vorüber — und vertheidigen umsonst mit ihren Scepterpeitschen die tellergroßen Zuckerteigknöpfe und die Kartenblätter ihrer Gewänder . . .

Schnedderengdeng! „Die noch nie belachte Gauklerbande Thränenreich beehrt die fromme Stadt Jena . . .“

Bum! bum! bum! „Die ewig durstige Menagerie Pumpmirdoch ladet alle treuen Pumperiche gratis ein. Tränkungsstunde ununterbrochen, so lange der edle Bierstoff reicht . . ."

Riesige Gärtnerinnen und Bauernmädchen bieten den gefeierten Schönheiten Jena's Blumensträuße und Zuckereier dar — den mißliebigen Häßlichkeiten Strohwische und trockene Disteln, oder mit Sand und Asche gefüllte Eierschalen . . . Dazwischen treiben schwärzende Schornsteinfeger, Perrückenmacher mit stäubenden Puderbeuteln, seifende und kratzende Barbiere . . . und hundert andere Studentenmasken ihr Wesen und — Unwesen.

Es ist der Fastnachtdienstag 1816. Jena's Marktplatz — seit Gründung der Universität bei allen festlichen Gelegenheiten, Berathungen, Studenten-Ulkereien oder Tumulten das geliebte Forum Bruder Studio's — ist heute sein Amphitheater. In der Mitte bilden Studiosi im vollen Pauckwichs einen weiten freien Kreis. Rings herum drängen sich die Philister und die Philisterin, erwartungsvoll des versprochenen Fastnachtspiels. Alle Fenster und Dächer am Markt sind Kopf an Kopf besetzt. Und manch wackerer ernste Gelehrte, das durch Gewohnheit liebgewordene Zöpflein im Nacken, lächelt aus den Fenstern der Sonne dem angekündeten Fastnachtspectaculo milde entgegen: —

Die Entführung,

oder

Ritter Karl von Eichenhorst und Fräulein Gertrude von Hochburg.

Ein schauriges Hornsignal — — und gegenüber der Hofapotheke jenseits des Marktplatzes, öffnet sich ein hochgegiebeltes Erkerfenster, und ein Ritter von der traurigsten

Gestalt lehnt sich in klirrender Rüstung weit hinaus und brüllt schwermüthig hinab:

„Knapp', sattle mir mein Dänenroß,
Daß ich mir Ruh' erreite!
Es wird mir hier zu eng im Schloß;
Ich will und muß in's Weite!"

Und schon keucht es aus der Mühlgasse hervor: auf spindeldürrer Philistermähre eine kurze dicke possirliche Figur im bäurischen Wams, kurzen Lederhosen, blauen Strümpfen und plumpen Schuhen — der leibhaftige Sancho Pansa. Fluchend und stöhnend zerrt der Knappe hinter sich her das edle Dänenroß. Rosinante kann nicht langhalsiger, steifbeiniger und vielknochiger gewesen sein. — Ritter Carl von Eichenhorst rasselt aus seiner Burg hervor und klettert nach manchem fruchtlosen Versuch auf den Rücken seines Dänenrosses. Ritter und Knappe beginnen in dem freien Raume des Marktplatzes ein echtes Sonntagsreiten mit Hindernissen im Kreise herum . . .

Da tritt von der Hofapotheke her eine neue lustige Person auf die Marktscene. Es ist Trudchens Zofe in großer Toilette. Der alte joviale Hofapotheker Immanuel Wilhelmi, der die flotten Jenaischen Burschen so sehr liebt, und ihnen — „wenn das Moos geschwunden" — bis zum nächsten „Wechsel" so flott pumpt, hat das Vergnügen, seine Hofapotheke heute als „Trudchens Hochburg" figuriren zu sehen.

Und als Ritter Carl aufschaut, steht die Zofe vor ihm und ringt die Hände und jammert in den höchsten Fisteltönen:

„Gott grüß' euch, edler junger Herr!
Gott geb' euch Heil und Frieden!

Mein armes Fräulein hat mich her
Zum letzten Mal beschieden.
Verloren ist euch Trudchens Hand!
Dem Junker Plump von Pommerland
Hat sie, vor Aller Ohren,
Ihr Vater zugeschworen ..."

und so weiter mit Grazie. Unter furchtbaren Weinkrämpfen überreicht die Zofe dem Ritter die letzten Angedenken Trudchens: einen Ring von echter goldgelber Mohrrübe und einen blauumwundenen Tonnenreifen als Wehrgehenke. Mit vielem Gefühl schmückt sich Herzenskarl mit diesen Gaben der Liebe und brüllt:

„Biß wohlgemuth und tummle dich!
Flugs tummle dich von hinnen!
Ha! Riesen, gegen Hieb und Stich,
Wollt' ich sie abgewinnen.
Sprich: Mitternachts, bei Sternenschein,
Wollt' ich vor ihrem Fenster sein,
Mir geh' es, wie es gehe!
Wohl, oder ewig wehe!"

Das Zöfchen heult gerührt in die Hochburg zurück. Der edle Ritter holt tief Luft, reibt sich Stirn und Augen — dann schwenkt er hin und her sein Roß — wie besessen, rund um den Markt herum ... Ha, jetzt hat er sich Rath ersonnen und einen ritterlichen Entschluß gewonnen ... Er sprengt in sein Land zurück, klettert in seine Burg hinauf und läßt sein Silberhorn von Dach und Zinnen schallen — einen mächtigen, funkelnagelneuen Blechtrichter ... Dem Ritter Karl drohen die hochrothen Backen schier zu platzen — die schauerlichsten Töne ächzen über den Markt ... Und herangesprengt durch Korn und Dorn kommt stracks ein Heer Vasallen — abenteuerliche

Strauchritter auf wilden Steckenpferden . . . Karl von Eichenhorst zieht Mann bei Mann hervor und schreit ihm in's Ohr:

„Wohlauf, wohlan seid fertig
Und meines Winks gewärtig!"

Langsam, feierlich steigt die Nacht auf das Dach der Hochburg . . . ein Dutzend kleiner Schornsteinfeger und Stiefelwuchse — „vermummt in Rabenschatten". Auf langen Bohnenstangen balanciren sie große silberpapierne Sterne und ein grinsendes goldenes Vollmondgesicht . . . Die ganze dunkle Hochburg ist entschlafen. Nur Trudchen wacht am Fenster.

Da trappelt Herzenskarl mit seinem treuen Knappen und den edlen Steckenpferd-Rittern heran . . .

„Ho, Trudchen, ho! Da bin ich schon
Risch auf! Dich angezogen!
Ich, ich dein Ritter, rufe dir;
Geschwind, geschwind herab zu mir!
Schon wartet dein die Leiter.
Mein Klepper bringt dich weiter." —

Das Fenster thut sich auf, und Schön Trudchen erscheint im tiefsten Negligée, auf den Flachslocken eine großmächtige Nachtmütze mit flatternden Bändern. Sie flötet im tiefen Bierbaß:

„Ach nein, du Herzens-Karl, ach nein!
Still, daß ich nichts mehr höre!
Enträunn' ich, ach, mit dir allein,
Dann wehe meiner Ehre!
Nur noch ein letzter Liebeskuß
Sei, Liebster, mein und dein Genuß,
Eh' ich im Todtenkleide
Auf ewig von dir scheide."

„Ha, Kind! auf meine Rittertreu'
Kannst du die Erde bauen.
Du kannst, beim Himmel froh und frei
Mir Ehr' und Leib vertrauen.
Risch geht's nach meiner Mutter fort.
Das Sacrament vereint uns dort.
Komm, komm! Du bist geborgen.
Laß Gott und mich nur sorgen!" —

„Mein Vater! . . . Ach! ein Reichsbaron . . .
So stolz von Ehrenstamme! . . .
Laß ab! laß ab! Wie beb' ich schon
Vor seines Zornes Flamme!
Nicht rasten wird er Tag und Nacht,
Bis daß er nieder dich gemacht,
Das Herz dir ausgerissen
Und das mir vorgeschmissen." —

„Ha, Kind! Sei nur erst sattelfest,
So ist mir nicht mehr bange.
Dann steht uns offen Ost und West. —
O, zaudre nicht so lange!
Horch, Liebchen, horch! — Was rührte sich! —
Um Gotteswillen! tummle dich!
Komm, komm! Die Nacht hat Ohren!
Sonst sind wir ganz verloren."

Schon hat Herzenskarl die Leiter an's Fenster gelegt und ist hinaufgeklettert. Das zärtlichste Liebesduett entspinnt sich da oben. Die frommen schwarzen Sternenträger verhüllen schamvoll die Gesichter, Mond und Sterne wollen vor Neid schier vom Himmel fallen . . .

Trudchen sträubt sich lange zimperlich, und es graust ihr durch die Glieder . . . Aber flink ergreift der tapfere Ritter ihre Schwanenhand und zieht das Fräulein in seine Arme — und dann die Leiter hernieder . . . Mit

Müh und Noth heben Herzenskarl und sein Knappe unter Assistenz der Vasallen Trudchens zwei Centner auf den Polaken. Dann wird die Leiter angelegt, und der Ritter klettert hinter Trudchen in den Sattel . . . Hui! geht's über den Markt — die Hochburg bleibt im Nacken . . . Doch drinnen wachen ein Paar furchtbar lange Verräther-Hasenohren . . . Des Fräuleins Sittenmeisterin, voll Gier nach schnödem Goldgewinn, schlägt am offenen Fenster die Lärmtrommel:

„Halloh! Halloh! Herr Reichsbaron! —
Hervor aus Bett und Kammer! —
Eur Fräulein Trudchen ist entfloh'n,
Entflohn zu Schand und Jammer!
Schon reitet Karl von Eichenhorst,
Und jagt mit ihr durch Feld und Forst.
Geschwind! Ihr dürft nicht weilen,
Wollt Ihr sie noch ereilen."

Mond und Sterne zittern vor Angst und Mitgefühl um das durchgebrannte Liebespaar. Man hört ihr Zähneklappern . . .

Im gelben Schlafrock, eine ellenhohe weiße Zipfelmütze auf der rothen Perrücke, bewehrt mit Nachtwächterspieß und Bratenmesser, wird die edle Bierbrauergestalt des Reichsbaron von Hochburg sichtbar. Ein homerisches Gebrüll macht seinem Vaterherzen Luft:

„Heraus, mein Sohn von Pommerland!
Sitz' auf! Nimm Lanz und Schwert zur Hand!
Die Braut ist dir gestohlen;
Fort, fort, sie einzuholen!"

Wie ein Mehlsack, so dick und rund, im geblümten kattunenen Nachtcamisol wird Junker Plump von Pommer-

land von vier Knappen herbeigeschleppt und auf sein unglückliches Roß gehoben ... Aber schlaftrunken, unbeholfen plumpt er immer wieder auf der andern Seite hinab ... Endlich ist er sattelfest und die Brauthetze kann losgehen. Hui! Da ist Herr Plump in seinem Element. Mit verhängtem Zügel sprengt er seinem Schwiegerpapa und dessen Vasallen voran, daß seine vier Knappen auf ihren Steckenpferden kaum mitkommen können ... Und doch sind sie ihm so bitternöthig, um ihn in den Sattel zu heben, so oft er herabplumpt ...

Die possirlichen Reitfatalitäten aller Orten: vorn bei dem fliehenden Liebespaar — dann erst recht bei dem echt pommersch fluchenden Plump — und hinten bei dem edlen Reichsbaron im flatternden gelben Schlafrock ...

Endlich ist Ritter Plump in der Lage, seine Lanze — einen rothen Familienregenschirm zu Trudchens Grausen an ihr vorbeisausen zu lassen und zu donnern:

Halt an! halt an! du Ehrendieb!
Mit deiner losen Beute!
Bevor nimm meinen Klingenhieb!
Dann raube wieder Bräute!
Halt an, verlaufne Buhlerin,
Daß neben deinen Schurken hin
Dich meine Rache strecke,
Und Schimpf und Schand' Euch decke!"

Doch Herzenskarl, nicht faul, wirft sein Dänenroß herum und dem Nebenbuhler das stolze Wort in's Gesicht:

„Das leugst du, Plump von Pommerland,
Bei Gott und Rittereħre!
Herab! Herab! Daß Schwert und Hand
Dich andre Sitte lehre. —

Halt, Trudchen, halt den Dänen an! —
Herunter, Junker Grobian,
Herunter von der Mähre,
Daß ich dich Sitte lehre!" —

Im Gefühl seiner neun Kopfkissen am edlen Leibe plumpt Ritter Plump auf's Pflaster nieder. Nachdem die Knappen ihn auf die Beine gebracht haben, zieht er seinen Bratspieß vom Leder . . . Der ergötzlichste Zweikampf beginnt . . . Schön Trudchen nimmt mit Fäusten und Fingernägeln den innigsten Antheil und bearbeitet Junker Plump von hinten, während Herzenskarl mit einer Papierscheere ihm gemächlich den Bauch aufschlitzt, daß die Federn lustig umherfliegen ... Plump sinkt zu Boden und schlägt sterbend mit Händen und Füßen um sich . . . Jetzt liegt er da, wie ein echter todter Mehlsack.

Doch schon keucht Papa Reichsbaron heran . . . Trarah! Trarah! stößt Ritter Karl ohrenzerreißend in den Trichter . . . Hopp! Hopp! stürmen die Steckenpferde heran ... Stolz zeigt der Ritter auf sie:

„Nun halt Baron und hör' ein Wort,
Schau auf, erblickst du jene dort?

Doch der Alte kennt keine Furcht. Er glüht wie eine Feueresse und wetzt blutdürstig sein Bratenmesser . . . Das ist Trudchens Stichwort! Händeringend, mit flatternden Nachtmützenbändern wirft sie sich zwischen Herzenskarl und den rasenden Papa und schluchzt:

„O Vater, habt Barmherzigkeit
Mit eurem armen Kinde!
Verzeih' euch, wie ihr uns verzeiht,
Der Himmel einst die Sünde!

Trudchen spielt entzückend.

Der Alte kann nicht länger widerstehen. Gerührt wirft er sein Haupt herum, weis't den krausen Nacken und reibt sich sehr nachdrücklich, wie taub und stumm, die „dunkelrauhen Backen“ . . . Mit Müh' und Noth hebt er Trudchens Centnerherz vom Boden auf und will schier vergehen — vor wundersüßen Wehen:

„Nun wohl! Verzeih' mir Gott die Schuld,
So wie ich dir verzeihe!
Empfange meine Vaterhuld,
Empfange sie auf's Neue!
In Gottes Namen, sei es drum! —
Hurrjeh! was greint der Karl so dumm!
Da, nimm sie Du sie Dir sie denn sie doch sie meinetwegen —
Und meinen tappern Degen!

Doch jetzt frisch auf! — Ich habe Durst
Auf echtes Lichtenhainer . . .
Das Wort — ha! — bringt die todte Wurst,
Den Plump selbst auf die Beiner . . .
Recht so, mein Sohn aus Pommerland,
Trink Ritter Karl flugs in den Sand,
Auf, Trudchen, auf zur „Rose“ —
Dort ist das Bier famose . . .“

Und unter dem Jubel der dankbaren Jenenser ziehen Prinz Karneval und Bruder Studio im vollen Fastnachtskostüm in die „Rose“ zum Commers . . . „Frei ist der Bursch!“ — Magnificus hat heute die häßliche „Lumpenglocke“ in den Rauchfang gehängt . . . Vivat die freie akademische Nacht!

Aschermittwoch! Katzenjammer! Das muß Prinz Karneval büßen.

Vom Bären her naht unter disharmonischem Posaunengewimmer und dumpfem Trommelgerassel ein langer Trauerzug. Auf schwarz decorirtem Leiterwagen sitzt der arme

stroherne Prinz Karneval im Armensünderkostüm. Ein salzener Harung ist seine Henkersmalzeit. Die Paters Magenbitter und Schwarzkaffee sitzen an seiner Seite und trichtern ihm die letzte Tröstung ein. Klageweiber umtanzen den Richtkarren und erfüllen die Luft mit männlichstem Geheul . . . So kommt der Trauerzug auf dem Markt an. Die edlen Stiefelwuchse sind soeben mit dem großmächtigsten Scheiterhaufen fertig, den sie aus dürren Weinreben, alten Besen und Stroh aufgebaut haben . . . Der Judex hält eine solenne Anrede an den Delinquenten und spricht ihm im Namen aller Burschen Jena's den tiefgerührtesten Dank, das tiefgefühlteste Vertrauensvotum für seine lustigen Fastnachtssünden aus . . . Die Stiefelwuchse heben den armen Prinzen vom Wagen auf den Scheiterhaufen — der Großinqusitor hält den brennenden Fidibus daran . . . Das letzte Stündlein des lustigen Armensünders hat geschlagen. . . . Unter dem hundertstimmigen Geschluchze:

„So fahr denn wohl, Du flottes Haus!
Für dies Jahr ist die Narrheit aus.
Doch über's Jahr — wir bitten schön —
Prinz Karneval auf Wiedersehn!"

— geht der Prinz mit der Schellenkappe in Flammen auf . . . Mit den glühenden Kohlen des Scheiterhaufens werden die langen buntbetroddelten Pfeifen in Brand gesetzt — und mit jubelnden Liedern geht's in die Rose und in die Tanne, in den Burgkeller und in's Geleitshaus, in den Bären, den Greifen und Fürstenkeller zum salzenen Harung und Frühkännchen . . .

Und über's Jahr steigt Prinz Karneval — ein zweiter Vogel Phönix noch glänzender, lustiger aus der Asche auf!

Hier aus diesem alten burschikosen Jenaischen Fastnachtspiel nur eine Scene — nicht anmuthig, aber charakteristisch: wie Bruder Studio vor 60 Jahren sich — rächte!

Aus der Marktgasse erschallen disharmonische Posthörner . . . Peitschen knallen, Räder rasseln, Pferde stampfen und zurückgeschlagene, altersschwache Karossen humpeln auf den Markt . . . Altmodische Stutzer mit Haarbeuteln und Chapeaubas, in Escarpins, seidenen Fracks und gestickten Westen in allen Farben des Regenbogens, mit silberbordirten Dreimastern und Galanteriedegen — heben pompös aufgedonnerte, antike bärtige Balldamen aus den Karossen. Die Koketten sind überladen mit bunten Bändern und papiernen Blumen, ziegelroth geschminkt und mit Schönheitspflästerchen übersäet; sie leisten das Unmöglichste in grotesk-frauenzimmerlicher Ziererei, in schmachtenden Blicken — überhaupt in Plastik und Mimik. Sie kokettiren mit Quart-Riechflaschen, riesigen Fächern und Pompadours — mit Händen und Füßen. Sie werfen nach allen Seiten goldene Netze aus . . .

Die Musik spielt eine Ecossaise. Graciös führen die Cavaliere ihre Schönen zum Tanz. Welche gewagten Hopser — welche ungeheuerlichen Entrechats . . .

Wüstes Fluchen und Toben . . . Drei uralte Studenten-Renommisten sprengen auf vorweltlichen Philistermähren in die Ecossaise hinein. Koller von Büffelhaut umschlottern die ungeschlachten Leiber, bunte Federbüsche zittern auf den ledernen Stürmern, die Rechte schwingt eine ellenlange Hetzpeitze. An den Riesenkanonen klirren pfundschwere Eisensporen, an der Seite der Hieber. Mit Cyklopengelächter rasseln die Recken von den Pferdeskeletten

nieder — und schreiten siegessicher, mit verliebten Gesten auf die zitternden Dämchen los . . . Wie auf Kommando stoßen die Schönen entsetzliche Angstschreie aus und fallen dann regelrecht ohnmächtig ihren Tänzern in die Arme . . . Eine tüchtige Herzstärkung aus den Quartflacons bringt sie schnell wieder auf die Beine. Die zierlichen Ritter ziehen mit einiger Mühe ihre Degen zur Vertheidigung der Schönen, aber — o weh! anstatt der Klingen kommen Fuchsschwänze, Eselsohren, Pfauenfedern und Hobelspäne zum Vorschein. Ein furchtbarer Kampf — kopfüber — kopfunter — entspinnt sich . . . Die Bärenhäuter bleiben Sieger. Sie fordern die eroberten Dämchen pantomimisch zum Tanz auf. Zwei Schönheiten greifen geschwind zu — die dritte wendet sich zimperlich spröde von ihrem Courmacher ab, dessen mächtige gelbe Habichtsnase von einem schwarzen Pflaster fast verdeckt wird . . .

„Morenberger, Morenberger!“ tönt es von allen Seiten aus den Reihen der Zuschauer. Das Konterfei des baumlangen Euronen von Morenberger aber erhebt seine Hand und schlägt die Spröde links und rechts um die Ohren . . . Da schrillt von einem Fenster ein Schrei über den Markt. Aller Augen richten sich dahin; sie wissen, daß hier die Komödie aufhört. Todtenbleich sinkt eine bekannte Jenaische Ballschönheit, die Nichte eines Professors, aus dem Fenster zurück. Die Ohrfeige der Fastnachtspantomime hat sie furchtbar getroffen. Sie hat auf dem letzten Studentenballe in der „Rose“ dem Renommisten von Morenberger, im Widerwillen gegen seine bepflasterte Nase, einen Tanz verweigert und gleich darauf mit einem andern getanzt. Heute wird sie auf das Empfindlichste dafür bestraft . . .

Und wieder über's Jahr — Fastnacht anno 1818 —

ist Prinz Karneval auch wieder da auf Jena's Marktplatz . . . aber nicht mehr so harmlos fröhlich, wie sonst. Im Herbst hatten Deutschlands Burschen mit so stolzen, frohen Hoffnungen auf der Wartburg ihr Verbrüderungsfest gefeiert.

Doch:

Den Schlechten ward es graulich,
Wir hielten gar zu treu.
Sie lugten, sie suchten
Nach Trug und Verrath,
Verleumdeten, verfluchten
Die junge grüne Saat . . .

Das träufelte bittere Tropfen der Satire in die heutige Fastnachtslust.

Trauermarsch! Pegasus — eine wahre Schindmähre mit Flederwischen an den Beinen und auf dem Rücken — trägt im langsamen Schritt den „Zeitgeist" — im gelbseidenen Schlafrock, auf der Nase die Spionirbrille, hinter den langen Ohren die Denunciantenfeder, auf dem Kahlkopf die welke „deutsche" Schlafmütze.

Halli'sche Sulfuristen — auch „die Schwefelbande" genannt, Studenten, die selbst auf Stockprügel keine Satisfaction geben — kriechen huldigend vor dem Zeitgeist.

Der Teufel und seine Großmutter — mit reichem Gefolge: all' jene Staatsmänner und Schriftsteller, deren Werke der deutsche Student so sehr haßt und im vergangenen Herbste feierlich auf dem Wartenberge bei Eisenach verbrannte, wie einst Luther in Wittenberg die päpstliche Bannbulle. Alle tragen wenig schmeichelhafte Thierköpfe oder Thierohren. Ancillon in hofmännischer französischer Haarbeuteltracht mit Hasenohren führt tänzelnd den Reigen. — Im grünseidenen Schlafrock, in damastener Schlafmütze mit

einem Fuchsgesicht, die Hände um einen Fuchsschwanz gefaltet, plärrend und sich demüthig nach allen Seiten neigend, trippelt Zacharias Werner einher — zur Strafe dafür, daß er es wagte, in seiner „Weihe der Kraft“ unsern Luther in Berlin auf die Bühne zu bringen und ein Paar Jahre darauf in Wien katholischer Priester zu werden. — Ein Esel trägt am Schwanz eine Tafel: „Ich berge die allein wahre Schmalzseele, die nur auszubrüten vermochte: Das deutsche Volk wurde von seinen Fürsten gegen Napoleon losgelassen, wie eine Koppel Jagdhunde gegen das edle Wild, commandirt wie die Mannschaft zur Löschspritze . . .“ Ein Gänsekopf mit den drei flammenden Fragezeichen: Ob? Warum und Wie?“ wird von allen Seiten begrüßt: „Pereat Reinhardt!“ — Ein Ibis stolzt heran . . . Plötzlich bleibt er stehen, macht mit seinem Schnabel eine kühne Bogenwendung rückwärts . . . Er muß seinem bedrängten Herzen nach Storchart Luft machen — und siehe, ihm entfällt ein Buch mit dem Titel: „August von Kotzebue's deutsche Geschichte!“ — Bravo Hanne! gutgegeben Spukmeier! recht so, Bruder Sand! Pereat Kotzebue!“*) — lacht's von allen Seiten . . . Niemand ahnt, daß der unglückliche Student, der den Ibis spielt, dies lustige Fastnachtswort schon nach 13 Monaten in Mannheim durch einen Dolchstoß so grausig erfüllen wird . . .

An diesem Dolchstoße siechte auch der burschikose Prinz Karneval schnell hin. Was ist heute noch von ihm übrig geblieben? Wie feiert heute der deutsche Bursch Fastnacht?

---

*) Kotzebue's Sohn, der damals in Jena studirte, forderte sogleich den „Ibis“, wurde aber noch an demselben Abend von dem besorgten Vater nach Weimar gerufen. Das Duell fand nicht statt.

Er stürzt sich mit Wollust in einen langgeschwänzten Schniepel — dem alten Burschen von ehemals der Gräuel aller Gräuel, in die engsten Lackstiefeln und weißen Glacés, schmiedet seinen Hals in eine tadellos weiße Kravatte, läßt sich vom Friseur die Locken wickeln und brennen, ertränkt mit Behaglichkeit den letzten Duft von Bier, Taback und urwüchsigem Burschenhumor in eau de mille fleurs, betritt zierlich, die neu aufgebügelte schwarze Angströhre in der Hand, den gebohnten Ballsaal und lächelt den Abend über 99 Mal: „Mein gnädigstes Fräulein, auf Cerevis! Dieser Fastnachtsball ist opulent!" . . .

Oder — er kneipt höflich Familie, trinkt höflich möglichst viel von dem leider etwas dünnen Familienpunsch, ißt höflich möglichst viel in Schmalz gebackene Berliner Pfannkuchen oder Wiener Faschingskrapfen dazu, geht endlich satt und zufrieden mit sich und der lieben punsch- und pfannkuchenreichen Philisterwelt zu Bett und denkt bis in den Traum hinüber, es geht doch nichts über eine solide Familienkneipe am Fastnachtabend . . .

Oder, wenn er ein flottes, fideles Haus ist — so steckt er sich wohl eine lange Nase und Florbrille in das Gesicht, sich selber in einen Schiffer- oder Türkenanzug und amüsirt sich auf einem Maskenball letzter Gattung mit den Töchtern der Erde und der Küche, wie Olympier Zeus! . .

Oder endlich — wenn er keinen Schniepel zum Florball besitzt und auch nicht geliehen bekommen konnte — wenn sich keine Familienkneipe mit Punsch und Pfannkuchen für ihn öffnen will — wenn er keine „Spieße" für den Maskenball der flotten Küchenbesen hat . . . so sitzt er entweder melancholisch auf seiner Bude und reitet allerlei häßliche Schwänze in seinen Kollegienheften und in seinem

noch lückenhafteren Kopfe nach — alias: er büffelt zum ersten schrecklichen Examen . . . Oder er hockt mit seinen intimsten Freunden in qualmender Kneipe leimfest beim Bierscat und trinkt dem lustigen Karneval zu Ehren ein halbes Dutzend Seidel mehr, als ihm eigentlich dienlich ist . . .

Natürlich giebt es auch hier — wie überall im Leben — Ausnahmen, schöne freundliche Ausnahmen . . . Aber Ausnahmen stoßen ja bekanntlich die Regel nicht um — im Gegentheil: nach der Weisheit der weisesten Leute machen Ausnahmen erst recht Regel — d. h. „es würde keine Regeln geben, wenn es keine Ausnahmen gäbe."

Ich habe meinem guten alten Großonkel Sebastian, der zu seiner Zeit mit auf der Wartburg tagte und auf Jena's Markt den Zacharias Werner im grünseidenen Schlafrock und Fuchsgesicht parodirte und den „Ritter Karl von Eichenhorst" lustig mit „ulken" half, soeben dies Blatt aus dem deutschen Studentenleben vorgelesen. Gegen seine Gewohnheit sagte er Anfangs kein Wort dazu. Er sah nur in tiefem Sinnen vor sich nieder und ließ sogar seine liebe Pfeife ausgehen . . . „Onkel, was meinst Du zu dem „Prinzen Karneval auf Universitäten", sagte ich endlich.

Da schüttelte er sich aus seinen alten, halbhundertjährigen Träumen auf, seine langen weißen Locken zitterten, in seinen sonst so klaren Augen blitzte es wie fernes Wetterleuchten und mit einem Gemisch von Trauer und Ingrimm in der Stimme sagte er leise: „Mein alter Junge, ich meine: der burschikose Prinz Karneval ist todt und sein Vasall, der deutsche Bursch, liegt in den letzten Zügen!" —

Fürst Kanonendonner.

Originalzeichnung nach einem Original.

Was für Paris das Quartier latin, das ist für Berlin die Friedrich-Wilhelmstadt — jenes Häuserquadrat der neuen Kaiserstadt, das sich von den Linden nach dem Oranienburger Thore erstreckt.

In diesem Berliner Quartier latin chambregarniren vornehmlich Akademiker, Thierarzneischüler, kleine Poeten, kleine Doctores Med., kleine Schauspieler, kleine Privatdocenten, kleine Lieutenants, Einjährige Freiwillige, Augenkliniker, kleine Schrift-, Stock- und andere Privatgelehrte und — im Superlativ Studenten! Die Nähe der Alma Mater zieht sie hierher, — dann die Charité, Pepinière, Thierarzneischule, Akademie, Augenklinik, vier Kasernen, das Friedrich-Wilhelmstädtische Theater, die Bibliothek.

Die meisten Häuser des Berliner Quartier latin sind besonders um Ostern und Michaelis über der Hausthür und an den Fenstern überreich mit weißen Papptafeln decorirt, die in großen Druckbuchstaben melden: „Hier ist eine möblirte Stube zu vermiethen — eine — zwei — drei — vier Treppen!"

. . . Mich zog es im Oktober 1858 auf der „Suche" nach einem möglichst wohlfeilen Studentenstübchen im Berliner Quartier latin immer weiter und weiter von den theuren Linden fort — immer mehr und mehr Treppen

hinan. Die Zettel mit einer oder zwei Treppen würdigte ich kaum eines Blickes — nur III und IV vermochten mich zu locken.

So kam ich endlich auch nach der Schumannstraße. Ueber der Hausthür Nr. 19, einem schmalen, unschönen Hause, hingen mehrere möblirte Zettel. Haus und Flur sahen nicht sehr nach hohen Miethen aus; hoffnungsvoll erklomm ich die enge, stark abgetretene Treppe. An allen Thüren Visitenkarten mit „stud. theol. — phil. — oder med." — für jur. oder gar cam. ist der Boden der Schumannstraße zu plebegisch . . . Doch nein, hier in der dritten Etage wohnt ein Jurist — sogar ein adeliger. An der Stubenthür ist ein halbes Quartblatt mit Mundlack festgeklebt, und darauf steht mit großen geschnörkelten Buchstaben in rother und schwarzer Tinte: Constantin Baron von Ragotzki — Rechtsconsulent.

O weh! dachte ich — diese vornehme Nachbarschaft muß sicherlich das ganze Haus mitbezahlen, Du kannst Dir die dritte Treppe sparen — — doch, auf ein Dutzend Treppenstufen mehr oder weniger kommt's ja auch nicht an! — Und diese Resignation meines schon stark gemißbrauchten Pedals sollte belohnt werden — nach fünf Minuten war ich, ohne mir den Vorwurf leichtsinniger Verschwendung machen zu dürfen, Bewohner eines sauberen Stübchens — sogar über einem richtigen juristischen Baron auf ki. Ich war wirklich ein wenig stolz auf dies „über!"

Die Wirthin, in Berlin kurzweg „Madam" genannt, brachte mir frisches Wasser. „Ah, Madam," sagte ich, „wir haben dort unter uns ja vornehme Nachbarschaft — ein Baron — und noch dazu auf ki!"

„Der ist noch mehr," lachte Madam — er ist Fürst!"

„Also incognito?“ — fragte ich überrascht.

„Incognito nun gerade nicht“ — lachte Madam weiter — „alle Welt, sogar die Kinder auf der Straße rufen lustig hinter ihm her: Fürst Kanonendonner!“

„O weh — ein Spitzname?“

„Ja, und ein sehr treffender. Den hatte er schon, als er vor 3 Jahren bei der Madam dort unten einzog. Im übrigen brachte er spottwenig mit: einen leidlich ganzen Anzug auf dem Leibe, einen halben Schlafrock — der linke Aermel und der rechte Schoß fehlten und fehlen noch heute — drei zerfetzte Hemden und fünf Vatermörder, ein Bündelchen Papiere und eine Kruke mit ungarischer Bartwichse, alles in ein baumwollenes Taschentuch geknüpft, in der Hand, ein Paar klirrende echtsilberne Sporen an den Stiefeln, — das war das ganze Vermögen des armen Fürsten. Seine Madam hat ihm die Stube auch nur unter der Bedingung vermiethet, daß er täglich fünf Silbergroschen Miethe pränumerando abzahlt — und dabei sagt sie doch wohl zehn Mal in einem Athem: „mein Baron“, wenn sie von dem armen Schlucker spricht, — so stolz ist sie darauf, daß sie einen wirklichen Baron zum Miether hat!“

„An seiner Thür steht ja auch Rechtsconsulent . . .“

„Ja, bei dem Fürsten Kanonendonner hat alles einen hohen Namen — andere schimpfen ihn „Linksconsulent“. Er spricht auch immer nur von seinen „Clienten!“ Und wer sind diese Clienten? Dienstmädchen, Ammen, Waschfrauen, Droschkenkutscher, Kellner und Konsorten, die sich vom Fürsten Kanonendonner Liebesbriefe, Klagen wegen Thätlichkeiten und Wörtlichkeiten fabriciren lassen. Bettler von Profession, sogenannte verschämte Arme, an denen Berlin sehr reich ist, bestellen ganze Dutzende von Bettel-

briefen, die Adressen haben sie in dem Adreßkalender angekreuzt. Aber auch sehr geputzte Damen kommen heimlich zum Fürsten Kanonendonner und fragen ihn in delicaten Angelegenheiten um Rath!"

„Und das wird so schlecht bezahlt, daß es dem armen Baron so kümmerlich geht?"

„Die Schreibereien kosten Seite für Seite, gleichviel was darauf steht, zwei gute Groschen — nur die Verse mit „doppelter Reimerei" kosten zweidoppelt. Im übrigen versteht keiner von den anderen Winkeladvokaten es so gut, die lumpigste Bagatelle, die er ganz gut mit vier Zeilen abmachen könnte, vier volle Seiten lang hinzuziehen — macht gerade ein Beefsteak mit Ei, das er so gern ißt!"

„Wirklich ein Kunststück, das mit einem Beefsteak nicht zu hoch honorirt wird . . . Armer Kerl!"

„O, es giebt keinen lustigeren alten Burschen in ganz Berlin, — mit aller Welt trinkt er Brüderschaft, und keiner kann so viel trinken wie er. Immer hat er einen Spaß, eine Aufschneiderei oder ein Studentenlied bei der Hand — hören Sie nur, da singt er!"

Ich hatte vorhin schon ein eigenthümlich dumpfes Getön unter mir gehört — ja, es war der Gesang einer Männerstimme, polternd und dröhnend. Ich lauschte — durch den ziemlich dünnen Fußboden klang es jetzt ganz deutlich:

„Eine Pfeife, wie ein Fäßchen,
Wenig Münze, Rock und Hut
Und ein kleines Stiefelgläschen
Ist mein fürstlich Hab' und Gut.
Lustig hier und lustig da —
Ubi bene, ibi patria!

„Er muß Besuch haben; wenn er allein ist, singt er nie!“ — sagte die Wirthin und wollte gehen.

„Woher mag sein Spitzname rühren?“

„O das wird Ihnen gleich klar, wenn Sie ihn einmal gesehen und gehört haben. Sie finden ihn von 7 Uhr an alle Abende im Café Heyne*) in der Louisenstraße!“ — Madam ließ mich allein.

Diese Anleitungen meiner Madam stellten mir ein echtes Original in Aussicht, die edle Wildgattung, die bei der Dampfjagd unserer Jetztzeit immer rarer wird . . . Bald sind die Originale, wie in den civilisirten Ländern die Bären und Auerochsen, nur noch in Menagerien für Geld zu sehen, wenn sie nicht ganz aussterben . . . Da heißt es also, sich tapfer heranhalten!

Gegen 7 Uhr ging ich ins Café Heyne. Ich wollte mich auf einen leeren Stuhl im Fensterwinkel setzen — da sagte mir das Schenkmädchen: „Das ist Fürst Kanonendonners Stammplatz!“

Das Original war also noch nicht da. Ich setzte mich so, daß ich die Thür im Auge behielt. Das Local war stark besucht. An einem Tische saßen Studenten, an einem anderen Freiwillige. Die übrige Gesellschaft war sehr bunt. Außer einem regen Biereifer machte sich ein starker Appetit auf Kartoffeleierkuchen — auch Puffer genannt — bemerkbar. Diese fetten Kuchen, von den Eßkünstlern stets mit Messer und Gabel in passende Häppchen zerrissen, weil sie durch das Zerschneiden an „esprit“ verlieren sollen, sind eine Specialität jenes Locals.

Noch immer blieb der Stuhl in der Fensterecke leer. Er war durch eine Matte gegen den Luftzug des Fensters und

*) Im Frühjahr 1873 niedergerissen.

durch eine Strohdecke gegen die Kälte des Fußbodens vor allen andern Stühlen ausgezeichnet. Sollte mein Original . . .

Da geht die Thür auf — in der Thüröffnung steht ein großer wohlbeleibter Mann in auffallend verwogener Haltung. Er muß die Mitte der Fünfzig schon überschritten haben. Sein Kopf ist groß, das Gesicht rund und flammend roth, feurige Fettwulsten ringeln sich um den Hals, ein breites Doppelkinn ruht auf der steifen Halsbinde und den mächtigen Vatermördern. Die tiefdunklen Augen sind ungewöhnlich groß und blitzen in unsteter Lustigkeit umher. Darüber wölben sich die wunderbarsten Augenbrauen — rabenschwarz und fingerdick — in unmöglichen Bogen. Sie sind nicht ohne Sorgfalt mit — Tusche gemalt. Unter der Nase Karfunkelschein starrt ein buschiger Schnurrbart, schwarz gewichst und martialisch in die Höhe gedreht. Der schäbige Cylinderhut sinkt. Es wird eine spitze, etwas fuchsig schwarze Perrücke sichtbar; sie ist so klein, daß sie auf dem Scheitel nur gipfelt. Die fette, glänzend und unecht beringte Hand führt ein starkes Bambusrohr mit dickem Messingknopfe. Die dunkelgrüne Pikesche ist mit ungarischen Schnüren und Quästen überladen. Schwarze, faltige Beinkleider, unten spitz zulaufend, und klirrende Sporen vervollständigen das gerade nicht sehr neue und saubere Costüm.

Niemand braucht mir zu sagen: das ist Fürst Kanonendonner!

Er tritt affectirt verwogen einen Schritt vor und singt mit bierrauher Stimme:

„Donner und Kanonen!
Was ist das für ein durstig Jahr,
Die Kehle lechzt uns immerdar!“

und mit einer herablassenden Handbewegung fügt er hinzu, indem er jedes Wort einzeln polternd hervorstößt: „Wir grüßen Euch, Ihr Herren, und sind Euer wohlaffectionirter Fürst Kanonendonner!"

„Guten Abend, Durchlaucht, — warum aber heute so spät? Es ist schon eine halbe Stunde über die gewöhnliche Audienzzeit in Vater Heynes Thronsaal — Deine vielgetreuen Unterthanen sehen sich genöthigt, Dir Fürst aller Bierfürsten, wegen Lauheit im Biereifer pro poena ein Stehseidel in einem Zuge zuzudictiren!" schallt es dem Fetten entgegen. Ein Freiwilliger bringt ihm sein volles Seidel.

„Bravo, Ihr Herren, wir sehen mit besonderer Genugthuung, daß unsere Unterweisungen im Biercomment und unser vorleuchtendes fürstliches Beispiel nicht ohne Erfolge für Eure Civilisation geblieben sind — dies Seidel trinken wir auf das fernere Gedeihen unseres Bierstaates — vivat, crescat, floreat! — Tusch! — Schnedderengdeng!" und Fürst Kanonendonner leert sein Seidel mit Würde in einem Zuge. Dann setzt er sich an den Tisch in der Fensterecke zu fünf älteren Herren. Die Kellnerin bringt ihm das Stammseidel, dessen Zinndeckel eine kleine Kanone schmückt.

„Aber wir wissen immer noch nicht, warum Du die Audienzstunde versäumt hast, Kanonendonner!"

„Die leidigen Staatsgeschäfte hielten uns zurück, vielgetreue Unterthanen . . . und man muß sich heranhalten, um vom Regieren heutzutage noch leidlich existiren zu können. Darum erst das Geschäft und dann das Vergnügen! Wir geruhten einer kleinen Gräfin Audienz zu ertheilen . . . schön wie Helena, reich wie die Königin von

Saba und unglücklich — unglücklich, wie ein Weib nur sein kann, das einen Blaubart zum Mann hat . . .“

„Ist die schöne Gräfin nebenbei noch Wasch- oder Scheuerfrau und der Graf Blaubart Droschkenkutscher oder Fabrikarbeiter, Fürst?“ lacht ein Student.

„Für dies freche Wort
Müssen wir Dich strafen,
Knabe sollst berappen,
Uns ein Seidel sofort!“

singt Fürst Kanonendonner pathetisch.

„Donna Hebe, wir gestatten diesem liebenswürdigen Jünglinge, uns ein Seidel zu poniren!“

„Zu Befehl, Durchlaucht, — und die gestrige Zeche . . .“

„Holdes Kind, die bezahlen wir principiell erst den Tag nach dem Vergnügen!“ — Durchlaucht fischen mit Daumen und Zeigefinger in der rechten Westentasche umher — „Donner und Kanonen! wir sind gerade bei schlechter Kasse — das lumpige Kleingeld ist uns ausgegangen . . .

Lieber Herr Finanz, valleralla
Liquidir mit Glanz, valleralla

— wir geruhen, vielgetreuer Omnipotens, bei Dir einen kleinen Pump von acht Groschen anzulegen . . .

Ist das Moos geschwunden
Wird ein Bär gebunden
Immer geht's in dulci jubilo!“

„Fürst, wenn Du nur auch einmal geruhen wolltest, Deine angebundenen Bären wieder loszubinden!“ lacht Omnipotens, Finanzminister von Kanonendonner-Gnaden, nebenbei noch Registrator im Cultusministerium, bezahlt aber freundlich die gestrige fürstliche Zeche von acht Groschen.

„Wie? — eine Moralische, Omnipotens? Auf Cerevis! das betrübt uns sehr, aus Deinem Munde dergleichen zu hören.

Freund Finanzminister,
Werd kein Erzphilister,
Warst ja sonst ein flotter studio!

Ich grüße Dich, Herr Kriegsminister, und komme Dir die Blume — ja, und dann gleich den Rest, alldieweil Du unsere vielgeliebten Sporen heute Vormittag siegreich aus der Gefangenschaft der grausen Lombarden errettet hast!"

„Trink, Brüderlein, trink — trink!" singt ein Student — „Fürst, ich löffle Dir dies Seidel!"

„Heu! heu! unglücklicher Knabe, Du wagst es, uns ein Seidel mit einer Sieben auf dem Deckel zu poniren? Weißt Du nicht, daß wir nie eine 7 oder gar eine 13 an unsere Lippen bringen? Das sind Unglückszahlen . . . Fleuch aus unseren Augen, leichtsinniger junger Greis, und wage erst mit einer glücklichen Zahl in der Hand wieder vor uns zu erscheinen."

„Altweiberglaube, Durchlaucht!"

„Thatsachen beweisen! — sagt Johann Hoff — hier unum exemplum pro multis: als wir noch in Halle studirten — anno 22 —

Halle liegt im Thale,
Wo's so viel Bierverächter giebt,
Wie Wallfisch in der Saale . . .

— kneipten wir „Pommern" in der „goldenen Zwiebel", damals berühmt durch ihre Bier-Originale: echt Hallischer Puff und Muff — Einbecker Luther — Leipziger Gose und Rastrum — Eislebener Krabbel an der Wand — Magdeburger Filz — Wittenberger Kukuk — Kyritzer Mord und

Todtschlag! Eines Abends hielten wir eine gemüthliche Kneiptafel. Ich, der ich schon damals den gloriosen Titel „Bierfürst" führte, las eine solenne Saufmesse: „Ei, ei, guten Abend, guten Abend, meine Herren confratres" — als ich das Trinkhorn, es hielt wenigstens 40 solcher Seidelchen Leipziger Gose, in den bekannten sieben Zügen geleert hatte und zum Schluß sang: „Ist auch nicht die Nagelprobe drin geblieben!" schrie ein riesiger Mecklenburger, Graf Krippensetzer, — er hatte den Spitznamen „Koloß von Rhodus", — über die Tafel: „Es ist wohl die Nagelprobe drin geblieben, seht hier!" — dabei hatte er das Cornu auf den Kopf gestellt — Donner und Kanonen! auf seinem Daumennagel perlte eine winzige Thräne Bier."

„Verrath! Lug! Trug! Schund und Schofel!" donnerte ich dagegen — „diese Krokodillthräne hat der hinterlistige Koloß von Rhodus, eifersüchtig auf meinen fürstlichen Bierruhm, selber geweint!"

Der Koloß stürzte mir natürlich einen „dummen Jungen" — ich warf ihm ebenso natürlich mein Glas an den Kopf — es trug die Unglücksnummer 7.

„Ein Tusch!" ein Tusch!" jubelten die Herren confratres — „der zieht einen riesigen Scandal!"

Am andern Morgen zogen wir hinaus

Wohl in die Dölauer Haide,
Die ist des Burschen Freude,
Halli! hallo! halli! hallo!
Bei uns geht's immer so!"

Wir gingen mit geschliffenen Schlägern los — der Koloß war ein ganz anständiger Paukant und hieb wüthend auf mich ein . . . Ich nahm die Sache zu Anfang noch con amore . . . da saust mir sein Schläger dicht unter

der Nase vorbei — ich fasse mit der linken Hand kaltblütig dahin, während ich mit der rechten parire . . . Donner und Kanonen! ich behalte drei abgesäbelte Haare meines fürstlichen Schnauzers in der Hand . . .

So was war mir nicht passirt.
Seit ich mich zuletzt barbirt —

aber ich hatte, als der Tusch zog, aus Nr. 7 getrunken, und meine alte Amme hatte mich doch vor dieser Unglückszahl gewarnt!"

„Und Graf Krippensetzer, Fürst?"

Ein zerschmetternder Blick trifft den Frager: „Das Uebrige, Knabe, versteht sich natürlich von selbst. Fürst Kanonendonner hat in Halle und Leipzig 193 Skandäler gehabt und den Paukplatz stets als Sieger verlassen. Der Verlust meiner drei Schnauzhaare erfüllte mich mit dem Löwengeiste meines glorreichen Ahnen, des Fürsten Franz II. Racoczy von Siebenbürgen — ich benutzte die einladende Koloß-Stellung meines Gegners und spaltete ihn mit einem Hiebe von unten bis oben!"

„Das ist stark, Kanonendonner, — und auch gegen allen Paukcomment!" — sagte ein Studio.

„Ja, Füchslein, das glaub' ich Dir, daß dies gegen Euren heutigen Paukcomment verstößt — o tempora, o mores! Wird heutzutage wirklich noch mal ein „dummer Junge losgelassen . . . o, dies süße, sentimentale Getüftel vor der Contrahage! Stehen die Paukanten sich endlich dennoch auf Mensur gegenüber, in der zitternden Faust die Rappiere, so stumpf, daß man drauf nach dem Blocksberge reiten könnte . . . Donner und Kanonen! sind das forsche Jungens? . . . Lederne Vogelscheuchen sind's, gewickelte

Mumien — nichts als Bandage und Emballage, Korb, Brille und Helm, nicht mal 'ne simple Achillesferse bleibt übrig, dafür hat Meister Stiefelmacher gesorgt! Zu meiner Zeit in Halle und Leipzig blühte die forsche Paukerei noch riesig, die unmäßigsten Scandäler standen an der Tagesordnung jedes Tages! ich könnte Euch vom Fürsten Kanonendonner — diesen Titel nahm ich in Leipzig anno 24 an — Paukgeschichten erzählen, daß Euch die Haare und Perrücken zu Berge stehen sollten!"

„Durchlaucht, gieb uns Deinen Hauptscandal zum Besten; wenn er gut gelogen ist, bezahl' ich noch ein Seidel für Dich!"

In dem Auge des alten Mannes blitzt es bei diesen Worten eines blutjungen Studenten so eigen auf . . . Aber dann drückt er die Augenlider eine Secunde fest zu — und der Blitz ist verschwunden. Die Kehle schluckt nur noch einige Mal hastig, als müßte sie etwas hinabwürgen. . . . So, jetzt erzählt die alte lustige renommirende Kanonendonner-Stimme flott weiter: „In der blauen Mütze in Leipzig tanzten die Studenten und Handwerksburschen mit dem Küchenflor. Die Hitze im Tanzsaal hatte mich kannibalisch durstig gemacht — grande Keilerei war noch nicht losgelassen — ich konnte also mit gutem Gewissen in die Bierstube hinabsteigen. Im Winkel saß ein Student mit lederner Mütze und im mageren Leibrock! Ah! ein Wilder, Finke, Pflastertreter, Trauermantel, Wurzelprinz — — so nannten wir die Nichtverbindungsstudenten damals — und, und wie es scheint, ein sehr zahmer Wilder, gut genug, mir die Zeit zu vertreiben. — „Warum nicht auf dem Tanzboden, Kameel?" — donnere ich den mageren Leibrock an. Er fährt zusammen und stottert etwas von entzündeten

Augen. „Zu viel studirt — bleierne Ohrringe tragen — zieht die Flüsse fort!“ — sage ich. — Ja, das habe man ihm schon vielfach gerathen, aber dazu müßten Ohrlöcher gebohrt werden, und davor fürchte er sich entsetzlich! — Ha! so werde ich Dir die Ohrlöcher stechen, ohne daß Du es merkst, alte Weiberseele — denke ich bei mir und setze mich zu dem Ledernen. Ich hänsele ihn nach Noten. Bald bildet sich ein Kreis von lachenden Zuhörern um uns. Der Magere schwitzt Blut und lächelt dabei doch devot, wie ein gespießter Maikäfer. Er muß von meinem Schläger allerlei Rühmliches gehört haben — auch der riesigste Tusch zieht nicht. Endlich will er sich heimlich drücken . . Entgehen darf mir der Ulk nicht, ich halte ihm meinen Fuß vor, und richtig, er stolpert darüber. „Donner und Kanonen! Du willst rempeln, dummer Junge?“ donnere ich ihn an. Er bittet wegen seiner Unvorsichtigkeit den Herrn Baron de- und wehmüthig um Verzeihung. Alles umsonst — den „dummen Jungen“ leckt ihm kein Kater mehr ab. Wir schleppen den vor Angst halbtodten Trauermantel vor's Grimmasche Thor in die drei Mohren. Ein spürnasiger Pudel, alias Pedell, hat beim Herumschnüffeln vor der blauen Mütze jedoch den Scandal gewittert. Er ruft sich zwei Polizeisoldaten, wegen ihrer buntscheckigen Montur damals in Leipzig kurzweg „Meisen“ geschimpft, zu Hilfe und verfolgt uns. Jetzt gilt es, Pudel und Meisen auf die amüsanteste Art unschädlich zu machen! Ich und ein lustiger Cumpan arrangiren im Saal des zweiten Stockes ein Scheinduell. Die Degen klirren mächtig zusammen . . . da stürzen Pudel und Meisen in den Saal. „Nomine Magnifici!“ ruft der Pudel, — „im Namen des Königs“ brüllen die Meisen . . . aber da fliegen ihnen die Talg-

lichter ins Gesicht, und wir zur zweiten Thür hinaus. Beide Thüren werden verschlossen, die gefangenen Feinde brüllen im Käfig wie wüthende Stiere. Wir arrangiren im Gartensaal unsere gemüthliche Paukerei. Der magere Frack schlottert freilich und betheuert, daß er im Leben noch keinen Schläger in der Hand gehabt habe. Die Burschen kennen kein Erbarmen, sie wissen, daß es heut nur auf einen famosen Ulk abgesehen ist. Ich habe Parisiens, die gefährlichsten Stoßdegen, gewählt. Sie haben Spitzen, so scharf wie Nadeln und darum paßten sie herrlich zu meinem Zweck. Wir fuchteln also mit unseren Parisiens los — der Lederne hat beide Augen zugedrückt — meine „Pommern" wälzen sich vor Lachen an der Erde. Plötzlich schreit der Wurzelprinz hell auf, läßt seinen Pariesien fallen und sinkt auf die Kniee, zugleich an beide Ohrzipfel greifend ... Er fühlt dort etwas wie einen Flohstich ... „So, mein zahmer Wilder, nun kannst Du Dir die wohlthätigen bleiernen Ohrringe einhängen, die Ohrlöcher dazu hat Dir Fürst Kanonendonner gestochen!" — Und richtig, schon am andern Tage stolzirt der magere Frack mit zwei mächtigen bleiernen Ohrringen umher!"

„Gut gelogen, Durchlaucht!" lacht der hübsche flotte Fuchs und bringt dem armen alten Lustigmacher ein schäumendes Seidel. „Und wenn Du nun noch eine recht fette Räubergeschichte darauf setzest, so ponir ich Dir auch ein Beefsteak mit Ei — aber fett muß sie sein, Deine Lüge, sonst zieh' ich mein Beefsteak zurück — eine Kanonendonnergeschichte so fett, wie Du selber, Fürst Kanonendonner ..."

Und der alte Mann wirft dem jungen Uebermuth nicht das Seidel an den Kopf ... Er zieht die gemalten Kanondonner-Augenbrauen possirlich in die Höhe und dreht

kokett-martialisch den gewichsten Schnauzer und sagt pathetisch: „Eine Lüge, Knabe? Geh' zu Deiner Amme, die hat dir noch eine hübsche fette Räubergeschichte vom seligen Baron Münchhausen warm gestellt. Mein fürstlicher Wahlspruch ist: „La vérité — toute la vérité — rien que la vérité!" Doch kannst Du immerhin das Beafsteak mit Ei bestellen, denn ich werde Dir eine höchst wahrhaftige Räubergeschichte erzählen, die ich — auf Fürstenehre! — Niemandem . . . sogar meiner Durchlaucht nicht glauben würde, wenn ich sie nicht selber erlebt hätte . . . Theure Melusine, holdeste Obermundpflegerin, vermelde der schwarzen Küchen-Juste mein allerhöchstes Wohlgefallen — aber meinen furchtbarsten Zorn, wenn das Doppel-Beefsteak mit vier Eiern und goldigen Bratkartoffeln sich an meinem ihr wohlbekannten Geschmack durch Kleinheit oder Zähigkeit versündigen sollte . . . Also Melusineken, vergiß nicht: Doppel-Beefsteak, groß, weich, saftig-blutig, vier Eier, Bratkartoffeln knusperig . . . Dieser Knabe bezahlt's . . ."

„Aber die Geschichte — erst die wahrhaftige fette Räubergeschichte, denn ich bin nicht so dumm, für eine abgestande magere Lüge ein Doppel-Beefsteak zu bluten. Also rappele Dich und Dein fürstlich Gehirn zusammen, edler Kanonendonner . . ."

Wieder der fremde schnelle Blitz in den Augen des alten Schmarotzers —, dann erzählt er in seiner lauten pathetischen Possenreißerweise:

„Wir hielten eines schönen Sommerabends auf dem Hallischen Weinberge des famosen Kirchenraths und seligen Bierwirths Bahrdt mit der eisernen Stirn ein solennes Bierturnei ab . . . Die Hälfte Unserer getreuen fürstlichen Unterthanen und ritterlichen Gäste hatten Wir schon in

den Staub gestreckt — da schwenkte auf schäumendem edlen Roß ein Herold Unseres viellieben Jenaischen Vetters, des Fürsten Tus XIV. heran und warf den etwas bierfleckigen Handschuh Sr. Lichtenhainer Durchlaucht vor Uns auf den Tisch und vermeldete Gruß und Botschaft: Morgen Abend um 6 Uhr wird Fürst Tus XIV. in seiner Sommerresidenz Lichtenhain bei Jena einen stattlichen Hoftag nebst ritterlichem Lanzenbrechen abhalten und sich glücklich schätzen, mit dem berühmten Fürsten Kanonendonner höchstselbst einige Dutzend Lanzen zu brechen, bis eine Durchlaucht in den Staub gestreckt daliegt . . . Gnädig nahmen Wir den Kampfhandschuh auf und ließen dem fremden Ritter Unsern Glacé überreichen und einen Platz an Unserer Linken anweisen . . . Es machte Uns fürstlichen Spaß, dem Lichtenhainer Herold nebenbei einen kleinen Vorgeschmack Unserer Unüberwindlichkeit zu geben . . . Schon um Mitternacht lag er da — eine complette Leiche. Lange hatte er sich ritterlich gehalten — aber bei Unserem 39sten Gange auf Seidel — in einem Zuge stehend zu leeren — entglitt das Glas seiner zitternden Hand und er fiel wie ein Stück Holz bewußtlos unter den Tisch . . . Wir und vier jetzt allein noch übrig gebliebene standhafte Ritter thaten ihm die wohlverdiente Ehre an und trugen ihn unter dem Trauergesange:

Schon wieder ist ein Bruder uns geschieden,
Unsterblich war sein Bierdurst nur hienieden.
Dafür, o Edler, bringen wir Dir hier
Aus vollem Seidel diese Thräne Bier,
Nimm sie als köstlichstes Viaticum,
Erwach' ohn' Katzenjammer im Elysium!

— in die wohlgefüllte Leichenkammer auf die Streu und

malten ihm mit Kreide auf die Brust das Pythagoreische Dreieck . . .

Beim ersten Hahnenschrei betteten Wir — der letzte Ritter — Unseren letzten Getreuen daneben, schwangen Uns auf Unseren wunderbaren Streithengst Galba und ritten mutterseelenallein gen Jena — zu neuen Thaten . . .

Auch Wir hatten natürlich stark geladen. Aber das waren wir ja gewohnt. Ihr kennt Unseren fürstlichen Wahlspruch:

Gestern bin ich molum gewest
Und heute bin ich's wieder,
Wenn man mir morgen Bierstoff läßt
Trink ich sie alle nieder!

Und auch Galba war den Weg von Halle nach Jena in einer Tour gewohnt. Hin und wieder ein Schluck Krambambuli aus Unserer Reiseflasche und ein Stück Speck, im Laufen verzehrt, genügte ihm vollkommen, 30 Meilen in einer Nacht zurückzulegen . . ."

„Kein Pferd frißt Speck und trinkt Schnaps" — sagte ein unschuldsvoller Thierarznei-Schüler.

„Knabe — Du hast Galba nicht gekannt. Der arme Galba war ein Freßkünstler, wie sein berüchtigter Namensvetter, der römische Kaiser Galba. Der Eßkünstler Ludwig Börne's hätte von ihm lernen können. Galba dinirte und soupirte täglich mit Uns die gleichen Gerichte, nur mußten Wir ob seines gesegneten Appetites an der table d'hôte stets drei Couverts bezahlen. Schinken in Burgunder mit gebratenen Kastanien war sein Leibgericht, doch verschmähte er auch Leipziger Lerchen und Hallischen Hasenbraten mit Apfelmuß nicht. Für Rosinenbudding mit Vanillen-Weinsauce

hatte er eine verschämte Schwäche. Er hielt es aber für männlicher, dieselbe nicht öffentlich zu zeigen. Echten Madeira zog er allen andern Weinen vor, vom Champagner schlürfte er nur den Schaum. Und wie zierlich wußte er Abends im Theater sein Erdbeer-Eis zu nehmen! Wir Beide hatten damals eine große Leidenschaft für eine kleine Soubrette. Für Galba hatte ich im dritten Rang eine eigene Loge bauen lassen. Trat unsere Freundin auf — mit welchem zärtlichen Gewieher empfing er sie! Und ihre Nebenbuhlerin — die pfiff er regelmäßig aus . . .

Doch zurück zu unserer Räubergeschichte. Im Walde hinter Merseburg sprangen plötzlich 20 kienrußige Ritter von der Landstraße in unsern Weg und brüllten: „La bourse ou la vie!“ Sie schwangen Sensen und Heugabeln. „Pack sie! Galba — hussa!“ rief ich und zerschmetterte dem ersten, der den Zügel Galba's ergriffen hatte, den Schädel. Und wie Galba um sich biß und trat! In drei Minuten lagen drei Dutzend abgebissene Ohren und Nasen und Köpfe auf dem Schlachtfelde . . . Alle Räuber waren zu Brei gestampft, bis auf vier. Die wimmerten auf ihren Knieen um Gnade. Ich ließ sie alle Ohren, Nasen und Köpfe aufsammeln und band sie zierlich an meine Steigbügel und an Galba's Schwanz . . . So hielt ich wie ein römischer Triumphator meinen Einzug in Jena . . . Wie die guten Jenenser uns anstaunten! In Lichtenhain streckte ich den armen Fürsten Tus beim 67sten Doppelkännchen in den Staub . . . Der ehrliche Junge verfiel darob in eine so tiefe Schamhaftigkeit und Schwermuth, daß er seine Niederlage nicht überleben wollte . . . In 14 Tagen war er eine echte Leiche . . . Er hatte sich zu Tode getrunken . . .

Auf seinem Grabstein stehn die Worte:

„Er ward geboren, wuchs und trank,
Jetzt liegt er durstig an diesem Orte
Der bravste Zecher sein Lebelang!“

Brrr! das ist nichts pour moi:

Wenn ich einst sterbe, so laßt mich begraben,
Nicht unter den Kirchhof, nicht über den Schragen,
Hinunter in 'n Keller — wohl unter das Faß!
Lieg gar nit gern' trocken, lieg alleweil gern naß . . .

Doch heut haben Wir noch Unsern fürstlichen unlöschlichen Durst — das beste Zeichen des Lebens . . .

Ça Ça getrunken,
Laßt uns nicht rappelköpfisch sein,
Hebe gewunken,
Sie schenkt wieder ein.
Bibite, bibite, collegiales
Post multa saecula pocula nulla!

Auf deutsch, Ihr Philister: Kneipt, kneipt, bis Ihr einst selber gekneipt werdet von den kleinen lustigen, ewig hungrigen und durstigen Kneipbrüdern dort unten drei Fuß unter der Oberflächlichkeit dieser fidelen Welt!“

„Ich glaube gar, Du willst den Sentimentalen herausbeißen, armer Fürst! Geh in Dich und verdiene Dir auf redlichere Weise Dein Seidel . . . Spätfrühling — Altjungfernsommer — Dein Witz ist zu feist geworden durch Biertrinken, sagt Prinz Heinz zu Falstaff! — Und nun nimm Dich zusammen, altes Haus, und gieb uns schnell etwas Lustiges zum Besten, vielleicht fällt dann noch ein Seidel für Dich ab!“

Wieder jenes eigenthümliche Blitzen und Zucken unter den gemalten Augenbrauen — jenes kurze Schlucken und Würgen in der Kehle — — Niemand außer mir scheint es zu bemerken — und jetzt steht der alte Fürst auch schon

wieder mit dem lustigen Gesichte da, schwenkt sein Seidel und sagt: „Apropos, — ad vocem Falstaff fällt mir ein, daß ein hungriger Hofpoet uns heute wieder seine Huldigung in Versen darbrachte — wir geruhten sie anzunehmen, denn es liegt den Fürsten vor allen ob, brotlose Künste zu ermuntern — hier ist das Poem:

Berlin hat seinen Falstaff — feist
Lügt, trinkt wie eine Tonn' er,
Der neue Sir John Falstaff heißt
Auch — Fürst Kanonendonner!"

„Ha! ha! Bravo! — das Seidel zu Deinem Beefsteak hast Du redlich verdient, — der neue Falstaff hoch!" — jubelt es im Kreise.

„Diese Lügengeschichten und Spottverse auf sich hat der arme Kerl im Handumdrehen ersonnen — o, was hätte bei seinen Anlagen aus ihm werden können!" — höre ich neben mir sagen.

Mir that das Herz weh . . . ich ging fort. Ich mochte nicht mehr sehn und hören, wie die bierlustige Jugend den armen, alten Fürsten Kanonendonner verhöhnte.

Ich konnte nicht einschlafen . . . immer stand mir der alte Baron mit den gemalten lächerlichen Augenbrauen und dem Kanonendonner-Schnurrbarte, mit dem glühenden breiten Gesichte und der biergedunsenen Figur vor Augen — immer hörte ich sein „Donner und Kanonen!" sein bramarbasirendes Singen und polterndes Gelächter — über sich selber . . . und dann sah ich es plötzlich wieder in seinem Auge so seltsam fremd aufblitzen und zucken und seine Kehle arbeiten und schlucken, als müßte sie etwas hinabwürgen, das zu dem lustigen Fürsten Kanonendonner, der sich für einige Seidel Bier jedem schlechten Witze preisgab, durchaus

nicht passen wollte . . . Sollte unter dieser lächerlichen Hülle am Ende doch noch ein Funke jenes göttlichen Geistes, den der Schöpfer seinem herrlichsten Meisterwerke einhauchte, als er sprach: „Lasset uns Menschen machen, ein Bild, das uns gleich sei!“ — heimlich fortklimmen?

Lange nach Mitternacht hörte ich es die Treppe hinaufkeuchen . . . dann noch lange, lange unter mir stöhnen und ächzen . . . Mußte das viele Bier sich Luft machen — oder war jener glimmende göttliche Funke zur sengenden Flamme erwacht, und die brannte in der stillen Nachtstunde jetzt so qualvoll heiß, wie höllisches Feuer?

. . . Ich hatte wirklich ein Original gefunden — aber es war ein trauriges . . . eine Caricatur jenes Meisterstückes der Schöpfung!

* * *

Noch oft sah ich den armen Fürsten Kanonendonner. Begegneten wir uns auf der Treppe, so grüßte er mich wie einen alten Du-Bruder mit einem Witzworte oder mit Versen aus einem alten Studentenliede.

Ich ging mit einem ernsten, stummen Gruße an ihm vorüber. Ich konnte es nicht übers Herz bringen, in den allgemein üblichen verhöhnenden Ton gegen den alten Baron einzustimmen.

Auf der Straße hatte er stets eine Schaar Kinder hinter sich, die ihm zuriefen: „Guten Tag, Fürst Kanonendonner, schenk mir ein Bonbon!“ Dann griff er wohl in die Tasche und gab den Kindern, die ihn verlachten, Bonbons oder Kuchen.

Wenn er einige Groschen oder Pfennige im Vermögen hatte und ein Bettler begegnete ihm auf der Straße — so [illegible]r ihm sein Letztes . . . er selber ein Bettler. Ja,

— ein Bettler, denn er besuchte die Hotels und bettelte bei den Fremden auf seinen vornehmen Namen. Sprach ihn in der Bierstube ein Bettler an und er war einmal wieder vollständig abgebrannt, so borgte er schnell von dem ersten besten Gaste einige Groschen, um sie dem Bettler zu schenken und — nie zurückzuzahlen.

Nicht selten wanderten seine silbernen Sporen und Kleider ins Leihhaus. Dann blieb er nothgedrungen zu Hause. Das rapportirte mir regelmäßig meine Madam.

Im Sommer litt mein Nachbar viel von der Hitze; er wurde vom vielen Biertrinken immer fetter und pustete und stöhnte vor äußerer und innerer Glut Tag und Nacht entsetzlich. Hatte diese Bierhitze fast den Brennpunkt erreicht, dann nahm er in der allereinfachsten Weise ein kühles Bad. In bloßen Füßen stieg er die Treppe hinunter und holte sich vom Hofbrunnen zwei Eimer kühles Wasser. Sorgfältig wurde das fürstliche Gemach verschlossen — die Perrücke und der Schlafrock sanken. Mit dem einen Eimer begossen Durchlaucht die Dielen, die Wände und die Decke des heißen kleinen Zimmers — das andere ergoß sich plätschernd über den kahlen Kopf und verwischte jede Spur von Kanonendonner-Augenbrauen.

So traf ich den armen Fürsten einmal wieder, als ich an einem glühenden Julinachmittage ausgehen wollte, vor seiner Stubenthür an der Treppe stehen. Er war in bloßen Füßen, ohne Perrücke, ohne Augenbrauen, — sein Schnurrbart hing wie eine verdurstende Blume melancholisch nieder. In der Hand hielt er einen Blecheimer und keuchte angstvoll nach Luft. Kaum aber war er meiner ansichtig, so rief er mir mit dem alten flotten Tone zu: „Hic haeret aqua, fratercule — ein Königreich für einen Eimer Wasser!“

Unwillkürlich streckte ich die Hand nach dem leeren Eimer aus und sagte: „Herr Baron, ich . . .“

„O, machen Sie keine Umstände, Nachbarchen — sagen Sie nur immer kurzweg: Durchlaucht!“

Ich hatte schon den Eimer in der Hand und sprang damit die Treppe hinunter . . . Sprachlos schaute der Ueberraschte mir nach.

Als ich die letzte Treppe mit dem Wasser wieder hinaufstieg, sah ich meinen Nachbar noch an der Treppenbrüstung stehn — er zitterte aber, wie von einem inneren Sturme geschüttelt, und in seinen dunklen Augen zuckte und flimmerte es, wie beim Wetterleuchten die See. Und er schluckte und würgte, bis er mit unsicherer Stimme hervorbrachte: „Warum haben Sie das gethan?“

„Weil es Ihnen sauer wird und mir nicht!“

„Und ich sah Sie nie über den alten lächerlichen Fürsten Kanonendonner lachen — ich hörte nie, wie Sie Ihren Witz an ihm versuchten — warum nicht?“

„Weil mir das Herz immer weh thut, wenn ich Andere über den Fürsten Kanonendonner lachen und witzeln höre — weil mir das Herz noch weher thut, wenn ich sehe, wie willig und lustig Fürst Kanonendonner sich jedem Gelächter und Witze Preis giebt!“ — sagte ich leise und ohne ihn anzusehen. Dann stieg ich schnell die Treppe hinab . . .

Hinter mir schluchzte es krampfhaft auf: „O — o — mein Gott — Erbarmen!“ und das Treppengeländer zitterte unter den Händen des alten Barons. — —

* * *

Am Abende — der Mondschein lag hell auf den

Dächern der gegenüberliegenden Häuser — saß ich am offenen Fenster meines Stübchens und schaute sinnend in das flimmernde Mondlicht hinaus. Da klopfte es leise ... und der, den ich heute Abend aus meinen trüben Gedanken nicht wieder bannen konnte, stand vor mir — Fürst Kanonendonner! Und doch war es nicht Fürst Kanonendonner, der fast schüchtern, demüthig auf mich zutrat — dieser alte Mann mit dem ernsten traurigen Gesichte hatte nicht einen Hauch Kanonendonnerhaftes an sich! Die martialischen Augenbrauen fehlten, der Schnurrbart war fahl und welk, an den Stiefeln klirrten keine Sporen. Die sonst verwogene Haltung war gebrochen, jede Bewegung natürlich. Auf den großen Augen lag es wie ein feuchter Schleier — zum ersten Mal fiel mir ein: diese Augen mußten einst wunderbar schön gewesen sein. Seine Stimme klang sanft und bewegt; ohne sein sonstiges Pathos sagte er: „Erschrecken Sie nicht, daß ich Sie bis in Ihr Zimmer verfolge — o, ich will Sie gewiß nicht anpumpen!“ — setzte er traurig lächelnd hinzu. „Sie waren heute freundlich gegen mich, einfach, ohne Nebengedanken — das thut selbst einem so verwüsteten Herzen, wie hier immer noch nicht ausschlagen will“ — und er preßte beide Hände gegen die Brust, als müßte er dort einen plötzlichen heftigen Schmerz zerdrücken — „so wohl ... wie ein lächelnder Mutterkuß ... im Traume! Und Sie waren heute nicht zum ersten Male freundlich gegen mich — ich weiß es, im bangen Sinnen dieses qualvollen Nachmittags ist es mir klar geworden: — keine Unfreundlichkeit gegen einen privilegirten Sündenbock und Blitzableiter für höhnende Witze und lustige Quälereien ist schon ein große, seltene Güte! Ihnen hat das Herz weh gethan über den amüsanten Spaßvogel und

Possenreißer Fürst Kanonendonner? . . . Sie sehen tiefer, als das ganze lustige Berlin . . . Sie sollen noch tiefer blicken! Ich komme, um Ihnen eine . . . meine Geschichte zu erzählen. Sie sind noch jung — und der Frühling ist so schön in seinem berauschenden Blühen und Duften . . . aber seine Stürme sind die vernichtendsten. Ein Frühlingssturm kann in einer Nacht alle Blüten vom Baum streifen . . . und mit Blüten jede Hoffnung auf dereinstige Frucht . . . Armes Herz, das sich an jene vernichteten goldenen Blütenhoffnungen klammerte! . . . Sie sind noch jung — Sie können — Sie sollen aus meiner Geschichte etwas lernen! Darum will ich Ihnen erzählen, was noch Niemand aus meinem Munde hörte, wovon nur Sie bis jetzt ein dunkles Ahnen hatten. Um eins bitte ich Sie, bleiben Sie auf Ihrem Platz am Fenster sitzen, sehen Sie mich nicht an, während ich erzähle, und unterbrechen Sie mich nicht. Meine Geschichte soll nicht lang sein — aber wahr . . . Wort für Wort . . . grausig wahr!"

Ich nickte nur stumm mit dem Kopfe. Mich betäubte noch immer ein dumpfes Erstaunen über meinen seltsamen Besuch. Ich setzte mich wieder ans Fenster, stützte den Arm auf das Fensterbret und den schwindelnden Kopf in die Hand — so schaute ich fast wie im Traume hinaus über die flimmernden Dächer in den Mondschein und die leuchtenden Sternenaugen — hinauf in den lichten Himmel . . .

Der alte Baron lehnte am Ofen, den Kopf hinten übergebeugt, die Augen geschlossen, — nach einer Weile begann er mit leiser, verschleierter Stimme:

„Ich stamme aus dem uralten, einst sehr vornehmen Geschlechte der Racoczy, das Siebenbürgen viele namhafte

Woiwoden gab. Im Jahre 1607 machte sich Sigmund Racoczy zum selbstständigen Fürsten und war lange Zeit ein gefährlicher Feind Oesterreichs. Franz II. Racoczy war im Anfange des vorigen Jahrhunderts der letzte Fürst Siebenbürgens — er wurde von Oesterreich vertrieben, verbannt. Er starb in Bessarabien. Seine Söhne Joseph und Franz wurden als Knaben von den Oesterreichern gefangen und gezwungen, die Namen Marchese di Sta. Carlo und die Sta. Elisabeta anzunehmen. Joseph starb vergessen in der Türkei. Franz ging im hohen Alter von Italien nach dem nördlichen Deutschland und nahm seinen alten Namen Racoczy mit geringer Veränderung wieder an. Er war mein Urgroßvater. Mein Wappen zeigt die „Sieben Burgen“ von Siebenbürgen.

„Mein Großvater siedelte sich in einem Schloß und Dorf an der mittleren Elbe an. Dort wurde ich 1802 geboren. Mein Vater hatte ein edles, echt ritterliches Herz; er war von dem strengsten Rechtlichkeitsgefühl und von glühender Liebe zu seinem neuen Vaterlande Preußen beseelt. In der Zeit von 1807—13, wo meine Heimat unter der Geißel des neugegründeten napoleonischen Königreichs Westfalen seufzte, litt mein Vater viel, aber er litt nicht schweigend, thatenlos. Er arbeitete und kämpfte ununterbrochen gegen das verhaßte Joch an, er machte sich um seine Provinz vielfach verdient, aber er opferte auch Gut und Gesundheit. In diese stürmische Zeit fiel meine Kindheit, doch vermochten die Stürme des Krieges den Sonnenschein meines fröhlichen Herzens und leichten Sinnes nur wenig zu trüben. Meine Mutter war ganz weiche, hingebende Liebe und glücklich in dieser Liebe. Ich träume noch oft furchtbar lebhaft von jener Kinderzeit dort in dem

schönen, alten Schlosse an der Elbe . . . Ich liege unter den uralten Linden des Parks im Grase und schaue spielmüde zu den Bienen hinauf, die um die Lindenblüthen summen, . . . und dann mit einem Mal ins lächelnde Mutterauge voll warmer Liebe . . . Die Mutter winkt, und ein langer, gerader Mann mit sorgengefurchter Stirn tritt heran und beugt sich auch über mich, und über sein ernstes Gesicht fliegt es wie Sonnenschein und er nickt mir herzig zu: „Träume nur weiter, glückliches Kind!“ . . . Oder ich träume, es ist heiliger Weihnachtsabend, und ich stehe unter dem brennenden Weihnachtsbaume und schaue mit leuchtenden Augen die Lichter und Spielsachen an, und draußen vom Thurme der kleinen Dorfkirche läutet es zur Christfeier, und ich werfe mich jubelnd ans Mutterherz und ich höre ihre liebe gerührte Stimme: „Mein Constant — bleibe ein gutes, frommes Kind . . .“ und plötzlich erwacht der elende, alte Fürst Kanonendonner auf seinem armseligen Lager und stöhnt und krümmt sich in wilder Verzweiflung und denkt wieder und immer wieder: War jenem glücklichen Kinde schon das grausige Lebensmotto: „Verdirb — stirb — sei auf ewig verloren!“ auf die lächelnde Stirne geschrieben? und die langen, langen Nächte muß ich dann dies Wort denken, bis ich fast von Sinnen bin . . .“

Hinter mir stöhnte und ächzte es, wie ich es Nachts gar oft durch den Fußboden heraufschallen gehört hatte, aber jetzt noch unendlich viel banger — qualvoller . . .

Der Unglückliche erzählte weiter:

„Als Deutschland das französische Joch abgeschüttelt hatte, brachte mein Vater mich auf die lateinische Schule des Klosters Liebfrauen in Magdeburg. In dem frohen

Kreise der jungen Klosteraner vergaß ich bald das Weh des ersten Scheidens aus dem Vaterhause. Ich hatte ein leichtes, fröhliches Herz und einen lebhaften Feuergeist. Beide dürsteten nach Nahrung. Mit schnell aufflammender Glut schloß ich mich in innigster Freundschaft meinem Mitschüler Fedor an. Er war ein schöner, reichbegabter Knabe, voll Witz und übermüthiger Laune. Sein Leichtsinn stand ihm allerliebst, Niemand konnte ihm lange ernstlich böse sein oder gar seinem liebenswürdigen Schmeicheln widerstehen. Ich gab mich diesem verführerischen Knaben bald ganz gefangen; ich liebte ihn fast heißer, als meine Mutter. In den Sommerferien ging Fedor oft mit mir in meine Heimat . . . O, das waren glückliche Tage in der alten Klosterschule in Magdeburg und auf dem friedlichen Schloß an der Elbe . . . Wie lag die Welt doch so wunder — wunderschön vor meinen sonnigen Augen!

„Im Herbste 1821 gingen Fedor und ich nach Halle, um Jura zu studiren. Das Studentenleben war damals wüst, ja roh. Der Stern rein glühender Begeisterung, der in den Freiheitskriegen in den Herzen junger Studenten aufgeflammt war — der Begeisterung für Freiheit und Größe des Vaterlandes, der Begeisterung für die hohe Idee der Mannestugend und des Manneswerthes, — dieser Stern, der dann noch ein Mal das Wartburgsfest von 1817 mit seinem wundersamen Glanze erhellt hatte . . . war traurig erloschen. In den Herzen der Studenten sah es trostlos öde und düster aus, auf den schäumenden Rausch war eine schale Nüchternheit gefolgt. Dies unbehagliche Gefühl zu verbannen, wenigstens zu betäuben, stürzten die Studenten sich über Hals und Kopf der wildesten Lust in die Arme. Sie setzten eine Ehre darein, Unmassen von

Wein, Bier, ja Schnaps zu trinken, in ordinären Kneipen mit Gesellen und Dienstmädchen zu tanzen, sich mit den Handwerksburschen und Stadtsoldaten auf offener Straße zu raufen und die blutigsten Paukereien aufzuweisen zu haben... „Pereat" war das beliebteste, im Sommer auf offener Straße gespielte Kartenspiel; dazu wurden die zotigsten und knotigsten Verse gesungen und nach jeder Partie der Verlust gleich in Bier vertrunken. Der Hauptparagraph das Biercomments war: Trink dich Tag für Tag voll und toll, — der des Ehrencomments: Toujours auf der Mensur! Sogenannte Scandäler pro patria, wo eine ganze Verbindung, Mann für Mann, mit einer andern feindlichen Verbindung losgeht, waren damals nichts Seltenes, — und woraus entstanden diese furchtbaren Metzeleien? Oft aus den lächerlichsten Ursachen! Wenn zwei Studenten feindlicher Verbindungen sich auf den „breiten Steinen" der Straße — einer Reihe von Plastersteinen, die durch ihre Größe und Ordnung vor den übrigen hervorragten und die kein Handwerksbursche ungestraft betreten durfte, weil die Studenten die „breiten Steine" als Ehrensteig für sich in Anspruch nahmen — begegneten, da wollte dann keiner dem andern Platz machen. Zuerst wurde „gerempelt", indem die Gegner sich von dem Ehrensteige gegenseitig fortzustoßen suchten, dann wurden die kurzen, dicken Knüppel, die damals jeder echte Student beständig unter dem Arme trug und „für alle Fälle" sogar mit ins Colleg nahm, fleißig gehandhabt. Bald fanden sich die Burschen von beiden Parteien ein, eine allgemeine Prügelei begann — und daran knüpfte sich dann ein „Scandal pro patria!" — Neben diesem wüsten, blutigen Treiben machte sich ein kindischer Pennalismus breit. So ward

Fedors und mein Eintritt in die damals in Halle blühende Landsmannschaft „Pomerania“ durch einen solennen „Fuchsritt“ gefeiert. Wir und die andern neu einspringenden „crassen“ Füchse saßen in langer Reihe hinter einander rittlings auf Stühlen, die Lehnen in der Hand; die Fuchsmajors malten uns mit Kohle und Kienruß die wildesten Bärte. Unter Vortritt einiger Bierfiedler und dem Abbrüllen des Fuchsliedes: „Was kommt dort von der Höh'?“ galoppirten wir Füchse auf unseren hölzernen Pferden polternd durch den Commerssaal. Dann hatten wir crassen Füchse die Genugthuung, die „Brandfüchse“ in's zweite Semester springen zu sehen. Die alten Burschen, mit brennenden Fidibussen und glimmenden Spähnen bewaffnet, bildeten eine lange Gasse. Durch diese mußten die Brandfüchse laufen, während die alten Burschen jubelten! „Hussa, Brandfuchs“ und sich bemühten, den gehetzten Füchsen Haupthaar und Bart und Kleidungsstücke zu verbrennen . . . Damit amüsirte sich der deutsche Student anno 21, um zu vergessen, daß er vor 4 Jahren den leuchtenden Traum des Wartburgsfestes — geträumt hatte!

„Fedor stürzte sich mit der Leidenschaftlichkeit seines heißen Blutes und schäumenden Herzens der Lust des ungebundenen Studentenlebens wild in die Arme, und wenn er mir in seiner sorglos lustigen Weise sang:

„Pflückt die Freuden, wo sie blühn,
Morgen ist nicht heut',
Keine Stunde laß entfliehn,
Flüchtig ist die Zeit!“

— folgte ich ihm nur zu willig zum Vergnügen. Vor groben Verirrungen bewahrte mich noch das Bild meiner Mutter, das ich treu im Herzen trug.

„Und dann trat neben dies reine Bild ein anderes, mich zu schützen. Es war das lächelnde, rosige Bild eines jungen Mädchens . . . ich liebte, wie das Herz nur ein Mal lieben kann.

„Es war kurz vor Pfingsten. Die Pomerania feierte ihren Abschiedscommers vor den Ferien in der Dölauer Haide, berüchtigt durch die vielen blutigen Studentenduelle, die in zwei Jahrhunderten von Hallischen Studenten unter den Haidebäumen ausgefochten sind. In der Haidekneipe gab es damals das beste Merseburger Bier, unter dem Namen „Haidecker“ beliebt. Der Haidewirth war aus Merseburg übergesiedelt und erhielt von seinem Bier bald den Spitznamen: der Haidecker.

„Wir lagen im Grünen bei angestochenem Fäßchen und sangen die alten, übermüthigen Studentenlieder . . .

„Da kam ein Student aus der Haidekneipe — der Haideckerei — zurück; er glühte über das ganze Gesicht und rief uns schon von weitem aufgeregt zu: „Jungens, ich habe eine Wunderschöne gesehen!“ — „Etwa gar die Waldfrau?“

„Nein, aber das Waldfräulein. Ihre Mutter ist die Schwester des Haideckers, und beide Frauen sind zum Besuch aus Merseburg gekommen, um Pfingsten hier draußen in der Haide zu verleben. Ich wollte mir in der Küche einen Eierkuchen bestellen, da sah ich sie bei der Haideckerin am Heerdfeuer stehn . . . ich vergaß den Kuchen ganz darüber. Das Bildniß war bezaubernd schön, wie keines Ihr noch habt gesehn — aber spröde, Jungens, wie Ihr in Halle auch noch keine sahet. Als ich das Waldfräulein eine Weile ziemlich dumm angestarrt hatte, fiel mir ein, daß es die höchste Zeit sei, mich als gebildeter Student

zu zeigen — ich legte meinen Arm um ihre Taille und wollte sie küssen — sie aber entwischte mir behende und sprang in die Stube. Ich wollte natürlich nach — aber wie der Wind hatte sie den Riegel vorgeschoben und lachte durchs Schlüsselloch: „Die Großmutter spricht, ein Manneskuß sticht.“ So viel ich auch bat und bettelte — sie kam nicht wieder zum Vorschein!“

„Die spröde Schöne müssen wir sehn — auf zur Haideckerei — wie heißt das Merseburger Hexchen?“ brauste es durcheinander.

„Magdalena — die Haideckerin nennt sie aber Magda!“

„Kommt, Jungens, laßt uns der schönen Magda ein Ständchen bringen, dann muß sie sich uns zeigen!“ rief Fedor.

„Ja, ein Ständchen — ein Ständchen —

Hübsche Mädchen sind erschaffen
Nur für Bursche, nicht für Pfaffen,
Ich lob' mir den Venusorden,
Darin bin ich Mönch geworden . . .

„Nein, nein, kein derbes Studentenlied, wenn sie so spröde ist . . . Ein Volkslied soll uns das Täubchen kirren!“

„Bravo! angenommen!“ — und wir alle brachen mit vollen Krügen nach der Haideckerei auf und sangen vor den Fenstern im Chor:

„Mein Schatzerl ist hübsch, aber reich is es nit,
Was nützt mir der Reichthum, das Geld küß i nit.“

— und die folgenden Verse. Dann trat der Senior vor und brachte auf Waldfräulein Schön-Magda, zum Dank für ihr Erscheinen in der Dölauer Haide, ein donnerndes Hoch aus . . . und an der Hand des alten Haideckers er-

schien in der Thür ein Mägdlein, schön und frisch wie der Maientag, der durch die Bäume auf sie nieder lachte. Ihr kindliches Gesicht glühte bis unter das wellige goldblonde Haar hinauf in schämiger Verlegenheit, und dabei blitzte ihr großes Vergißmeinnicht-Auge doch vor Entzücken über das erste Huldigungsständchen ihres jungen Lebens. Der alte Haidecker bedankte sich im Namen seiner Nichte für die große Ehre, und die Burschen brachten neue „motivirte“ Vivats auf das „Waldfräulein“ aus. Dieser Beiname blieb der holden Magda. Nur ich sagte ihr nichts Schönes und konnte auch in die andern Hochs nicht mit einstimmen . . . mir glühte und klopfte und wuchs das Herz, wie noch nie, daß mir die Brust schier zu eng wurde. Das Wasser stieg mir in die Augen, und durch diesen Thränenblitz unendlichen Glücks schaute ich sie an — sie ganz allein . . . es gab ja für mich nichts mehr auf der Welt, als dies süße Kind . . . Ich hörte kaum, daß die begeisterten Burschen ihr zu Ehren immer neue Lieder sangen, bis Fedor seinen Arm um meinen Nacken schlang und mir scherzend ins Ohr sagte: „Constant, schau dem Waldfräulein nicht zu tief in die Zauberaugen, die lassen Dich sonst nicht wieder los!“

„Da preßte ich den Freund fest an mich nnd senkte meinen Kopf an seine Brust und flüsterte: „O möchten sie mich immer gefangen halten wollen . . . Ich liebe Magda, mehr als Dich, Bruder — mehr als meine Mutter — mehr als Alles auf der Welt!“

„Armer Narr,“ sagte er, „Du sprichst ja elegisch wie der selige Klopstock! Im Uebrigen gratulire ich Dir von Herzen, daß Du, mein blöder Schäfer, auch ein Mal zu der Lebensweisheit aufthau'st:

Zum Lieben, zum Lieben auf Erden
Die Mägdlein geboren werden"

wie es im Burschenliede heißt. Ich fürchte nur, die ganze Pomerania wird Dein Nebenbuhler sein, mich darfst Du natürlich nicht ausnehmen, denn sie ist sehr hübsch! Aber nun steh nicht länger da, wie der Ritter von der traurigen Gestalt — geh und mach Deiner Dulcinea von Toboso Dein Compliment!" Lachend ging er davon. Zum ersten Mal kam mir mein verführerisch schöner, lustiger Freund doch gar zu leichtfertig vor:

„Auf dem Rasen vor der Haideckerei wurde getanzt. Der Haidecker spielte die Violine dazu. Sogar Magdas Mutter und die Haideckerin wurden mit zugezogen. Die übrigen Burschen tanzten unter einander. Ich tanzte nicht mit, ich hatte nicht das Herz, Magda aufzufordern. Ich lehnte an einem Baum und ließ sie nicht aus den Augen. Sie glühte vor Tanzlust und lachte, daß die weißen Zähne durch die knospenden Lippen blitzten. Sie war freundlich zu allen, aber in einer Weise, daß sie keine Zudringlichkeit aufkommen ließ. In mir fing es an zu bohren — das war schon die Eifersucht gegen alle, die mit ihr tanzten. Sie sah bisweilen wohl fragend zu mir herüber, als könne sie nicht begreifen, daß ich allein ihr Huldigungen weigerte. Ich konnte ihr aber unmöglich mein erstes Wort vor all diesen lustigen Burschen sagen . . . Als sie in der Dämmerung ins Haus zurückging, ließ sie ihre leuchtenden Augen noch einmal auf mir ruhen, dann schüttelte sie das lockige Köpfchen, wie über ein Räthsel — und war verschwunden.

„Die Burschen kehrten zu ihren Bierfässern zurück und sangen und zechten dem Waldfräulein zu Ehren bis tief in die Nacht . . . Ich war heimlich in den Wald

geflohen — ich mußte mein zum Springen volles Herz leicht jubeln . . . leicht weinen!

„Am andern Morgen zog die Pomerania zu Roß und Wagen mit flatternden, weiß-blauen Fahnen singend zur Stadt hinaus nach Thüringen zu, um auf der Rudelsburg bei Kösen nach alter Sitte mit befreundeten Verbindungen aus Jena und Leipzig um Pfingsten das Maienfest zu feiern. Ich blieb unter einem Vorwande in Halle zurück. Fedor schüttelte mich beim Abschiede lachend: „Du bist mit Deiner Amour ja gewaltig pressirt? — nun, benutze die Zeit gut und viel Glück und Vergnügen, mein Junge."

„Er schwang sich aufs Pferd und galoppirte den anderen Burschen nach.

„Am zweiten Pfingstfeiertage in der Dämmerstunde ging ein glückstrahlendes Paar unter den Bäumen der Dölauer Haide dahin. Im Garten der Haideckerei, in der duftenden Fliederlaube hatte Magda zum ersten Mal ihren Constant geküßt. Vor der Mutter und dem Onkel hatten sie sich verlobt; Magda sollte den Sommer über in der Haideckerei bleiben . . ."

— — Der Unglückliche schwieg. Seine Brust arbeitete wild, und der Athem ging rasselnd. Ich sah mich nicht um. Mein Hirn brannte, wie in Fieberphantasien . . . Ja, war es denn überhaupt möglich, daß . . . Fürst Kanonendonner mir diese — seine Geschichte erzählte?

Aber schon keuchte es heiser hinter mir: „Und als die Rosen im Garten des einsamen Haidehauses aufblühten, traf ich eines Abends mein Lieb — meine Braut — mein Alles in den Armen meines schönen, lustigen Freundes Fedor . . .

„In jener einen dunklen Minute verlor' ich mein

Lieb — meinen Herzbruder . . . ha! ha! — Vater und Mutter — Erdenglück und Himmelsseligkeit . . .

„Als die Sonne des nächsten Morgens über der Dölauer Haide aufging, sah sie zwei bleiche Jünglinge mit scharfen Stoßschlägern einander gegenüberstehn, — die so oft in seliger Freundschaft Brust an Brust geruht hatten.

„O wäre der Mörder meines Friedens doch ganz zum Kain geworden! Mit seinem Degen in der Brust brach ich zusammen . . . Als ich nach Wochen wieder zum trostlosen Bewußtsein kam, saß meine Mutter an meinem Lager. Ich kannte sie kaum wieder, — ihr Haar war gebleicht, ihr Auge verweint, ihre Haltung gebrochen, ihr mildes, schönes Gesicht vergrämt . . . Sie trug tiefe Trauer . . . Mein Vater war vom Schlage gerührt todt umgefallen, als er die Nachricht von dem Duell — von meiner tödtlichen Verwundung erhielt. Fedor war geflohen. Ich wollte den Verband abreißen und mein unseliges, vernichtetes Leben dahinfließen lassen . . . meine Mutter beschwor mich auf ihren Knieen, und ich gab ihr mein heilig Wort, daß ich leben — leben wolle . . . Ich hab' es gehalten: noch heute — fast vierzig Jahre nach jener Stunde — lebe ich . . . der Welt zum Spott!

„Und was ich jetzt noch zu erzählen habe — wird Ihr junges Herz es fassen? Ich glaube kaum — ich wünsche Ihnen sogar, daß Sie es nie ganz verstehen lernen. Möge Fürst Kanonendonner für Sie stets ein psychologisches Räthsel bleiben! Die übrige Welt ist über mich im Reinen — sie spricht ihr Urtheil täglich mit Lachen aus.

„Meine Wunde war geheilt. Meine Mutter ging auf ihr verödetes Schloß an der Elbe zurück. Ich verließ

das Krankenzimmer als ein anderer... Ich kam mir selber vor wie ein Verstorbener, der verdammt sei, nach seinem geistigen Tode noch körperlich unter den Lebenden zu wandeln, weil ein höllischer Funke in ihm wild fortglimmt! Dieser Funke, der mich Tag und Nacht mit tausend Martern durchbrannte, war der Haß gegen die Mörder meiner Ruhe, meines Friedens — der Haß gegen die ganze Welt, der Haß gegen mein eigenes elendes Leben. Ich fand eine entsetzliche Wollust darin, dies elende Leben noch elender zu machen — diesen zertretenen Garten bis auf die letzte der Blüten, mit denen er einst so reich geschmückt war, zu verwüsten — für immer: hier und dort! Wild lechzte ich nach der Minute, wo ich mir selber sagen konnte: es giebt nichts mehr zu zertreten, zu vernichten — es giebt kein elenderes, unseligeres Leben, als das Deine . . . und Ihr, Ihr beide, die ich so über Alles auf dieser Welt geliebt habe, werdet dereinst für jedes — jedes zertretene Blumenblatt zur Rechenschaft gezogen werden! — Ich konnte laut auflachen, wenn ich jenem grausigen Ziele wieder um einen Schritt bergab näher gekommen war — Gott bewahre Sie aber vor einem solchen Lachen! In den wüstesten Ausschweifungen suchte ich Leib und Seele ganz zu Grunde zu richten... Mein Körper war aber stärker, als mein Wille, er erlag dem wilden Leben nicht — nur die Seele . . . ach! mein Gott! mein Gott! . . . die wird bald Rechenschaft geben müssen vor Deinem Throne, wie viel von ihr übrig geblieben ist! —

„Ich wurde aus Halle gemaßregelt — polizeilich fortgewiesen. Ich ging nach Leipzig und setzte das alte Leben dort noch toller fort. Die Mutter hat ihren verlornen Sohn nicht wiedergesehen — sie fuhr mit Weinen in die

Grube. Auch dies zertretene Leben kommt auf Eure Rechnung! — lachte ich auf. — Mein väterliches Erbe, — der Vater hatte in den Kriegszeiten dem Vaterlande über seine Kräfte Opfer gebracht — war bald verjubelt — — ich lachte und ward Schmarotzer . . . Und immer schneller, immer brausender ging's abwärts . . . Bitten Sie Gott, daß Fürst Kanonendonner bald ganz unten — tief unten angelangt ist . . ."

„Nein, nein, ich werde ihn bitten, daß er Ihnen Kraft giebt, wieder hinaufzuklimmen — es ist schwer, aber . . ."

„Zu spät — zu spät!" — stöhnte er. „Läßt sich eine Lawine im Sturze aufhalten? — oder gar den Berg wieder hinaufwälzen? — Nein, nein, sie rollt nur immer schneller, je tiefer sie hinabstürzt . . . bis sie zerstoben ist!"

„Es ist nie zu spät, so lange die Seele noch einen Hauch hat!" sagte ich in höchster Angst.

„Wer, wie ich, nun bald vierzig lange, lange Jahre immer tiefer und tiefer hinabgefallen ist, dem wird das Fallen so zur Gewohnheit, daß er nicht mehr anders kann!"

„Gott ist barmherzig . . ."

„Aber auch gerecht!" sagte er dumpf. Er hat mich zu seinem Ebenbilde geschaffen — ich habe eine Caricatur daraus gemacht, da ich sein Werk nicht ganz zertrümmern durfte . . . Ich vermaß mich, in der Wollust des Herzwehs, der Zerrissenheit, selber göttliches Gericht spielen zu wollen — Gott läßt sich nicht spotten!" —

Er schwieg. Tief erschüttert wandte ich mich um und stand ihm gegenüber. Er zitterte und sah beim Flimmern des Mondlichts geisterhaft bleich aus. Im schmerzlichen Aufwallen meines Herzens streckte ich ihm beide Hände

entgegen — er schüttelte den Kopf: „Ich verdiene kein Mitleid!“

Er wollte gehen . . .

„Fedor?“ fragte ich unwillkürlich.

„Verschollen — jenseits des Oceans . . .“

„Und sie — sie?“ ich hatte nicht das Herz, den Namen Magda auszusprechen. Er verstand mich aber doch.

„Sie machte es, wie ich!“ — sagte er mit einem heiseren, kurzen Lachen — „sie war eine Stufe jäh hinuntergefallen — sie stürzte sich alle anderen nach und nach freiwillig hinab . . . Die Studenten-Magda — das schöne Waldfräulein ging unter in Sünde und Schande und Elend!“ —

„Ja, Gott ist gerecht!“ — sagte ich ihm leise nach.

„So wie Sie, hat mich noch Niemand gesehen — wird mich auch Niemand wieder sehen . . . Dieser Abend gehört mir . . . gehört den Todten . . . Morgen bin ich wieder der alte lächerliche Fürst Kanonendonner, der lustige Possenreißer und Witzbold und Aufschneider, Jedermanns Hanswurst für ein Glas Bier — bis . . . nun, Sie werden das Ende ja noch sehen!“ —

Ich war allein. Noch lange stand ich am offenen Fenster und dachte hinauf zu den Sternen — über die Sterne hinaus . . .

Mir that das Herz so weh, wie wohl noch nie, mein Hirn brannte . . . mir war, als hätte ich einen wüsten, wüsten bangen Traum geträumt.

Durch den Fußboden stöhnte und ächzte es schaurig herauf — das durchfröstelte mich bis ins innerste Mark! —

— In Heynes Bierstube wunderten sich an jenem

Abende die Stammgäste, daß der Stuhl des lustigen, spaßhaften Fürsten Kanonendonner leer blieb!

* *
*

Gesehen und gehört habe ich den armen Baron noch oft, — gesprochen nie wieder. Er vermied es sichtlich, mir allein zu begegnen. Auf der Straße und in den Kneipen spielte er seine alte trostlose Rolle mit Bravour weiter . . . Niemand dachte daran, daß es eben nur eine — Rolle war.

Noch einen Hauptspaß sollte er den guten, lachlustigen Berlinern machen, ehe er für immer von der Schaubühne abtrat.

In einer Berliner Localposse erschien eines Abends im Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater eine sehr gelungene Copie des Fürsten Kanonendonner auf den Bretern: die stadtbekannte, bierfette Figur — das rothe gedunsene Gesicht — der martialische Schnurrbart — die kühnen Bogen der dicken, schwarzen, Augenbrauen — die klirrenden Sporen — das Rohr mit dem blanken Messingknopfe — dieselbe polternde Stimme: „Auf Cerevis! als ich in Leipzig mein hundertvierundfünfzigstes Duell hatte . . . Beim linken Backenzahn meines großen Ahnherrn, des Fürsten Franz II. Racoczy von Siebenbürgen . . ."

Wie das liebe Publikum lachte und klatschte und fußtrampelte — vor närrischem Entzücken über den kostbaren Fürsten Kanonendonner dort auf der Bühne . . . und wie es dann wieder lachte und klatschte und fußtrampelte — vor rasendem Enthusiasmus über den famosen Fürsten Kanonendonner dort im Parquet, der mit so köstlichem Humor auf den Possenwitz einging und über seine Caricatur dort auf der Bühne so herzlich lachte und klatschte

und fußtrampelte, daß ihm die hellen Thränen die Wangen niederliefen . . .

Oder . . . oder sah der famose Fürst Kanonendonner dort im Parquet in diesem Augenblicke etwa vor seinen flimmernden Augen in weiter — weiter Ferne einen kindlichen Knaben, der in einem alten, schönen Schloßparke an der Elbe im Grase liegt und spielmüde zu den Bienen hinaufschaut, die um die blühenden Linden summen . . . und dann mit einem Mal ins lächelnde Mutterauge voll warmer Liebe? . . . Oder klang es ihm wohl gar durch den lärmenden Jubel vatermilde ins Ohr: „Träume weiter, glückliches Kind!“ . . . und darum liefen dem armen Fürsten Kanonendonner die hellen Thränen die Wangen nieder?

Mit solchen Spitzfindigkeiten verdirbt sich kein lachlustiges Possenpublikum die gute Laune . . . Es hatte noch nie einen amüsanteren Abend im Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater verlebt. —

Das war kurz vor dem Ende: der armselige Komödiant gab seine letzte Erdenrolle . . . nach eigener Wahl!

Es war um die heilige, fröhliche Weihnachtszeit 1861. Fürst Kanonendonner trank bei einer Wette 33 Seidel Bier und aß die Speisekarte drei Mal von oben bis unten durch . . . er hatte die Wette gewonnen. Besinnungslos wurde er in seine Wohnung gebracht. Er fiel in eine schwere Krankheit. Als der treue Finanzminister Omnipotens sah, daß die Krankheit zum Tode ging, meldete er seinen Freund in der Armenstation der Charité an.

Die Krankenträger trugen ihre schwere Last fluchend die enge Treppe hinunter. Ich stand oben am Treppengeländer und sah ihnen nach. Aus dem Tragekorbe stöhnte

und keuchte es in Fieberphantasien: „Verdorben — gestorben . . .“

Das waren die letzten Worte, die ich aus dem Munde des Fürsten Kanonendonner hörte.

Am andern Tage starb er trostlos einsam in der Armenstation der Charité . . . er, der letzte Sproß aus dem fürstlichen Geschlechte der Racoczy!

* * *

In der Dämmerung des heiligen Christabends bewegte sich ein trübseliger Leichenzug von der Charité aus durch das Neue Thor dem fernen Charité-Kirchhofe zu. In dem bekannten schaurigen Armensarge mit dem flachen Deckel lag das, was von dem Fürsten Kanonendonner hier auf Erden übrig geblieben war. Selbst die Sporen fehlten nicht, aber sie waren längst von Neusilber. Wie der armselige Leichenwagen über das Straßenpflaster rumpelte, klirrten die Sporen leise in dem Sarge . . . o, wie melancholisch das klang! Nur wenige getreue Unterthanen folgten ihrem Bierfürsten. Unter ihnen der getreue Omnipotens.

Dicht vor dem Brunnen des Charité-Kirchhofes war ein Grab gegraben, schmal und kurz. Die eine Seitenwand bildeten die schwarzen, ungehobelten Breter von dem Häuschen eines unbekannten Nachbars dort unten — das schwarze, ungehobelte Breterhäuschen eines unbekannten Erdenpilgers, der am Ziele der Ruhe angelangt ist, wird sich morgen auf der anderen Seite nachbarlich eng anschmiegen . . .

„Lieg gar nit gern trocken, lieg allweil gern naß!“ sagte Omnipotenz leise, indem er auf den Brunnen wies.

Dort hinab ward der Baron gebettet. Keine Blume — keine Thräne fiel auf den dürftigen Sarg nieder . . . Flog über das offene Grab ein inbrünstig Gebet für die

entfesselte arme Seele zum Christenhimmel empor? — Wer weiß es! — Mechanisch nahm der Todtengräber seinen umflorten Hut letzter Garnitur vor die Lippen und sagte mit seiner kühlen, müden Geschäftsstimme: „Nun laßt uns einen stillen Seufzer thun!"

Und die hartgefrorenen Erdschollen donnerten auf den Sarg nieder.

Zu Häupten des Sandhügels steckte der Todtengräber einen Pfahl mit einer Nummer in die Erde . . . und Alles war vorbei!

Durch die Abenddämmerung klangen lieblich — feierlich — fröhlich Kirchenglocken herüber zu dem frischen Grabe auf dem Charité-Kirchhofe . . . Sie riefen zur Christfeier . . . wie einst vor vielen, vielen Jahren in jenem Dörfchen an der Elbe, da in dem alten, reichen Herrenschlosse sich ein weihnachtsfröhlicher Knabe jubelnd ans Mutterherz warf und die glückliche Mutter flüsterte: „Mein Constant, bleib fromm und gut!" . . .

Verdorben . . . gestorben . . .

Stand dies grausige Lebensmotto jenem weihnachtsfröhlichen Knaben wirklich schon auf die reine Stirn geschrieben . . . unwiderruflich . . . unauslöschlich . . .?

Nein, mein Gott, das wäre furchtbar . . . und Du bist ja ein Gott der Liebe!

Ja, Du bist ein Gott der Liebe, und auf jener reinen Kinderstirn lächelte das strahlende Motto: „Glauben — Erlösung! — Frieden — Hoffen!" . . . Aber dies Motto ist nicht unauslöschlich . . . die Sünde, die Sünde vermag es wegzuwischen . . . die Sünde, die Sünde meißelt dafür hinein ihr blutrothes, ewiges „Verdorben . . . gestorben!"

Ut em ward nicks!

Wenn Einer dauhn deiht, wat hei deiht,
So kann hei nich mihr dauhn as hei deiht.

*

Wer't mag, de mag't; un wer't nich mag,
De magt ja woll nich mägen.

Fritz Reuter.

Es war am 13. August 1858, ein wunderschöner sonniger Nachmittag. Wir saßen unter den Linden vor dem „blauen Schild“ zu Dorndorf in Thüringen. Dieser kleine, saubere ländliche Gasthof ist bei allen alten und jungen Jenaischen Studenten noch viel bekannter und beliebter unter dem Spitznamen: „Das schlaue Bild“. Welche unvergeßlichen, köstlichen Erinnerungen an lustige — übermüthige — durstige Spritzfahrten auf großen maiengeschmückten Leiterwagen — oder an nicht weniger lustige — übermüthige — durstige Spritzritte auf den langmageren, hochbeinigen und hochtrabigen schmerzensreichen Rosinanten von Jena's berüchtigten Pferdephilistern Meister Zeine und Rottek knüpfen sich an dies „schlaue Bild“: — Lichtenhainer Bierseligkeiten und jugendschäumender Frohsinn dort hoch oben unter den alten Lindenbäumen im Garten der drei Schlösser Dornburg, wo Karl August und sein Freund Goethe reiche, glückliche Stunden lebten — und wo dann

im Juni 1828 Goethe — der müde Greis Goethe drei dunkle Tage — vielleicht die dunkelsten seines sonnenhellen Lebens — um den vorangegangenen fürstlichen Freund in tiefer, menschenscheuer Einsamkeit trauerte . . . und dichtete:

Und wenn mich am Tag die Ferne
Blauer Berge sehnlich zieht,
Nachts das Uebermaß der Sterne
Prächtig mir zu Häupten glüht,
Alle Tag und alle Nächte
Rühm' ich so des Menschen Loos;
Denkt er ewig sich in's Rechte,
Ist er ewig schön und groß!

Bei solchen Erinnerungen und Plaudereien saß es sich so traulich unter den kühlen Linden des „schlauen Bildes" — vor uns die sauberen weißen Deckelkännchen aus Lindenholz mit dem kühlen, leichtsäuerlichen Lichtenhainer Bier . . . und diese aufschäumenden, prickelnden Bläschen des berühmten Gerstensaftes riefen wieder neue Erinnerungen wach.

Und doch hatten wir uns am Abende vorher zum ersten Mal gesehen — auf der Terrasse vor dem „blutigen Ritter" zu Kösen — und waren so bunt wie nur möglich zusammengewürfelt. Wir — nämlich der berühmte Philologe Professor Friedrich Haase aus Breslau, ein Berliner Stadtrichter im ausrangirten schwarzen Sitzungsfrack und ein junger Mensch von 22 Jahren, in der Tasche eine kleine Studentenkarte mit dem Stempel: Universitas litteraria Berolinensis, — im Herzen die ersten sonnigen Wanderträume, verschwiegen duftende Blüten der Poesie, ein Schwellen und Sehnen nach Glück und Sonnenschein und Freiheit — — und auf dem ganzen Dasein das vielfach unterschriebene und sogar amtlich untersiegelte Alpdruckmotto:

Aus ihm wird nichts! . . . in die Heimatlaute der pommerschen Ostsee übersetzt: Ut em ward nicks!

Und dann hatten wir Drei uns am andern Morgen auf der Rudelsburg wieder getroffen und der alte, ewige Samiel hatte uns aus seinen kühlen Felsenkellern die ersten Lichtenhainer Kännchen kredenzt und mit vielem Stottern und geschäftigem Schmunzeln sein Rudelsburg-Album, in das Franz Kugler einst als junger Student sein „An der Saale kühlem Strande" geschrieben, ankomplimentirt und seine besten Studentenanekdoten erzählt, in denen das Pfingstmaienfest der Studenten aus Jena, Halle und Leipzig auf der Rudelsburg mit Ulk und Paukerei und unendlichem Bierstoff natürlich eine Hauptrolle spielte . . .

Der alte Samiel der Rudelsburg war heute so recht in seiner Glorie. Er fragte uns nicht einmal, wohin unser frohes Wandern ging — ebensowenig, wie wir uns gestern Abend auf der Terrasse des „blutigen Ritters" danach gefragt hatten . . . Mitte August 1858 gab's in Thüringen nur ein Wanderziel: Jena, das alte, liebe, närrische Nest, das am 15., 16. und 17. August das 300jährige Jubelfest seiner Universität feiern wollte!

Und überall, allüberall,
Auf Wegen und auf Stegen
Zog Jung und Alt mit Jubelschall . . .

hin zur lieben, altehrwürdigen alma mater Salina, die unsere alten Wanderer vor 30—40—50 Jahren jung gesehen hatte und die den Jungen noch vor wenigen Jahren oder Monaten eine so zärtlich geliebte, gute — nachsichtige Mutter gewesen war — oder die doch in dem Rufe stand, allen jungen und alten Fremdlingen stets eine liebevolle,

heitere Gastfreundin zu sein. Und überall — allüberall hörte man das Jenaische Studentenlied:

Ja, in Jene lebt sich's bene,
Ja, in Jene lebt sich's gut,
Bin ja selber dort gewesen
X Semester wohlgemuth ...

oder Göthe's „Lustige von Weimar:

Donnerstag nach Belvedere;
Freitag geht's nach Jena fort:
Denn das ist bei meiner Ehre
Doch ein allerliebster Ort!
Samstag ist's, worauf wir zielen;
Sonntag rutscht man auf das Land:
Zwäzen, Burgau, Schneidemühlen
Sind uns alle wohlbekannt . . .

Und es schlingt ununterbrochen
Immer sich der Freudenkreis
Durch die zwei und funfzig Wochen,
Wenn man's recht zu führen weiß.
Spiel und Tanz, Gespräch, Theater,
Sie erfrischen unser Blut;
Laßt den Wienern ihren Prater;
Weimar, Jena, da ist's gut!

Denn die „Lustigen von Jena" dachten ebenso. Waren doch ihre alten „Spritzen" auch jeden Tag unterwegs: nach Zwäzen, Burgau, Schneidemühlen, über deren Gasthofsthüren die Verse der „Lustigen von Weimar" lockten — in's Theater nach Weimar, zum Eierkuchen der „Frauen von Kunitz", zu fidelen Kneiptafeln auf offenem Markte zu Kahla . . . und vor Allem zum Bier, zum Bier durch ganz Thüringen! O diese „Spritzen"! Ihr Vaterland ist

Jena! Hinten 2 harte schmale Sitze, in der Mitte die lange harte Wurst zum Reiten für ein Dutzend Studentenbeine, und vorn ein Plätzchen für den kutschirenden Bruder Studio, der aber um keinen Preis das Kutschiren verstehen durfte ... Das sind die echten Jenaischen Spritzen. Aber als wir nach Jena kamen, hörten wir mit Trauer, daß die „Spritzen“ im Aussterben begriffen seien ... Es gab nur noch 3 dieser einzigen Vehikel — und auch die lagen in den letzten Zügen und krachten in allen Rippen und Rädern und Federn ... Nein, sie waren so glücklich ohne Springfedern geboren zu werden ... Und mit diesen Jenaischen Spritzen geht wieder ein Stück der alten übermüthigen Studentenpoesie in die Brüche ...

* * *

Dieser gemeinsame Wanderzug — diese gemeinsame helle, hoffende Freude in allen alten und jungen Herzen hatte auch unser so wunderlich gestaltetes Kleeblatt zusammengefügt: zum frohen Wandern mit einander nach Jena! Und so saßen wir unter den Linden vor dem „schlauen Bilde“ und schauten in die frische, sonnige Gegend hinaus oder zu der stolzen, alten Dornburg auf dem schroffen Felsen hinauf — und sprachen von Jena ...

Und dann stürmten aus der Hausthür vier reckenhafte Gestalten hervor: breite Schultern, ein massiger Kopf auf starkem, fleischigen Halse, die schwellenden Muskeln der Arme von keinem Rock verhüllt, das Gesicht flammend in der Röthe der Gesundheit und überdies gepurpurt von einem guten, reichlichen Wandertrunk ... Die Hemdärmeligen setzten sich ohne viele Umstände zu uns — das Wort: „nach Jena!“ hob alle Salonvorstellung auf. Bald

wußte ich aus den volltönigen Lauten ihrer Sprache, daß ich Pommersche Landsleute oder nachbarliche Mecklenburger vor mir habe. Auch das heimische Plattdeutsch sprang bei den neuen Ankömmlingen immer zwischendurch, besonders wenn sie miteinander sprachen.

Da war besonders Einer, wohl nahe an die Funfzig, eine stattliche Gestalt, kernig und stämmig, wie die heimatlichen Eichen und Buchen, mit rundem, rothen Gesicht, struppigem, röthlich blond schimmerndem Haar und Bart, unter der Brille hervorflammenden lichtblauen Augen voll größter Gutmüthigkeit . . . der sein Plattdeutsch mit Vorliebe hineinmischte.

Seine Freunde nannten ihn kurzweg: Reuter!

Bei der nächsten Gelegenheit sagte ich zu ihm: „Sünd Sei viellicht mit Fritz Reutern verwandt oder bekannt?“ . . .

Da blitzte es in den lichten Augen und dem gutmüthigen Gesicht so lustig auf: „Min leiwe Jünging, wat weitst Du von Fritz Reutern? . . . dat bün ick ja sülbst . . .“

Und er reichte mir die Hand über den Tisch hin und unsere Kännchen stießen aneinander und ich erzählte ihm, wie wir Jungen schon auf dem alten Gymnasium in Stralsund, dem ehemaligen Dominikanerkloster, mit Leidenschaft seine „Läuschen un Rimels“ gelesen und wie besonders „Hanning Holz“ in den Zwischenstunden oft vom Katheder herab deklamirt hätte: „Hier geiht hei hen — doa geiht hei hen!“ — „Dei swarten Pocken“ und „Min leiwing Joching Päsel, wat büst Du doch vör'n Esel“ . . . und sonstige Lieblinge der Läuschen und Rimels . . .

Ich war warm geworden in meiner Liebe zu dem gedruckten Dichter — und meine Augen mußten es meinem Gegenüber verrathen . . . Seine Augen schimmerten so

freudig gerührt und er stand auf und legte seinen Arm um meinen Nacken und streichelte mir das Haar und küßte mich sogar: „Min leiw Jünging, Din Vertelln hätt mi groat Freud makt — ein Dichter för dei unverkünstelte, warmhartige Jugend tau sin, is min grötste Stolz. Doa sünd wi ja all oll gaude Frün'n. Oewers, Du vertellst ja, as künnst Du sülwst Läuschen un Rimels maken?"...

Ich wurde roth und schlug die Augen nieder und hatte nicht den Muth, einzugestehen: daß ich in meinen glückseligsten Minuten auch wohl schon den Sonnen-Traum geträumt habe, es schlummere in mir ein goldenes Körnchen Poesie und ich könne vielleicht mit der Zeit ein Dichter werden — und daß in meinem Pult daheim schon mancher poetische Versuch liege — still und heimlich . . .

* * *

Fritz Reuter war damals noch keine Berühmtheit, wie heute. Seine bis dahin erschienenen Gedichte, der erste Theil der „Läuschen un Rimels", „Dei Reis' nach Belligen", „Kein Hüsung" waren fast nur in den plattdeutschen Gegenden bekannt — und von seinem Leben wußten nur seine nächsten Freunde etwas Genaues.

Was Reuter unter den Linden vor dem „schlauen Bilde" zu Dorndorf über sich und seine Gedichte erzählt und was ich später darüber in seinen Werken gelesen und sonst gehört habe, will ich hier in Kürze einschalten.

Sein Vater war Bürgermeister zu Stavenhagen in Mecklenburg-Schwerin. Hier wurde unser Dichter am 7. November 1810 geboren. Seine Jugend kann ich hier um so eher übergehen, da Reuter diese Zeit selber so frisch und heiter schildert in „Min Varestadt Stemmhagen" —

und in „Ut dei Franzosentid“. Da sehen wir all' jene lieben Erscheinungen, die des Dichters Jugend behüteten, verschönten oder erheiterten: den alten, ehrenwerthen, straffen Bürgermeister Reuter, der — zu Tante Christiane's Entsetzen — „sine Gören“ sans façon durch zwei Nachtwächter vom Ball holen läßt, da sie nicht pünktlich nach Hause kommen, der den Franzosen so stattlich zu imponiren und selbst den lieben, närrischen „Onkel Herse“ im Zaum zu halten versteht, wenn die Phantasie mit ihm durchgeht — und der in Mecklenburg das erste bayrische Bier braute: dat Stemmhäger Burrmeister-Bier; — die sanfte, leidende Mutter, — den ritterlichen Amtshauptmann Weber und sein mildes Reiting — die resolute Mamsell Westphal und den unsterblichen Fritz Sahlman, den dicken, plattfüßigen Tanzmeister Stengel, den kostbaren Uhrmacher Droy und den amtseifrigen und würdevollen Stadtdiener Luth . . . und Alle mit der farbenreichen, herzensfrischen und lebenswahren Gemüthstiefe und dem ursprünglich quellenden Humor gezeichnet, der unserem Reuter seinen hervorragenden Platz in der deutschen Literatur so schnell erworben und ihn zum Liebling des ganzen deutschen Volks gemacht hat.

Michaelis 1831 ging Reuter als Studiosus juris nach Rostock — — doch „Rostock liegt in Mecklenburg“, wie es in jenem alten Studentenliede heißt, das über alle Universitäten etwas Charakteristisches singt und über die Universität Mecklenburgs nichts weiter zu sagen weiß. Schon nach einem halben Jahre verließ Reuter die vaterländische Universität und ging nach Jena: „ein magerer, langaufgeschossener Bursche mit langem Haar, in der Hand einen Ziegenhainer — mein Wesen war ein antediluviani-

sches, jetzt untergegangenes" erzählt er selbst. Er beschäftigte sich mehr mit Mathematik und Zeichnen, als Institutionen und Pandecten und gab sich als Mitglied der allgemeinen deutschen Burschenschaft, und dann der Fraktion Germania, mit ganzem deutschen Herzen und vollem deutschen Durste den süßen Freuden und Träumen des damaligen naturwüchsigen Studententhums hin. Es brauste durch die deutsche studirende Jugend mal wieder wie Frühlingssturm, der das Eis schmilzt und die schlummernden Knospen springen lassen möchte. Aber, es war noch nicht Frühlingszeit . . . Das Brausen und Stürmen klang den allmächtigen Winterschläfern gar zu gruselich in die angstvollen Ohren . . . und:

Es fiel ein Reif in der Frühlingsnacht,
Er fiel auf die zarten Blaublümelein,
Sie sind verwelket, verdorret . . .

Zwar hatte der alte Stemmhäger Bürgermeister bei den ersten drohenden Himmelszeichen seinen Sohn Fritz nach Hause kommen lassen . . . Aber es war zu spät: — das Wort „demagogische Umtriebe" war bereits erfunden und die „Demagogenhetze" begann . . . Auf der Durchreise wurde der Burschenschafter Fritz Reuter im Herbst 1833 in Berlin festgenommen und bis zum 15. November 1834 als Demagoge in der Berliner Stadt- und Hausvoigtei in strenger — ja grausamer Untersuchungshaft gehalten — nebst Hunderten von deuschen Studenten . . . „Un wat hadden wi denn dahn? — Nicks — gor nicks! Blot in uns' Versammlungen un unner vier Ogen hadden wi von Ding redt, de jetzt up apen Strat fri utschrigt warden: — von Dütschlands Friheit un Einigkeit, awer taum Handeln

wiren wi tau swack, taum Schriwen tau dumm, dorum folgten wi dei olle dütsche Mod': wi redten blot doräwer ..." Seine Zelle enthielt einen Strohsack, und ein winziges Stückchen Himmel schaute herein . . . Wie glücklich war er, als er einen alten Blechlöffel erwischte. Er wetzte ihn so lange, bis er zum Brodschneiden tauglich war. Mit diesem Messer schnitt er einen Kienspan aus der Diele und spitzte ihn zu einer Feder zu. Aus gebrannten Schalen von heimatlichen Weihnachtsnüssen machte er eine Art Tinte und schrieb so mühsam und um sich nur irgendwie beschäftigen zu können: Byron's „Tochter Jephta's" aus dem Gedächtniß nieder — noch heute eine erinnerungsreiche Reliquie für Reuter. Ja, Byron was tau dunnemalen min Mann ..." Dann wurde Reuter nach der Festung Silberberg transportirt. Nach dreijähriger Haft wurde den 204 jungen „Demagogen" das Urtheil gesprochen: für Fritz Reuter und 38 Leidensgenossen das Todesurtheil . . . Der König begnadigte ihn — zu dreißig Jahren Festung. Vier Andere sollten lebenslänglich büßen . . . Im Februar 1837 wurde Reuter nach Glogau „transportirt", schon nach sechs Wochen wieder nach Magdeburg . . . „Ja, so wurden wir gleichsam als abschreckendes Beispiel die Kreuz und die Quer durch das Land geschleppt — oft hundert Meilen weit bei bitterlicher Kälte in einem zugigen alten Planwagen, neben mir ein Gend'arm mit geladenem Gewehr . . . und die Leute starrten mich an wie ein reißendes Thier . . . Oft packte mich die Verzweiflung und ich wollte fliehen — und hätte ich dabei umkommen sollen — aber mein alter Vater bat mich in jedem Brief, nicht an Flucht zu denken — wir würden bald begnadigt werden . . ."

„Unglückselige Minsch, wu kümmst Du hierher — hier regiert ein Minschenschinner“ — ist Reuters Begrüßung in Magdeburg von den 25 Leidensgenossen — alle elend, krank, gebrochen, — Jünglinge mit Greisengesichtern und in grauen Haaren . . . „bleike, witte, grise Steingestalten . . . de utbrennte Kahl — de Asch von 'n vorrigen Leben . . .“

Aber auch hier keine Ruhe: im Februar 1838 bei eisiger Kälte ging die langsame, trostlose Planwagenfahrt wieder nach Berlin . . . Wieder nahm ihn eine Zelle der Hausvoigtei auf — ungeheizt, nicht mal ein Strohsack für die Nacht und dabei 18 Grad Kälte . . . Neben ihm ein Leidensgefährte im Fieberfrost — und keine, keine Aussicht auf Erlösung . . . „Da kam die Verzweiflung über mich und ich verfluchte mein elendes Dasein und die ganze elende Welt . . .“ Nach fünf Tagen geht's weiter nach Graudenz . . . und die bittersten Leiden haben aufgehört. Ein humaner Kommandant behandelt die Gefangenen als Menschen . . . aber sie bleiben doch immer Gefangene — in den schönsten, thatkräftigsten Jahren, wo der Lebensbaum Frucht ansetzen soll, abgeschlossen von den Freuden, dem Streben, Ringen und Erringen . . . und den Hoffnungen draußen in der Welt . . . Und nichts ist in der Welt trauriger, als ein Baum — als ein junges Leben ohne Blüte und ohne Frucht! „Dat Kaken, Strümpfstoppen un Flicken wir ein' Wolldaht, — et bröcht uns upp anne Gedanken . . .“ Ja, diese Gedanken müssen furchtbar — tödtlich gewesen sein: draußen die Welt voll Sonnenschein und fruchtbarem Regen und überall ein Sprießen und Grünen und Blühen und Reifen . . . und hier zwischen den Mauern Jünglinge an Jahren — Greise an Haaren

und Lebenshoffnungen . . . und noch 10—20 Jahre . . . ja, noch ein ganzes Leben Kerker vor sich . . .

Auf Verwendung des Großherzogs Paul Friedrich von Mecklenburg kam Reuter im Juni 1839 nach Dömitz, der kleinen Festung seiner Heimat. Dann starb König Friedrich Wilhelm III. von Preußen, und bei der Amnestie, die Friedrich Wilhelm IV. erließ, erhielt auch Reuter seine Freiheit wieder . . .

Aber — was nun?

Reuter's Buch: „Ut mine Festungstid", das uns so ergreifend — und dann wieder durch versöhnenden Humor gemildert — die sieben Jahre Leiden und Unfruchtbarkeit seines Lebens zwischen den Festungsmauern schildert, erschüttert uns am Schluß durch diese Frage, die der „Begnadigte" sich auf dem Wege in seine Heimat immer und immer wieder zuruft — — ohne eine Antwort darauf zu finden.

Der alte schwergeprüfte Bürgermeister von Stavenhagen glaubt die einzige Antwort auf diese Frage gefunden zu haben: — er schickt seinen dreißigjährigen Sohn auf die Universität Heidelberg, das unterbrochene Studium der Jurisprudenz wieder aufzunehmen . . .

Aber — eine lange, dunkle Nacht von sieben Jahren liegt dazwischen, und in der kann man wohl viel Schulweisheit vergessen, aber nicht, daß man grausam um die schönsten Jugendjahre des Genießens betrogen ist.

Pandekten und Institutionen wollten dem alten Studenten in Heidelberg nicht munden — — aber die goldene sonnige Freiheit und der perlende Neckarwein und die schäumende Jugendlust rings umher um so besser und berauschender . . . Fritz Reuter hatte sieben Jahre gelechzt.

. . . Wer will ihn heute darum verdammen, daß er das Leben der Freiheit damals mit doppelt durstigen Zügen schlürfte?

Er studirte keine Jurisprudenz — — und nach einem halben Jahre gestand er seinem Vater ehrlich, daß es mit ihm und der Juristerei nichts würde . . . Der Bürgermeister rief seinen Sohn in's Vaterhaus zurück . . .

Aber — was nun?

Diese Frage trat auf's Neue und um so schwerer an Vater und Sohn heran, da der erste Versuch einer Lösung vollständig mißglückt war . . .

„Ut em ward nicks", — sagten die ehrlichen klugen Stemmhäger mit Kopfschütteln, wenn von Burrmeisters Fritzen die Rede war.

„Ut em ward nicks!" — das ist ein furchtbares Wort, das wie ein Mehlthau vernichtend auf die Blüte — wie ein Alp auf Geist und Herz und auf die ganze Lebenskraft fällt . . . Und doch wird dies grausame Wort nur zu schnell und leichtsinnig und schadenfroh ausgesprochen . . .

„Ut em ward nicks!" — die guten Stemmhäger schienen mit ihrer Prophezeihung Recht behalten zu sollen.

Fritz Reuter blieb zu Hause, fünf Jahre lang. Er besorgte die kleine väterliche Landwirthschaft, that dem Stemmhäger Burrmeisterbier und dem „Schurr-Murr" — jener kostbaren Schnapserfindung seines Onkels Herse — von Gevatter Grischow aus sieben rothen, grünen, blauen und gelben Flaschen gewissenhaft zusammengegossen und von Fritz Reuter später in seiner Sammlung: „Schurr-Murr" verewigt — alle Ehre an, war ein lustiger, gerngesehener Gesellschafter auf den nachbarlichen Landgütern und in den heimischen Wirthsstuben — und ging auf „as

ein Weitendeig". Dann, als der alte Bürgermeister 1845 die Augen schloß, lebte sein Sohn Fritz wieder fünf Jahre bald bei diesem Freunde, bald bei jenem auf dem Lande — blütenlos — fruchtlos — zukunftlos . . .

„Ut em ward nicks!" — dies Wort umklang ihn immer auf's Neue und lag giftschwer — wie ein Bann auf seinem Leben . . . und auf der Wunderblume Poesie, deren Keim in seiner Brust wurzelte, wunderbar tief und verheißungsvoll, ohne daß er selber eine Ahnung davon hatte . . .

Aber dann — plötzlich — in der letzten Stunde trat eine Zauberin an ihn heran und vor ihrem Kusse mußte der Bann — der Fluch des Wortes: „Ut em ward nicks" weichen . . . und der wunderbare Keim in seiner Brust trieb Blätter und Blüten — immer reicher — immer duftiger — immer leuchtender . . . bis der Dichter Fritz Reuter in seiner ganzen seltenen Herrlichkeit plötzlich dastand: — vor der bewundernden Welt — vor den staunenden Stemmhägern, die zuerst das Wort auf ihn geschleudert hatten: „Ut em ward nicks!"

Jene Zauberin ist: die Liebe! Der vierzigjährige Mann liebte mit der ganzen Wärme und Kraft eines reichen, edlen Herzens eine mecklenburgische Pastorstochter, Louise Kunze — und um ihr eine gesicherte Häuslichkeit bieten zu können, raffte Fritz Reuter sich zum ersten Mal nach seiner Einkerkerung auf, sich eine bürgerliche Existenz zu schaffen. Er siedelte nach Treptow an der Tollense über, sein Brod im Schweiße seines Angesichts als Privatlehrer für sich und seine Frau zu erwerben . . . und es gelang. Nebenbei malte er für wenige Thaler die Gesichter der guten Treptower in den blühendsten Pastellfarben.

Dies Bewußtsein der eigenen Kraft weckte auch die schlummernde Sangeslust in ihm — — und 1853 gab der Privatlehrer Fritz Reuter zu Treptow an der Tollense auf eigene Kosten — oder vielmehr auf Kosten eines Freundes, denn der hatte das Geld dazu vorgeschossen — ein Bändchen plattdeutsche Gedichte heraus: „Läuschen und Rimels". Zagend packten die jungen Eheleute die Bücher ein und sandten sie an Buchhandlungen und Zeitungsredaktionen in Mecklenburg und Neuvorpommern . . . O! welch' ein Jubel das war, als in dem Stübchen des armen Schulmeisters der erste Buchhändlerbrief anlangte: „Die mir übersandten zwei Exemplare Ihrer Läuschen und Rimels sind bereits abgesetzt und Ihrem Konto gutgeschrieben. Ich bitte um Sendung von vier weiteren Exemplaren . . ."

Und dann kamen von allen Seiten immer neue Nachbestellungen — und schon ließen sich einzelne günstige Stimmen der Presse über den originellen plattdeutschen Humoristen hören.

„Wer harr dat dacht," sagten die ehrlichen Stemmhäger etwas kleinlaut — „ut Burrmeisters Fritzen ward am End' doch noch wat!"

Und schon im nächsten Jahr folgte die prächtige „Reis' nah Belligen" — die Reuter's seltenes originelles Talent unzweifelhaft feststellte: dem alltäglichen Leben seine wirksamsten Seiten und lebensvollsten, wahrsten und erfrischendsten Figuren abzulauschen und mit echten Farben bis in's Kleinste treu wiederzuspiegeln — bald mit dem ergötzlichsten Humor — und dann wieder mit lieblicher Zartheit und Gemüthstiefe . . . Denn welch' eine echt deutsche, keusche, ja rührende Erscheinung ist zwischen all' den lieben, närrischen Figuren der „Reis' nah Belligen": dei Kösterdürth!

Der Erfolg dieser Dichtung gab unserm Reuter — nachdem ein Versuch, ein Unterhaltungsblatt für Mecklenburg und Pommern herauszugeben, fehlgeschlagen war — den Muth und die Mittel: nach dem mecklenburgischen Städtchen Neubrandenburg überzusiedeln und sich ganz der Schriftstellerei und nebenbei als Stadtverordneter ein wenig den „städtischen Angelegenheiten“ zu widmen.

* * *

Das war das Leben des Mannes, der mir jetzt so fröhlich und lebensfrisch unter den Linden des „schlauen Bildes“ zu Dorndorf gegenübersaß und so heiter aus seiner lieben Jenaischen Studentenzeit erzählte — so manche närrische Anekdote aus Jenas lustigem Burschenleben, besonders auch aus der bienenstockartigen, riesigen, dreistöckigen Studentenkaserne am Fürstengraben: „die Wucherei“, die oft mehr Studenten in ihren Mauern barg, als Altdorf und manche andere kleine schlafengegangene Universität in sämmtlichen Fakultäten akademische Bürger — deshalb von Jenas Studenten auch kurzweg „Klein-Altdorf“*) genannt — und in der es sich auch sonst ganz behaglich wohnte, wenn die arme Welt im Allgemeinen und „Klein-Altdorf“ im Besonderen nicht von Legionen blutdürstiger Kreuzritter durchsprungen würde . . .

Aber auch manch' ernstes Wort klang aus jenen Tagen Jenas nach: von der trostlosen Zerspaltung der alten ehrenhaften, begeisterten, deutschen Burschenschaft in schwarz-roth-goldene Arminen und weiß-schwarz-roth-goldene Ger-

---

*) Klein-Altdorf ist vor einigen Jahren zur stattlichen Universität umgebaut.

manen, die sich bald so schroff feindlich gegenüberstanden, daß die Germanen auf dem Burschentage in Frankfurt im September 1831 den „Verruf“ über die ehemaligen Brüder, aussprachen. Aber die Arminen feierten einen Triumph: ein Landgeistlicher übergab ihnen jene alte, stolze, erinnerungsreiche Burschenfahne wieder, die einst der neugegründeten Burschenschaft auf dem Eichplatz zu Jena von den Frauen und Jungfrauen der alten Musenstadt feierlich überreicht war und nach Sand's unglückseliger, blutiger That und der Verfolgung der Burschenschaft — in dem hohlen Altare einer Dorfkirche ein Versteck gefunden hatte. Bald darauf aber mußte der Demagogenverfolgungen wegen das Burschenschaftsheiligthum auf's Neue über die Grenzen flüchten . . .

Um so schriller aber klang die Saite wieder bei der Erinnerung an den handgreiflichen Kampf zwischen den Germanen und Arminen um das alte, theure Burschenhaus: „den Burgkeller“ und seine treffliche Studentenmutter Frau Vetter . . . Die Arminen siegten — und die Germanen wanderten aus in den „Fürstenkeller“.

Noch einmal schien es, als könnte das gemeinschaftliche Interesse beider Parteien an den unglücklichen Polen, die auf ihrer Flucht aus der verlorenen Heimat in jenem Winter Jena berührten, die Kluft schließen. Im Januar 1832 weilten der greise General Dombrowski und andere hervorragende polnische Flüchtlinge in Jena. Da klang das Wort zwischen den Germanen und Arminen freundlich hin und her: Vergessen wir den alten Groll und geben den Polen gemeinschaftlich ein Fest! — In der „Sonne“ ward den Gästen ein glänzendes Frühstück angeboten. Sechs Germanen und sechs Arminen machten die Wirthe.

Dombrowski mahnte in seinem Toast „im Namen seines unglücklichen Vaterlandes“ zur Eintracht, denn „Polens Unglück sei ja auch durch innere Spaltungen“ heraufbeschworen . . . Dann führte der General Germanen und Arminen einander in die Arme und so an die offenen Fenster . . . Draußen auf dem Markt harrten fünfhundert Studenten und folgten jubelnd und weinend dieser Verbrüderung und beantworteten das von der „Sonne“ aus ertönende Hoch: „Auf die Wiedervereinigung der Arminen und Germanen!“ mit nicht enden wollenden Vivats! Noch lange — unter dem feierlichen Geläute der Glocken und dem Singen patriotischer Lieder gingen Polen und Arminen und Germanen Arm in Arm auf Jenas Forum auf und ab — und die ganze Stadt nahm freudig Theil an diesem Verbrüderungsfest.

Als dann Goethe am 26. März 1832 feierlich hinausgetragen wurde in die stolze Fürstengruft, um fortan neben den irdischen Ueberresten seiner Freunde „Karl August von Weimar“ und „Friedrich Schiller von Deutschland“ zu ruhen — — da trauerte auch die vereinigte „Burschenschaft“ Jenas hinter dem Sarge her.

Aber schon im Juli darauf standen sich die Söhne der alten Burschenschaft wieder als „feindliche Brüder“ gegenüber. Fritz Reuter verließ die Arminen und Frau Vetter im Burgkeller. Die Tendenz der Arminia: ein harmlos fröhliches Burschenleben, wissenschaftliche und sittliche Ausbildung, um für das spätere bürgerliche und staatliche Leben gerüstet zu sein, genügte dem jungen Brausekopf nicht mehr. Er wanderte mit den Germanen in den Fürstenkeller aus — zu einem freien Verein deutscher Jünglinge:

erstrebend bessere Zustände im deutschen Vaterlande — Volkseinheit und Volksfreiheit . . .

Die Reibereien zwischen den Germanen und Arminen arteten in so blutige Schlägereien aus, daß am 23. Januar ein starkes Militairkommando der Weimar'schen „Laubfrösche“ in Jena einrückte, und viele Studenten verhaftet und relegirt wurden. Alle Studentenvereine mit politischen Tendenzen, das Tragen von Farbenbändern und Kokarden außer den Landesfarben, das Führen von Stockdegen und anderen Waffen, das Beherbergen von fremden Studenten war verboten. Die Arminia und Germania lösten sich auf. Der burschenschaftliche „Burgkeller“ beschränkte sich auf ein fröhliches Kneipleben, wissenschaftliche Kränzchen, ein durstiges Bierkaiserthum zu Kospeda und flotte Paukereien zu Ziegenhain:

Hei! wie blitzen scharfe Klingen!
Hei! wie pfiffen Terz und Quarten,
Wie so Mancher haut' so Manchem
Ueber's Maul und wird gehau'n . . .

. . . Und dann erzählte Fritz Reuter von seinen siebenjährigen Festungsleiden: — von den fünf Silbergroschen, die er täglich in Glogau zu verzehren hatte, und welch' ein Reichthum unter solchen Umständen oft ein Stückchen Ziegenkäse, ein halbes Kommisbrod und ein Endchen Talglicht . . . Ja, welch' angenehme Abwechslung sogar der Leichenwagen sei, wenn man ihn seit 3½ Jahren nicht gesehen habe und er jetzt unter dem Fenster der Zelle so großartig vorüberfahre . . . Er erzählte von seinem lieben dummen Unteroffizier Altmann, der ihn auf seinen Spaziergängen so fleißig von dem grausigen Raubmörder Schnabel

und dessen baldiger Köpfung unterhalten . . . Von dem „Minschenschinner" in Magdeburg wußte der Professor Friedrich Haase auch zu berichten, und welche Wunder der Geschmeidigkeit ein einziges Pfund Tabak auf die Zähigkeit eines Gefangenwärters bewirke — hatte er selber doch als junger Lehrer von Schulpforta ein Jahr in Magdeburg „gesessen". Herzlich belacht wurde die Weisheit des Herrn Kommandanten, der sogar das Brockhaus'sche Konversationslexikon seinen Demagogen verboten habe, weil es „revolutionäre Artikel" enthalte — und einen Atlas der alten Welt, weil Landkarten einen Fluchtversuch unterstützen könnten . . .

Von dem Inquirenten Kriminalrath Dambach und dem Referenten v. Tzschoppe in Berlin erzählte Fritz Reuter nicht — — dazu war der Tag zu sonnig und die Luft zu rein und duftig unter den Linden vor dem „schlauen Bilde" — auf der Wanderschaft nach dem lieben Jena.

Aber mit Betrübniß und in schonendster Weise sprach er von den Angriffen Claus Groth's in den so eben erschienenen Briefen über Hochdeutsch und Plattdeutsch, in denen dieser Fritz Reuter's Muse eine „Viehmagd" und seine Dichtungen kurzweg „Düngerpoesieen" nenne. Ja, er las uns vor, was Claus Groth sonst noch über ihn habe drucken lassen: „Fritz Reuter's Läuschen un Rimels sind durch und durch gemein. Sie führen uns nur plumpe, unwissende oder schmutzige, schlaue Figuren vor — man muß staunen über den Augiasstall von Grobheit und Plumpheit . . ."

Reuter hat bekanntlich inzwischen in würdigster und maßvollster Weise auf diese Anschuldigungen öffentlich geantwortet und dem vornehmen plattdeutschen Dichter jene

sogenannten „Gemeinheiten“ einfach in seinem eigenen Quickborn nachgewiesen.

Wir haben nichts hinzuzufügen. Die Literaturgeschichte und das Lesepublikum haben längst zwischen Claus Groth und Fritz Reuter gerichtet.

. . . Ehe Fritz Reuter mit seinen Landsleuten weiter fuhr, schrieb er mir auf meine Bitte eine Zeile in mein Wanderbuch:

Wenn Einer dauhn deiht, wat hei deiht,
So kann hei nich mihr dauhn as hei deiht!

Wir andern stiegen den schmalen, steilen Fußpfad hinauf nach der alten Dornburg. Bei einer Biegung des Weges standen wir einer Gesellschaft von Herren und Damen gegenüber. Mein Professor fixirte einen überaus zierlichen Herrn — dann rief er: „Ist's möglich, mein Comparativ?“

„Positivus Du?“

Und sie schüttelten sich die Hände, der Positivus Haase und der Comparativus Haeser, Professor in Greifswald.

Ja, es lag manches Jahr dazwischen, seit die beiden Jenaischen Füchse diese Spitznamen erhielten.

* *
*

Am andern Morgen beim ersten Sonnenblitzen stand ich noch einmal hoch oben auf der Terrasse der Dornburg und schaute gedankenvoll in die schöne, frische, leuchtende Gegend hinaus . . .

Ich dachte an das Wort Reuter's:

Wenn Einer dauhn deiht, wat hei deiht,
So kann hei nich mihr dauhn as hei deiht!

Und das Wort machte mich traurig — unendlich traurig . . .

Hatte ich denn bisher das auch ordentlich gethan, was ich gethan?

Wohl kaum, denn was hatte ich in meinen zweiundzwanzig Jahren bisher erreicht?

Nicht das Geringste . . . als jenes entsetzliche Lebensmotto:

„Ut em ward nicks!“

Dieser Alpdruck lastete schon seit der Schule auf mir — lähmend — erdrückend.

Wir hatten griechische Stunde
Der Doctor, ein eifriger Mann,
Docirte mit sprühendem Munde,
Wann: ὅταν, εἰ oder ἐάν.

Die Fenster standen weit offen,
Die Sonne schien fröhlich hinein
In's Herz mir voll jungem Hoffen,
In's Auge voll Frühlingsschein.

Es dufteten Goldregen — Flieder
Vor unsers Directors Haus . . .
Ich sehnte und träumte mich wieder
In die sonnige Lenzwelt hinaus . . .

Ich konnte es nimmer kapiren,
Wann: ὅταν, εἰ oder ἐάν.
Frau Nachtigall that musiziren . . .
Bis plötzlich der Lenztraum zerrann . . .

„Aus ihm wird im Leben nichts!“ — brauste, sprühte der griechische Doctor „Leupold“ auf mich ein . . . Nicht mal die griechischen Bedingungssätze kann er kapiren . . .“

Guter Leupold! ich habe seitdem doch noch viel, viel schwere Bedingungssätze kapirt, wenn auch nicht gerade Deine griechischen . . .

Das Leben that fleißig dociren:
Bedingungssätze — so schwer!
Ich mußte — ich mußt' sie kapiren,
Und zuckte das Herz noch so sehr . . .

Wir sind nun einmal im Leben nicht Alle gleich regelrecht nach dem griechischen Buttmann zugeschnittene Menschenkinder.

Noch schlimmer war es mit dem Sinus und Cosinus und sonstigen mathematischen Unentbehrlichkeiten für das menschliche Leben — und der gute „Alte" schnitt dann stets sein unmöglichstes Gesicht und nahm seine ärgerlichste Prise, wenn er mich niederschmetterte: „Aus ihm wird nichts!"

Auch der theure, liebevolle „Vater Hermann" hat mir dies Wort oft in seiner gerührten Weise gesagt — wohl wegen irgend einer lateinischen oder ebräischen Sünde. Genau weiß ich es nicht mehr.

Und als ich dann das Gymnasium verließ, da beschworen sie mich alle Drei — Jeder in seiner Weise auf das Eindringlichste: Ich solle um Alles in der Welt nicht studiren wollen . . . Ich schriebe ja eine ganz hübsche leserliche Handschrift — ich solle doch ein Schreiber werden — scriba natürlich, bei Leibe kein scriptor . . Und als ich traurig den Kopf dazu schüttelte, da bekreuzigten sie sich: „Wir haben es gut mit ihm gemeint — ihm ist aber nicht zu helfen — aus ihm wird nichts!"

Das war der Empfehlungsbrief, den ich in's Leben mit hinein nahm.

Und als ich dann doch in meiner Art zu studiren versuchte — kein regelrechtes Studium, bei dem man die Jahre bis zum Brod hübsch an den Fingern abzählen kann . . . nur ein Arbeiten in mir und an mir . . . und als ich zuletzt sogar heimlich und verschämt zu schreiben anfing — nicht als scriba, pro Bogen 1 Sgr., — sondern als poëta, wo doch heut zu Tage noch pro Bogen so und so viel Friedrichs'dor zugezahlt werden müssen, wenn ein neuer Name seine Verse gedruckt haben will . . . ja, da hieß es noch entsetzlich oft: „Ein Träumer — aus ihm wird nichts!"

Und das Wort war an jenem sonnigen Frühmorgen auf den Blumenterrassen der Dornburg noch mein Lebensmotto . . .

Aber wie ich in die schöne, frische, blitzende Gotteswelt hinausschaute: da schwoll mir das Herz so sehnsuchtsweit nach Sonnenglanz und Blüte und Frucht . . . und dann sogar ein wenig hoffnungsfreudig . . . Und wie mich Reuter's Worte immer und immer wieder durchklangen — da gab ich mir das Wort: Stets nach besten Kräften — mit meinem ganzen Sein **das** zu thun, **was** ich that . . .

Und Gott hat seinen milden Thau und Sonnenschein dazu gegeben und das Wort fortgrünen und blühen und Frucht tragen lassen . . . bis auf diese Stunde . . .

Alle Tag' und alle Nächte
Rühm ich so des Menschen Loos;
Denkt er ewig sich in's Rechte,
Ist er ewig schön und groß.

* *
*

Noch oft bin ich Fritz Reuter an den Jubeltagen Jenas begegnet: bei den glänzenden Festzügen und bei der Enthüllung des Johann-Friedrich-Denkmals auf dem Markt, bei dem großen Jubelkommers im Paradiese, dessen gewaltigen „Landesvater“, von vier Tausend frohen Jünglingen und gedankenernsten Männern und erinnerungerschütterten Greisen gemeinschaftlich gesungen, ich nie vergessen werde, und am Abende, da die Freudenfeuer auf den Bergen um Jena brannten, beim Hin- und Herwogen auf der stolzen kamburger Brücke . . . und immer grüßten wir uns wie alte, liebe Bekannte in den Lauten unserer Heimat an der Ostsee — — und immer tönte mahnend das Wort in mir nach:

Wenn Einer dauhn deiht, wat hei deiht.
So kann hei nich mihr dauhn as hei deiht!

Ein Dutzend Jahre liegen zwischen jenen Tagen und heute.

Professor Friedrich Haase, bei dem selbst ein Humboldt lernte, ist vor vier Jahren in Breslau gestorben — — und seine liebe, kostbare Bibliothek, an der er sein ganzes Leben lang mit unermüdlichem Fleiß und vielen Opfern sammelte, wurde verauktionirt und in die weite Welt hinausgestreut.

Armes Menschenleben!

Jener ausrangirte stadtrichterliche Sessionsfrack aber glänzt längst in neuer Auflage in den Sessionssälen des Kammergerichts, und ein triumphirendes Lächeln überschleicht seine einst so melancholischen Schöße, wenn er ein Erkenntniß des Stadtgerichts — umstoßen kann . . . Bis zur Menschenfeindlichkeit bitter vibriren aber diese sensiblen

Frackschöße, wenn das noch mächtigere Obertribunal diesen kammergerichtlichen „Umstoß" mit überlegenem Lächeln wiederum umstößt . . . „Doa rük an!" sagt Fritz Reuter.

„Hanning Holz" — aus dessen Munde ich zuerst Reuter's „Läuschen un Rimels" enthusiastisch fließen hörte, soll später selber unendlich viele Gedichte verbrochen haben. . . . Aber ich schätze „uns oll' gaud Hanning" zu sehr, als daß ich fürchten müßte, er hätte seine Verse auch drucken lassen.

Was aus Fritz Reuter inzwischen geworden, ist bekannt: — der populärste, liebenswürdigste Humorist Deutschlands! Er hat noch geschrieben: „Ut de Franzosentid" — „Wuans ick tau mine Fru kamm" — „Hanne Nüte un dei lütt Pudel" — „Ut mine Festungstid" — einen zweiten Band „Läuschen un Rimels", den großen dreibändigen Roman: „Ut dei Stromtid", der den Tiedgepreis erhielt, — „Dörchläuchting" und „Dei Reis' nah Konstantinopel — oder: „Mecklenburgs Montecchi und Capuletti".

Ueber diese Bücher hier noch sprechen zu wollen, hieße Wasser in's Meer schütten. Jedermann kennt sie — und wer sie dennoch nicht kennen sollte, wird sich selber eine Liebe erweisen, wenn er sie liest.

Seit Jahren ist Reuter nach Eisenach übergesiedelt und hat sich dort in dem reizenden grünen Thal am Fuß der Wartburg eine behagliche kleine weiße Villa erbaut. Seine Mittel erlauben ihm das, denn seine Bücher werden augenblicklich in Deutschland am meisten gelesen und am besten honorirt. An der Thür dieses weißen Häuschens, das den vollen Blick auf das Marienthal und einen Seitenblick auf die herrliche Wartburg hat, glänzt ein Messingschild mit den Worten:

Dr. Fritz Reuter.
Vormittags nicht zu sprechen.

Dies ist eine nothgedrungene Abwehr gegen die Tausende von theilnehmenden — bewundernden — müßigen — neugierigen — u. s. w. Reisenden, die alljährlich die Wartburg besuchen und dann auch en passant Eisenachs größte Sehenswürdigkeit: „Fritz Reuter" in Augenschein nehmen wollen.

Am Hause leuchtet uns Reuter's Lebensmotto entgegen, nach einem altdeutschen Spruch:

Wenn Einer kümmt und tau mi seggt:
„Ik mak dat allen Minschen recht . . ."
Dann segg ick: „Leiwe Fründ, mit Gunst,
O lihrn S'mi doch des' swere Kunst!"

In diesem Hause weilten jüngst Bernhard Afinger, der Meister, der Ernst Moritz Arndt's Statue auf dem alten Zoll zu Bonn geschaffen, um Fritz Reuter's Büste zu modelliren, — und der russische Maler von Butkowsky, den Verfasser der „Stromtid" zu malen.

An dies gastfreie Haus durfte auch ich im Juni 1870 anklopfen und in Erinnerung an unsere erste Begegnung in das von Gisbert von Vinke gestiftete Hausbuch beim Scheiden die ersten plattdeutschen Worte schreiben:

Twölf Johr, dat is 'ne korte Tit
För dei oll Burg doa baben,
Sei lachte all nedder so ollerswitt
Upp Luthern, den jungen Knaben.

Twölf Johr, dat is 'ne lange Tit,
Wenn Twei sich nich mihr segen:
Tau Dornburg was 't in dei Jubeltit,
As wi nah Jena tögen.

Twölf Johr, dat is 'ne arme Tit,
Wenn man sei hätt verslapen —
Du harst dei Ogen so hell un wiet
Un lebensfröhlich apen!

Twölf Johr, dat is 'ne rieke Tit
Im armen Minschenleben,
Wenn man derwiel mit Hart un Fliet
Wie Du för Johrhunderte schreben!

Die Universität Rostock hat Reutern den Doctortitel verliehen, und die guten, biederen Stemmhäger haben das Wort: „Ut em ward nicks!" längst glänzend wieder ausgewischt, indem sie dem berühmten Doctor Fritz Reuter — ehr gottgesegnetes, groates Stadtkind — ehren Stolz un ehr Freud nicht nur feierlich zu ihrem Ehrenbürger ernannten, sondern ihn bei seinem Besuch in der Heimat mit Roß und Reisigen, Pauken und Trompeten, Ehrenpforten und Glockengeläute, weißen Jungfrauen und Festgedichten, Festessen und Illumination von Fenstern und Köpfen prächtig empfingen und bewirtheten . . .

Mit sine leiwe Luising hat Reuter vor einigen Jahren eine Stangen'sche Vergnügungsfahrt nach Konstantinopel und Egypten mitgemacht und diesen Stoff zu seinen mecklenburgischen Montecchi und Capuletti benutzt.

Reuter's Liebe zu seiner Frau, der er in: „Wuans ick tau min Fru kamm" ein liebenswürdiges Denkmal setzte, hat etwas Rührendes: — so zart — so vertrauend — so dankbar ist diese Liebe, als wolle sie mit jedem Blick, jedem Wort, jedem Händedruck sagen: Ja, Luising, Du häst den Fluch — den Bann — den Alpdruck: „Ut em ward nicks!" von min verdüstertes, unfruchtbores Leben nahmen — Du allein häst mi tau Fritz Reutern makt . . ."

* * *

. . . Und ich? was hat von meiner Lebensblüte jenen vergiftenden Mehlthau: „Aus ihm wird nichts!“ gestreift — — und mich, wenn auch nicht zu einem Fritz Reuter, so doch zu einem leidlich glücklichen, passablen Federmenschen — (scriptor, Herr Professor, wenn ich bitten darf, — nicht scriba!) gemacht? — — Auch die Liebe? . . .

Nein — au contraire . . .

„Das Gegentheil von Liebe? — also der Haß?“

Noch etwas Contraireres . . .

„Wie?“

O! es wollte mich nur Einer todtschießen — „wie 'nen tollen Hund . . .“ — weiter nichts!

„O mon dieu: ubi — cur — quomodo — quando — quibus auxiliis?

Pah! weil ich der culinarischen Ansicht war, ein Schweinskopf käme besser ohne Finnen auf die Tafel . . . Weiter nichts!

„Aber wo — warum — wie — wann . . .“

Nihil ad rem — nihil ad rhombum — das gehört nicht hierher . . .

„Und wozu erzählten Sie uns denn dies Alles? Natürlich aus der bekannten Schriftstellereitelkeit: um Ihren Namen neben dem gefeierten Fritz Reuter's nennen zu können . . .

Nein, nur um die liebe Welt recht freundlich zu bitten: nicht so gedankenlos und schnell fertig mit dem grausamen, tödtlichen Wort zu sein: „Ut em ward nicks!“ — denn nicht Jeder hat das Glück, so zu lieben und so geliebt zu werden, wie Fritz Reuter — oder auf seinem Lebenswege einem finnigen Schweins- und brutalen Menschenkopfe zu begegnen, die ihm den Zorn und die Energie geben: auf

Leben und Tod den harten Kampf auszukämpfen gegen den unverdienten Fluch: Ut em ward nicks! — — und die Kraft: endlich, endlich zu siegen!

Wunderliche Welt, mit Deinem grausamen Herzen und Deinen wunderbar verschiedenen Wegen zu demselben Ziel! . . .

König Lump.

Es war im wunderschönen Monat Mai anno domini 1847. Der Mittagszug pfiff sausend in den Bahnhof zu Halle hinein. Ein Heer von müden Droschken rasselte der Stadt zu, ein Strom von geputzten, bepackten Fußgängern ergoß sich langsam den Vierfüßlern nach. In der Bahnhofstraße ward es wieder leer und still. Da trat aus der Bahnhofsrestauration eine wunderliche Figur in die Straße, die letzten Tropfen edlen Bierstoffs noch in dem lang und wild wuchernden schwarzen Schnurr- und Kinnbarte.

Sie — oder propter barbam besser: Er war im richtigen kanonischen Studentenalter, — im Anfange der lieben, goldnen, glücklichen Zwanzig. Er trug über engen, gelben Nankinghosen und einer dito Weste einen langgeschwänzten blauen Frack mit Messingknöpfen, auf dem schwarzumwallten Haupte einen mächtigen, einstens weißen Strohhut und darüber, trotz des schönsten Sonnenscheins einen stattlich in die Breite gehenden, brennend rothen Schirm mit Messingkrücke — aus der noch damals üppig blühenden Familie der Familienschirme. Die tiefen, weitklaffenden Taschen des Schniepels beherbergten in holder Eintracht einige Hemden, Strümpfe, Vatermörder, Pfeifenköpfe, ein angebrochenes Packet Varinas von Ermeler am

Markt, Morgenschuhe, Kamm und Bürste und ein Paar trockene Semmeln, wie man ohne große Mühe sehen, riechen oder errathen konnte. Ermeler am Markt stieg zugleich in dichten Wolken aus dem Embonpoint einer buntbetroddelten langen Pfeife auf. Gleich als wollten sie die strotzenden Taschen der Frackschöße in's gehörige Licht stellen, ließen sämmtliche umgekehrte Nankingtaschen ihre leeren Ohren hängen.

Mit feierlich gemessenen Schritten, aus den schwarzbraunen, klugen, lustigen Augen nach allen Seiten neugierige, komisch verwunderte Blicke schießend, zog die närrische Figur auf dem Mitteldamm in Halle ein.

Lag es in der Absicht des Schwarzkopfs, in der altehrwürdigen Musenstadt an der Saale Aufsehen zu erregen — so gelang es ihm prächtig. Sah er ein verdutztes Philistergesicht, so nickte er ihm so recht kollegialisch wohlwollend zu: „Nun, wie geht's, alter Spießer? immer munter, theures Haus? Freut mich — hör' ich gern, daß Deinem ehrenwerthen Kadaver die tägliche Benagung der Hallischen Burschen noch immer so gut bekommt . . .

Spieße haben die Philister,
Doch ein Herz wie Eis so kalt,
Hol' der Kukuk und sein Küster
Alle Mannichäer bald . . .

Ei! ei! schöne beefsteakbereitende Seele — Du willst mir ausweichen, fliehender Weise? Scheue Taube, was hat Karl Dir gethan? Nur ein Wort steh' mir Rede — sag' mir an: ist dies wirklich Halle, die klassische Stadt des echten attischen und noch echteren Kochsalzes? — die weitberühmte Stadt der Hallenser — Halloren — und Hallun=

ken? Halle, von dem der große Bildhauer Rauch sagt: Das ist doch mal ein Ort mit individueller Physiognomie! — und worauf die böse Welt dann witzelte: „Ja, ja, Halle hat eine echte Rauch-Physiognomie . . . nur riecht dieselbe gar zu sehr nach Braunkohlen! — Halle, von dem Plinius der Jüngere schon singt:

In Halle zankt man widerlich.
Studiosus ist oft liederlich,
Doch birgt es reiche Wissenschaft
Trotz vielversuchter Geisteshaft . . .

Ich kann's kaum glauben, denn ich blieb noch nicht fußwandelnder Weise im weitberühmten Straßenkothe stecken — ich ward noch nicht blind vom Braunkohlenstaube — ich ward noch nicht von Wirthstöchterleinhänden mit Beefsteaks und Setzeiern zu Tode — o pardon! wollte sagen: zur Verlobung gemästet . . . Aber Dein Auge zürnt, schöne Seele: es ist doch Halle? O, beweise es mir fußzeigender Weise — laß mich Dein süßes Füßchen sehen — und ich will Dir glauben . . . Auf Leisten, jetzt seh' ich's: ich bin wirklich in der Stadt der Hallenser — Halloren und Hallunken, die ganz im Gegensatz zu der wurstreichen Georgia Augusta, von deren femininen Füßen Heinrich Heine nur aus Mangel an hinreichend großem Druckpapier keine Facsimiles in die weite Welt schickte, die niedlichsten Füßchen züchtet — Dank ihren günstigen Pflasterverhältnissen, die schon das Kind auf dem Mutterarm zwingen, sich in die knappesten Schnürstiefelchen zu pressen, um diese nicht im alltäglichen Straßenbrei zu verlieren — — doch Johanna geht und nimmer kehrt sie wieder — und läßt hier den hübschesten Jungen, wie einen gepritschten Europäer

stehen . . . A propos, junger Greis — ein Wort in staatsbürgerlicher Hinsicht! Man sagte mir in Breslau —

O Breslau! o Breslau!
Du stolze Burschenstadt —
Der Bursch liebt Dich gar sehre,
Wenn er Dich im Rücken hat!

— hier in Halle gäb's Philister, die hauspumpender Weise keine Ahnung von doppelter Kreide haben, die nicht einmal im Traum in ihren Hausburschen die bequemsten Abnehmer für ihre feminine Nachkommenschaft zu sehen . . . Junger Methusalem, führe mich in ein solches Philisterhaus, und ich will Dich segnen — dort will ich mein Breslauer consilium abeundi in stiller Verborgenheit beweinen, mein vieltheuerstes, einexemplariges Pfeifensystem an den Nagel hängen und mein gramvolles Haupt in den Schooß eines womöglich wanzenlosen Sophas drücken, und aus meinem Fenster in alle Welt hinausrufen: Halle ist das wahrhaftige Paradies aller Studenten, und die Saale soll von nun an Studenten-Phrat heißen . . . Aber wie? ehrwürdigster Spießer, Du schüttelst Deine Philistermähne? — Du wendest Dich kopfschüttelnder Weise schämig erröthend von mir ab — selbst auf Kosten Deines Rockknopfes, den Du als corpus delicti in meiner Hand zurückläßt? Wehe! wehe! es war also nur ein Traum — ein wundersüßer Traum eines unglücklichen Studenten in der Frühlingsnacht . . . Ja, ja, junger Greis, gehe nur hin in Deine Kammer und beweine Deinen und Deines stolzen Saal-Athens Jammer . . . Aber Ihr, schwarzweißschwarze — blauweißgoldne — orangesilberschwarze — grünsilberschwarze — rothweißschwarze mitleidende Jünglinge —

Ziegenhainbewaffnete, Bierstrotzende, Ermelerduftende: führt mich an den Strom der Lethe, biersprudelnder Weise, und helft mir draus meiner Enttäuschung Vergessenheit trinken. ... Sagt mir, wo finde ich ein nicht zu hartes Burschensopha, auf das ich für diese und noch viele, viele wonnige Frühlingsnächte mein gramumwölktes, nachtumflattertes Haupt niederlegen kann — — sagt mir dies, um unseres gemeinsamen Durstes willen — und, Jungens, König Ulk, nomine „der kluge Karl", wie mich Breslau nannte, ist mit seinen leeren Taschen und Allem, was er hat und nicht hat, für etliche Semester der Eurige ... wenn es nicht wieder heißt:

„Selig dämmernd — sonder Harm
Liegt der Bursch in Freundes Arm ...
Da kommt plötzlich, wie's Verhängniß
Des Konsiliums Bedrängniß —
Und weit fort von seinen Lieben
Muß der Bursch sich weiter schieben ..."

Während dieser langen, mit großem Pathos gehaltenen Gehrede hatte sich um den närrischen Blaufrack ein immer größerer Kreis von sehr gemischten Philistern und Philisterinnen, alias Phileusen, — Pennälern, Straßenjungen und Studenten gebildet. Die Einen schüttelten wohl den Kopf — die Meisten lachten und die Jungen riefen: Hurrah! Hin und wieder machte ein springendes couleurtes Studentenherz seiner Begeisterung in den unsterblichen Worten Luft: „Ein famoser Kerl! — ein fideles Haus! — das kostbarste Blech! — ein allerliebster Junge, — ja, Bruder, den müssen wir für unsere Alemannia keilen, und sollte drüber der letzte Groschen und der letzte Tropfen Bier

in ganz Halle springen — laß uns ihn gleich mit in den „Krummen Finger“ nehmen!“

Jetzt trat ein riesiger orangesilberschwarzer Altmärker mit glänzendem Breihangesichte vor und legte seine Hand gewichtig auf den blauen Frackärmel: „Alter Junge, entweder bist Du besoffen oder Du bist es nicht — entweder bist Du verrückt oder der Gescheidteste von uns Allen — — jedenfalls aber bist Du der netteste Junge, den ich jemals in meinem Leben gesehen habe! Da hast Du meine Hand — sie nennen mich „Michel Kohlhaas“. Ich habe auch ein Sopha für Dich, und für den Monat Mai reicht mein Wechsel so leidlich für uns Beide aus. Doch nun komm' mit den Altmärkern — ich kenne aus eigenster Erfahrung die echteste Quelle, aus der man für ein consilium abeundi ewige Vergessenheit trinkt — wenn man nämlich ewig draus trinkt . . . Auf, Jungens! nach dem „Blutigen Knochen“ — und dann zum Abend hinaus nach Giebichenstein in die „Blaue Schürze“, wo der beste Breihan fleußt — wir wollen dem lustigen König Ulk einen Antrittskommers „löffeln“, wie er noch keinem Kaiser gelöffelt ist!“

. . . Das war der Eintritt des „König Ulk“ in Halle. So ward er vom ersten Tage an der berühmteste Student Saal-Athens. Aber alle Bemühungen der Westphalen und Altmärker, der Preußen und Normannen, der Alemannen, Saalinger und Pommern waren vergebens, den närrischen Kauz für ihr Couleur zu keilen. Er liebte zu sehr die volle burschikose Freiheit. Er hospitirte Abend für Abend im „Blutigen Knochen“ oder im „Krummen Finger“, in der „Einzinkigen Gabel“ oder im „Fidelen“, im „Blauen Hecht“ oder in der „Schürze“, — in Possen-

dorf, Neideburg oder Ammendorf — und jede Kneipe war für den König Ulk begeistert. Er war der lustigste und gewandteste Gaukler, der unerschöpflichste Improvisator von komischen Studenten- und Bummelliedern, der bodenloseste Trinker und närrischste Possenreißer — kurzum „der netteste Kerl!“ Wenn er krummbuckelnd sein Kinn auf den Tisch legte, das lange, schwarze Haar malerisch um das listige Gesicht drapirt, den Bart borstig gesträubt — das Liebeschmachten eines Katzenjünglings vom ersten Sehnsuchtsseufzer an bis zur wildesten Glut täuschend miaute . . . Oder wenn er elegisch sang:

„Im Walde liegen zwei Schnecken,
Die schauen so zärtlich sich an,
Dann thun sie sich liebend belecken,
Als wären sie Frau und Mann!

Da ich die Schnecken sehe —
Mir wird, ich weiß nicht wie,
Das macht das alte Wehe,
Daß ich nicht Er — und sie — nicht Sie!“

. . . Oder wenn er mit größtem Aufwande von Pathos, Mimik, Heulen und Zähneklappern deklamirte — weinte:

„Ein junger Frosch geht spazoren
Geschniegelt modisch fein,
Verliebt bis über die Ohren
Mit seinem Froschfräulein.

Sie thun so recht aimabel —
Vor Lüab nichts mehr seh'n . . .
Da kommt mit langem Schnabel
Hainotte anzugehn.

Der thut kein Wörtlein sagen,
Er schnappt nur zu — o Graus!
Da hat er beid' im Magen
Und — — mit der Lüab ist's aus!"

— dann kam die ganze Tafelrunde keinen Augenblick aus urweltlichem Gelächter heraus. Mit gleich komischer Virtuosität spielt er das „Heil Dir im Siegerkranz" und andere bekannte Melodieen durch das eigenartige Zusammenpressen der beiden verschlungenen Hände, — mit dem naßgemachten Finger auf dem Rande einer Käseglocke — auf dem Kamm — oder: indem er einen langen Weinkorken zwischen die Zähne nahm und mit der Hand rhythmisch unter das Kinn klopfte. Jeden Tag brachte er einen neuen lustigen Einfall, eine Gaukelei, ein frisches Lied mit auf die Kneipe. Seine Schnurren kursirten in der ganzen Stadt. Ja, der König Ulk war eine Berühmtheit unter seinem Volk!

Dabei war er aller Welt Freund. Er kneipte — ulkte — spritzte, bummelte mit Allen — und trug ihre Hemden und Westen, Röcke und Mützen. „Nihil habenti nihil deest" war sein Leibspruch und sein Leiblied:

„Ich hab' mein'e Sache auf nichts gestellt! Juchhe!"

Und als er dann gar die bis dahin für unüberwindlich geltende Mutter Tachyglotte vom Großen Berlin glänzend überwand — mit seiner Zunge schlug, wie Simson die Philister mit des Esels Kinnbacken — da war „der Kluge Karl" — nomine „König Ulk" der populärste Held aller Kaffee-, Thee-, Bier- und Schnaps-Kreise von ganz Halle.

Mutter Tachyglotte war ihres Zeichens Obsthökerin, seit

30 Studentengenerationen unter einem riesigen blauen Leinwandschirm hinter ihrem Obsttische auf dem Großen Berlin thronend, jedem neuankommenden Studenten als ein Zungenphänomen gezeigt — und bald von ihm aufrichtig angestaunt und — gefürchtet.

Sie kannte seit 30 Jahren jeden Studenten in Halle, seinen echten und Spitznamen, seine Verbindung, seine Skandäler, seine Liebschaften, seinen Wechsel und sein — Pumpregister. Allen hatte sie Obst verkauft und — gepumpt, sich mit Allen gezankt und Alle durch die kolossale Volubilität der Zunge und die Unerschöpflichkeit, Derbheit und Saftigkeit ihrer Schimpfwörter in die Flucht geschlagen. Wir müßten ein Buch von dem Umfange des großen Scheller schreiben, wollten wir Mutter Tachyglotte's Redensarten hier registriren.

Jeder junge Fuchs galt in Halle erst als akademischer Bürger, wenn er auf den beiden steinernen Löwen des Marktes seinen Fuchsritt gemacht, den steinernen Roland im Smollis und Fiducittrunk geküßt hatte und mit Mutter Tachyglotte — „losgegangen" war. Es war stets ein Gaudium für ganz Halle, wenn eine Couleur nach solennem Frühschoppen ihre Füchse auf dem Großen Berlin gegen die alte flinkzüngige Obsthökerin „losließ." —

Wie um einen Apfel der erste Ehezwist im Paradiese und dann der männermordende trojanische Krieg entbrannte — so genügte auch hier der erste beste Apfel unter dem blauen Regen- und Sonnenschirm als Zankapfel. Ein getadelter Wurmstich im Borsdorfer vermochte die Zungen von Käufer und Verkäuferin zur wildesten Schlacht zu entfesseln und immer heftiger zu entflammen . . . Aber selbst der rüstigste und muthigste Kämpe vermochte den

gewaltigen unerschöpflichen Zungenschlägen Mutter Tachy=glotte's nie länger als 5 Minuten Stand zu halten . . .

Die ganze Studenten= und halbe Philisterschaft Halle's drängte sich um den blauen Riesenschirm auf dem Großen Berlin, als es hieß: König Ulk und Mutter Tachyglotte gehn um 12 Uhr los!

Mutter Tachyglotte hatte sich zu der Festlichkeit ihre Sonntagnachmittagshaube mit den kirschrothen Bändern und den gelben Papier=Tulpen aufgestülpt und einen Extra=Cichorienkaffee getrunken. Und wie ging sie auf den „grünen Jungen, der hinter den Ohren und unter der Nase noch nicht trocken" — los, als der Kluge Karl ihr eine prachtvolle Goldreinette verachtungsvoll auf den Tisch zurücklegte, weil sie einen braunen Fleck hatte, nicht größer als ein Flohstich . . .

O weh! wie kleinlaut stand der arme König Ulk unter diesem unerschöpflichen groben Geschützhagel da und schob nur zuweilen dazwischen: „Aber beste Frau — so nehmen Sie doch Vernunft an . . ." Seinem Volke ward ernstlich bange um den geliebten König, auf den man so stolze Hoffnungen gesetzt hatte . . .

Aber plötzlich wandte sich das Blatt . . . Die Hände in den gelben Nanking=Hosentaschen, breitbeinig vor Mutter Tachyglotte aufgepflanzt und sich behaglich in den Hüften wiegend, lächelte König Ulk rhythmisch zwischen all' die Gelbschnäbel, Grünspechte, Rotznasen u. s. w. hinein:

„Sie Aleph — Sie Beth — Sie Gimel — Sie Daleth — Sie He — Sie Waw — Sie Sagin — Sie Chet — Sie Teth . . ." u. s. w. im ebräischen Alphabet — unter dem Jubelgelächter aller Studenten.

Anfangs antwortete Mutter Tachyglotte mit ihren saftig=

kräftigsten Zungenschlägen . . . dann stutzte sie über die Neuheit und Unerschöpflichkeit der Schimpfwörter . . . Der lächelnde Gleichmuth ihres Gegners und das Lachen aller Zuhörer machten sie immer unsicherer — verwirrter . . . bis sie zuletzt ganz den Zungenfaden verlor und verblüfft — mit weit offenem Munde und großen staunenden Augen dasaß und ihren Meister anstarrte . . .

„Sie Koph — Sie Resch — Sie Sin — Sie Schin — Sie Taw — Sie Aleph — Sie Beth . . .“

Nein, länger hielt Mutter Tachyglotte das nicht aus . . . Sie sprang auf, ließ ihren ganzen Obstkram im Stich und rannte mit dem Allarm-Schrei fort: „Dei Düwel is los! Dei Düwel is los . . .“

Für unsern Helden hat Mutter Tachyglotte bis an's Ende ihrer Tage stets den größten, etwas scheuen Respect bewahrt, sich nie wieder auf ein Schimpfduett mit ihm eingelassen und ihm stets ihr köstlichstes Obst in infinitum — gepumpt . . .

Bald hatte sich um König Ulk ein Kreis von den lustigsten Studenten in ganz Halle gebildet, die auf ihn schworen, wie auf den Propheten eines neuen Studententhums . . . ohne Studiren! Die lustige Brüderschaft warf geschwind die doch oft unbequemen Fesseln der Farbenbänder und das ganze Verbindungswesen mit seinen vielparagraphigen Statuten in den Winkel und nannten sich, wie zum Hohn der hochtönigen Namen: Germanen — Teutonen — Alemannen . . . zu Anfang kurzweg: die Ulker! Ja, König Ulk, natürlich vom ersten Kneipabende an der Räuberhauptmann der Ulker, ging noch weiter. Er parodirte die Farbenbänder auf's Beißendste. Auf einer solennen Kneipe der Ulker bestieg er die Tafel und rief

mit komischen Pathos: „Silentium! König Ulk hat das Wort! Jungens in unserer guten Stadt Halle, von der schon Heine singt:

Zu Halle auf dem Markte
Da steh'n zwei große Löwen,
— Ei! du Hallischer Löwentrotz,
Wie hat man Dich gezähmet!

— ja in diesem selbigen Halle putzt Bruder Studio den gezähmten Löwentrotz durch die hübschesten Bänderchen pfingstochsenmäßig auf. Alles uncouleurte Volk — also auch wir armen Ulker sind in den couleurten Augen miserable Lumpen. Theuerste Lumpen, ich würde Euch nun herzlich gerne vorschlagen, uns durch einige Ellen couleurte Bändlein aus dem Lumpengeruch herauszureißen . . . aber: Wehe! Wehe! — sämmtliche Farben des Regenbogens und einige Dutzende darüber sind von den Studenten dieser Erde vollständig vergriffen. Leider ist die projectirte Eisenbahn nach dem guten Mond „Du gehst so stille“ noch nicht fertig, sonst würde ich mit euch Allen, vielgeliebte Lumpen, eine kleine Spritzfahrt dahin machen, um von den bleichen Mondstudenten einige Mondcouleuren für uns zu entlehnen. Theure Ulker, es giebt für uns keine Couleuren mehr — wir sind also verdammt: Lumpen zu bleiben! Aber ein Bändel — und wäre es auch das namenloseste — soll uns wenigstens nicht fehlen . . . und müßte ich darum das einzige mir eigenthümlich gehörende, nach allen Urtheilen der civilisirtesten Welt nützlichste Kleidungsmöbel opfern . . . Ja, ich opfere es — in meines Nichts durchbohrendem Gefühl — mit einer Bierthräne der Wehmuth . . . Brüder! helft mir, mich enthülsen! — Kolibri, eine Papierscheere her!“

Der kleine Kellnerjunge flog nach einer Papierscheere und die bis zu Lachthränen innig gerührten Ulker enthülsten ihren Räuberhauptmann mit Blitzesschnelligkeit. König Ulk legte das gewonnene intimste Unterkleidungsstück — in gewissen superfeinen Regionen, in denen es selbst für unanständig gilt: von Tischbeinen oder Stuhlbeinen zu reden, als „unerwähnbar" bekannt — auf den Tisch und schnitt es in „ausschweifende und einschweifende" Streifen. Mit diesen betrat er wieder seinen hohen Standpunkt und fuhr fort: Vielgeliebte Ulker — zum letzten Mal nenne ich euch mit diesem obskuren Namen — versenken wir ihn heute auf immer in das unendliche Nichts! Trinkt mit mir den Ulkern im schäbigen Rest ein fare well! . . . So, von den Ulkern ist nichts mehr übrig als ihr ewiger, lustiger Biergeist. Wir sind in den couleurten Augen Lumpen — laßt uns echte, schlechte, rechte Lumpen sein und bleiben! Mit dieser vollen, blumigen Bierthräne stifte ich den neuen Orden: „Die ausschweifenden und einschweifenden Lumpen!" und ernenne mich hiermit aus eigener Machtvollkommenheit zu eurem Lumpenkönige — recte: König Lump! Bundesbrüder! tretet einzeln vor euren König Lump, je nach eurem Bieralter, daß ich euch die neuen, uncouleurten Ordensbänder feierlich umhänge. Euch bemooste Häupter, alte Häuser und biererfahrene Burschen, ernenne ich hiermit zu „ausschweifenden" — und euch, junge Füchslein, mögt ihr nun Krasse-, Brand- oder Normalfüchse heißen, zunächst zu „einschweifenden Lumpen" . . . Doch die Rührung übermannt mich — laßt uns schweigen und trinken und des einzigen Ordensgesetzes stets eingedenk sein: „Ich bin lüderlich — Du bist lüderlich — wir sind lüderliche Brüder!" Darauf pro-

ponire ich, den feurigsten Salamander zu reiben: Vivant — crescant — floreant die ausschweifenden und einschweifenden Lumpen in infinitum . . . exercitium salamandri — 1 — 2 — 3 . . . klapp!“

Seit diesem Abende trugen die neuen Bier-Ordensbrüder stolz ihre uncouleurten Verbindungsbänder und hatten viele Lacher auf ihrer Seite. Die Couleurten aber schnaubten Rache . . . eine solche Verhöhnung ihrer geliebten Farben durften sie um keinen Preis sitzen lassen — nur Blut! Blut! Blut! konnte den Schimpf abwaschen . . . Sie beschlossen einmüthiglich: mit dem König Lump ernstlich anzubinden!

In verschollenen Zeiten war solch' Anbinden den Studiosis in Halle gar bequem gemacht. Da war mitten auf dem Straßendamm eine einzige Reihe von breiten Steinen — der privilegirte Studentensteig. Kein Bürger, kein Gnote — alias Handwerksbursche — selbst kein ehrwürdiger Professor durfte ungestraft „den Breiten Stein“ beschreiten. Zu den meisten oft blutigen „Gnotenholzereien“ war die Verwegenheit eines Philisters, der den breiten Stein nicht gutwillig einem entgegenkommenden Studenten räumte, die Veranlassung. Begegneten sich zwei Studenten, mit freundlichen Gesinnungen, so wichen sie beide gleich weit, aber möglichst wenig aus. Streiften sie sich doch dabei, wenn auch nur leise und aus Versehen — so war die schönste Paukerei im Gange. Aber:

O Jerum! Jerum! Jerum!
Wo sind sie, die vom breiten Stein
Nicht wankten und nicht wichen? . . .

verschollen — und der Breite Stein mit ihnen. Einst,

als die alten Hallischen Studenten aus den Ferien zurückkehrten . . . waren die lieben breiten Steine verschwunden. Die gute Stadt Halle wollte ihren vieltheuren Studenten die Steine des Anstoßes säuberlich aus dem Wege räumen, um das viele Blutvergießen zu hemmen . . . Aber wann hätte Bruder Studio sich so leicht seinen liebsten Jux nehmen lassen? Die Studenten wütheten, als sie den „Breiten Stein“ nicht mehr fanden, und warfen der guten Stadt Halle mit den Brocken der kostbaren Pflasterung noch obenein die Fenster ein . . . das war der Dank dafür! Und dann suchte und fand Bruder Studio in Halle gar leicht hundert andere Wege, die zu demselben Ziel führten, wie der Breite Stein — oft zum letzten Erdenziel!

Zur Zeit unserer wahrhaftigen Geschichte florirte nun anstatt des Breiten Steins in Halle die „Rempelecke“. Das war und ist noch heute eine ganz gewöhnliche, eben so unschuldige Straßenecke, wie jede Ecke, wo zwei Straßen sich kreuzen. Aber Bruder Studio von anno 47 erhob die Ecke der Klausstraße zu einer ganz ungewöhnlichen, blutigen Bedeutung. Im schönsten Mittagssonnenschein sah man ihn schaarenweise, in der einen Hand die ermelerduftende, buntbetroddelte Tabakspfeife, in der andern den gewichtigen Ziegenhainer, in riesigster Fidelität aus allen Richtungen der Hallischen Windrose nach der „Rempelecke“ zusammenströmen — um zu sehen, wie viel neue, kostbare „Skandäler“ heute „gerempelt“ würden — oder sich im glücklichsten Falle selber ein Skandälchen anzurempeln. Ja, die Rempelecke ist für Halle die echte Duellbörse.

Ha! ha! ha! aufgepaßt — Schub! da rempeln schon ein Blauweißgoldener und ein Grünsilberschwarzer in der elegantesten Weise gegeneinander . . .

„Mein Herr, war das mit Vorsatz?“

„Nein, mit Absatz . . .“

„Dummer Junge!“

„Sehr freundlich — ich darf wohl um Ihre Karte bitten?“

„O mit dem größten Vergnügen!“

„Ich danke bestens . . . also wir werden uns finden . . .“

„Natürlich . . . ich denke wie gewöhnlich!“

„Also heut über acht Tage in der Dölauer Haide!“

„Um fünf Uhr beim Waldkater!“

„Ich habe die Ehre . . .“

Ja, ja, Bruder Studio von der Hallischen Rempelecke ist viel feiner und gebildeter gewickelt, als jene alten, derben, verschollenen Burschen:

. . . die vom breiten Stein
Nicht wankten und nicht wichen . . .

Aber das Ende der lustigen Geschichten, die auf dem Breiten Stein oder an der Rempelecke begannen, ist so ziemlich immer dasselbe: eine riesige Terz — eine steile Quart . . . oder gar ein tödtlicher Schmiß durch eine Pulsader, aus der das junge, hoffnungsreich blühende Leben purpurn verströmt . . .

Aber lustig ist's doch, solche flotte Paukerei draußen in der grünen, duftigen Dölauer Haide am schönen Frühlingsnachmittag . . . fast so lustig wie ein echter andalusischer Stierkampf! Und wie die schönen Andalusierinnen, so vergessen auch bei solchen amüsanten Spektakuln die schönen und unschönen Hallenserinnen, daß sie von Rechts wegen eigentlich die zartesten Nerven haben. Von Mund zu Mund geht's wie ein Lauffeuer durch die gute Stadt

Halle: „Heut Nachmittag gehen so und so Viele beim Waldkater los!“ — nur die Augen und Ohren der ehrlichen Hallischen „Pudel“ sind gewöhnlich hermetisch verschlossen. Eine schreckliche Geschichte, die einst einem naseweisen Gensd'arm in der Dölauer Haide passirte, bleibt den Pudeln ewig neu im Gedächtniß. Er war erst jüngst nach Halle gekommen und noch nicht tief genug in die Gemüthlichkeit eingedrungen, wie man in der hehren, salzigen Musenstadt an der Saale lebt und sich paukt. Er zog stolz hinaus in die Dölauer Haide, eine Studenten-Paukerei abzufassen — krumm und lahm buckelte er am späten Abend seine wenigen mühsam geretteten, ganzen Knochen nach Hause. Bei dem Worte „Ziegenhainer“ konnte er sich später nie mehr eines niederziehenden Fröstelns der Demuth erwehren.

Also ganz Halle — mit Ausnahme Derer, die es eigentlich wissen müßten — weiß um die köstliche kleine Volksbelustigung am Waldkater. Und wenn es dann draußen in der schönen grünen Haide heißt: „Legt Euch aus — bindet die Klingen!“ — „Gebunden ist!“ — „L—o—s!“ . . . und die „Speere“ sausen durch die Luft und schlagen laut gegen einander, daß die Funken sprühen und die Schmisse sitzen . . . da sitzen auch die schönen Andalusierinnen Salz-Athens rund herum unter den Bäumen und stricken Strümpfe und essen Butterbemmen und amüsiren sich kostvoll . . .

Ja, die Rempelecke ist eine wundervolle Erfindung für Halle. Auch König Lump und seine getreuen Unterthanen fehlten selten auf der Duellbörse — aber der lustige König rempelte „grundsätzlich“ nie mit. Das war seiner leichtlebigen, bequemen, harmlosen Natur vollständig zuwider.

„Sich bummelnd amüsiren“ — das war seines Studentenlebens Devise — und die zog ihn auch Tag für Tag unwiderstehlich dahin: in der Rempelstunde die Klausstraße auf und ab zu dämmern. Aber schon am zweiten Tage nach der Stiftung des Ordens der farblosen, ausschweifenden und einschweifenden Lumpen wartete des Ordensmeisters für diese Verhöhnung der Couleuren der Racheengel in der orangesilberschwarzen Riesengestalt des „blöden Telemach“. Der Studiosus von Rapphengst war ein berühmter Schläger unter seinem Volk, der noch nie „abgeführt“ war, aber sonst ein gewaltig kleines Mystiker-Licht. So war er stets in der größten Verlegenheit, was er in den Tanzpausen mit seiner Tänzerin anfangen sollte. Da hatte der König Lump ihm einst, als er noch harmonisch mit Orangesilberschwarzen kneipte, ein durchaus nicht verbrauchtes Mixtum Kompositum von „höchst interessanten geistreichen“ Unterhaltungs-Thematen in's Notizbuch dictirt, das begann: §. 1. „Mein gnädiges Fräulein, welche Backfischschule haben Sie in Ihren Flügeljahren besucht?“ §. 2. „Mein gnädiges Fräulein, lasen Sie dort auch den schönen Roman von Fenelon: Les aventures de Télémaque?“ . . . und endigte §. 13: „Mein gnädiges Fräulein, nicht wahr, Sie sind doch ganz meiner Meinung: es geht nichts über Ammendorfer Speckeierkuchen mit Rapunzeln“ . . . und der arme Rapphengst hatte seinen Telemach und seinen Speckeierkuchen mit Rapunzeln auf dem nächsten Museumsballe richtig neunzehnmal hinter einander im Schweiße seines Angesichts abgehaspelt . . . Seit diesem Abende hieß er in ganz Halle: „Der blöde Telemach!“ Die eigene und die Verhöhnung seines couleurten Volks zu rächen, stürzte sich nun der blöde Telemach an der Rempelecke auf den arglos

auf der andern Seite der Klausstraße auf und ab qualmenden König Lump — rempelte ihn wüthend an und riß ihm sein farbloses Lumpenband vom Halse . . . Als einzige Antwort schlug unser Held ihm seine Pfeife in's Gesicht . . .

„und die Paukerei geht los!"

Das ganze Volk der Lumpen war in nicht geringer Besorgniß, da ihr geliebter König in seinem lustigen Leben noch auf keiner ernsthaften Mensur gestanden, ja, kaum einen Schläger in der Hand gehabt hatte und auch jetzt standhaft verweigerte, sich in der Geschwindigkeit noch „einpauken" zu lassen. Nur mit seinen getreuen Lumpen paukte der lustige König zuweilen in harmlosester Weise, indem die Rappiere mit Kreide bestrichen wurden und jeder Kreidestrich auf dem Rock für einen „Blutigen" galt. Doch unser Held behielt seine alte Lustigkeit vollkommen bei. In bester Laune ließ er sich von den Lumpen auf den Paukplatz am Waldkater führen und die närrische Pauktoilette machen. So trat er — gegen allen Paukcomment — mit dem Anstand eines Sancho Pansa in den noch nie so üppig blühenden Kranz der strumpfstrickenden Hallischen Andalusierinnen und traktirte sie mit den ausgesuchtesten feinsten Grobheiten. Dann wandte er sich lächelnd gegen seinen schäumenden Gegner: „A propos, theuerster Telemachos, ich vergaß letzthin bei meinem Conversations-Rezept einen sehr wichtigen Paragraphen — eine Liebeserklärung, ohne die keine echte Hallische Ballconversation enden darf — also: §. 14: „Mein gnädigstes Fräulein —

Du bist ja hold den Gimpeln
Und heilest Gimpelschmerz,

Hier fleht der ärmste Simpel:
O nimm ihn an Dein Herz...“

„Ad loca — legt euch aus — bindet die Klingen — gebunden ist — l—o—s!“

Hei! wie König Lump d'rauf los paukt — allen Paukregeln zum Hohn immer von oben herab, daß sein verdutzter Gegner genug mit der Abwehr zu thun hat... O weh! da springt von der Wucht der Hiebe die Klinge unseres Helden und schwirrt tief in den Erdboden — die Sekundanten springen dazwischen — doch schon hat König Lump die scharfe Klinge seines Gegners ergriffen, sie ihm zu entreißen, und er läßt nicht los, bis das Blut in Strömen von seiner grausig aufgeschlitzten Hand niederfließt....

Da ertönt von einem der auf Wachposten gegen naseweise Pudel rundherum aufgestellten Füchse der übliche Warnungsruf: „Aujust — los!“ Aujust — los!“ — und von allen Seiten, selbst aus den zarten Mündchen der Töchter von Halle, tönt es wieder: „Aujust los — Aujust los — sauve qui peut!“ ... Husch! wie Alle mit dem schnell zusammengerafften Paukapparat in die Büsche schwirren ... selbst die schönen Andalusierinnen der Musen-Salzstadt stieben auseinander, wie ein Volk Rebhühner ... Nur der arme blutende König Lump bleibt übrig ... Vom Blutverlust geschwächt, kriecht er mit Mühe in das nächste Gebüsch ...

Doch es war eine schändliche Verleumdung, daß ein wohlbestallter pedellus academicus — zu deutsch: Nachtreter! — der guten alma mater Fridericiana ernstlich daran gedacht haben könnte, den Musensöhnen ihr blutiges Vergnügen zu stören.

Als die getreuen Lumpen sich davon überzeugt hatten, daß von einem akademischen „Pudel“ vulgo Aujust — in der ganzen Dölauer Haide auch kein einziges böses Härchen zu sehen, kehrten sie auf den Paukplatz zurück, sich nach ihrem geliebten Könige umzusehen . . . keine Spur vom armen Klugen Karl. Endlich kam ein Lumpe auf den guten Einfall, einer Blutspur, die von der Blutlache in der Mitte des Kampfplatzes ausging, zu folgen . . . So fanden sie ihren Urheber in dem Gebüsch — mit geschlossenen Augen — vom starken Blutverlust ohnmächtig — bleich wie der Tod — in seinem Blute schwimmend . . . Eine halbe Stunde später diese Hülfe — und die wahrhaftige Geschichte vom König Lump wäre hiermit aus gewesen!

Ich fürchte fast, meine mitleidigen Leser möchten unserem traurigen Helden selbst auf Kosten meiner Geschichte dies sanfte Ende von Herzen gönnen . . . denn muß das Ende dieses armen, leichtsinnigen, verbummelten Studenten nach allen Richtungen der Logik und der Moral nicht nothwendig ein noch viel trostloseres werden? . . . Verdorben . . . gestorben . . . wie der Fürst Kanonendonner . . .

Lange schwebte der König Lump zwischen Leben und Tod. Die getreuen Lumpen wachten Nacht für Nacht an seinem Lager. Die Jugendkraft siegte — aber langsam war die Genesung.

Das war das erste und letzte Duell unseres Helden. Keine Coleur hat wieder mit ihm gerempelt.

Rüttelte die knöcherne Hand des Todes, die ihn schon so fest gepackt hielt, unsern armen Freund auf aus seinem Leichtsinn? — fing er ein anderes Leben an?

Nein! — das alte, tolle Lumpenleben wurde womöglich noch toller fortgesetzt. Täglich hatte die ganze

„Lumpei“ ihren Kneipmorgen, täglich ihren Kneipmittag, täglich ihren Kneipabend und täglich ihre Kneipnacht — und König Lump war stets der erste und der letzte dabei.

Aber giebt's denn in Halle keine wohlthätige „Lumpenglocke“, nach der die Studentenkneipen geschlossen werden müssen? — Gewiß, aber unsere Lumpen wußten einen bequemen Ausweg. Trat der Pudel um elf Uhr in die stark angeheiterte Kneipe und sagte mit möglichster Feierlichkeit: „Im Namen des Akademischen wird hiermit Feierabend geboten!“ so rührte dies unsere ewig durstige Brüderschaft nicht im Geringsten. Nach einer Viertelstunde wiederholte der feierliche Pudel sein: „Im Namen des Akademischen . . .“ mit demselben Effekt. Erst wenn er zum dritten Mal seine Litanei wieder begann, erhoben sich die Lumpen gemächlich, ergriffen die bereit stehenden großen „Schleifkannen“ mit Bier und zogen singend auf den Markt:

Zu Halle auf dem Markte
Da steh'n zwei Löwenthiere*) —
D'rauf ritt schon manches Füchselein
Im „Fuchsritt“ sich ein Wölfelein,
Und Manchen biß das Katerlein —
Ersäuf' sie, Fuchs, im Bier —

Zu Halle auf dem Markte
Der blut'ge Roland beinert,
Sein Schwert ist stumpf, sein Auge stier,
Er dürstet tausend Jahr schon hier
Nach einem guten Tropfen Bier —
Er ist vor Durst versteinert!

---

*) Diese beiden, besonders durch Heine bekannten steinernen Löwen, auf denen nach alter Sitte die Hallischen Füchse in lustiger Kneipnacht ihren Fuchsritt machten, stehn seit Kurzem vor der Universität.

Zu Halle auf dem Markte
Zwei stolze Thürme sprießen —
Du holdes Thürmers Töchterlein,
Es schlug das Lumpenglöckelein,
Schenk' fleißig — fleißig Bier uns ein:
Denk' an den armen Riesen!"

Unheimlich still und finster ragt die kolossale Marienkirche am Markt hoch auf — wie drohend streckt sie vor den lustigen Studenten ihren beiden Riesenfinger, die stolzen, schlanken Hausmannsthürme, in den bleichen Nachthimmel empor . . . Aber da winkt ein behaglich Lichtlein hoch oben unter der Haube des einen Thurms — dort wacht ja noch „Vater Noah" mit seinem goldlockigen, blitzäugigen Töchterlein, der flinken „Biertaube", in seiner engen, molligen „Arche" . . . und lustig stürmt die ganze „Lumpei" die hohen, steilen Thurmtreppen hinauf . . . Dort oben bei Vater Noah giebt's keine Lumpenglocke — in der „Arche Noah" ist ewige — freie Nacht. Und oft bis an den hellen Morgen klingen die lustigen Lumpenlieder hoch vom Hausmannsthurm über die schlafende Stadt Halle hinweg — und von Zeit zu Zeit erscheinen auf der schlanken Brücke, welche die beiden Thürme dicht unter der Haube verbindet, schwankende, geheimnißvolle Gestalten . . .

Wie? — Wozu?

„Rien que . . ." sagte die schöne Madame Rambouillet zu Mr. Yorick, als sie bei einer Spazierfahrt um Paris herum den Wagen halten und sich von dem empfindsamen Reisenden herausheben ließ — — und sie sagte es ohne schämige Punkte und ohne Erröthen!

Diese Luftbrücke hieß bei den Hallischen Studenten auch: „die Fuchsbrücke" — und ihr Betreten und das

Rien que der Madame de Rambouillet gehörte eben so nothwendig mit zu einer echten, burschikosen „Fuchstaufe", wie der „Löwenritt" und der „Rolandskuß" und Biersündfluthen und Katzenjammer.

Les extrêmes se touchent — wohl nirgends häufiger als in einer kleinen, deutschen Studentenstadt. Jeden Abend bei Sonnenuntergang blies Vater Noah von seinem Thurm einen feierlichen Choral herab. Das war ein liebes, gewohntes Zeichen für die ganze Studentenschaft Halles, sich auf dem Markte einzufinden. Rauchend, plaudernd, lachend, singend, Suiten reißend dämmerten sie Arm in Arm auf dem großen, schönen Platze auf und ab. So oft „ihre Zeit es irgend erlaubte", fehlten unsere ausschweifenden und einschweifenden Lumpen sicher nicht und ihre Lieder tönten nach Vater Noah's Choral am Hellsten und Lustigsten. Sie hatten viele schöne und geübte Stimmen und huldigten außer den Göttinnen Cerevisia und Bummelfritzia am eifrigsten der holden Frau Musica. Ihr König Lump war ein trefflicher Kapellmeister. Er war unerschöpflich in den allerfunkelnagelneuesten, närrischsten Lumpenliedern und in originellen, lustigen Melodieen dazu. Auch gründete er eine Lumpen-Instrumental-Kapelle und rüstete sie mit selbsterfundenen und selbstfabrizirten Instrumenten aus. Da gab es Bässe und Guitarren, Pauken und Glockenspiele, Violinen und eine Unmasse von Blas-Instrumenten aus Pappe, Papier, Glas, Holz und Pferdehaaren; selbst ausrangirte Kaffeemaschinen, Ofenbleche, Käseglocken und zerbrochene Rappiere wirkten mit. Jeder Bundesbruder erhielt von den Lumpen sein Geburtstagsständchen. In nicht allzufrüher Morgenstunde rückte die ganze lustige Lumpei vor das Bett des Geburtstagskindes und sang und

fidelte, tutete, brummte, trommelte, kratzte, stampfte ihre Glückwünsche und vertilgte riesenhaft Kaffee und Kaffeekuchen — Bier und Schweizerkäse, daß das Morgenständchen seinem Namen gemäß oft erst am Morgen endete — nämlich am nächsten!

Der Geburtstag König Lumps war im tiefen Winter. Der Credit seines Hauspumps stand mit dem Thermometer so und so viel Grad unter Null. Die guten Lumpen hatten versorglicher Weise sämmtlich schon auf Rechnung des eigenen Hauspumps daheim in ihrem Bett gekaffeet, ehe sie zum Geburtstagsständchen auszogen . . . Wie rissen da die ehrlichen Jungen die Augen sperrangelweit auf, als sie bei ihrem geliebten Haupte den ganzen Tisch voll der köstlichsten, einladendsten Konditortorten sahen, mit einem rosigen Hauch übergossen . . . Aber es war hundekalt in der Bude — eine wahre Eskimo-Temperatur . . . Ja, Madam Hekuba ist hartherzig, als schleppte sie an Stelle ihres Herzens einen direkt vom Nordpol bezogenen Eisbock mit sich herum . . . und König Lump steckt bis über die Ohren in den Federn. „Nun haut tapfer ein, liebe Jungen, bis der Kaffee kommt . . ."

Puh! die delikaten Torten sind der schönste, frischeste, — — eisigste Schnee, in Schüsseln geformt und mit Ziegelmehl bestreut.

Doch schon haben die guten Lumpen ihre Portemonnaies zusammengeschossen — und bis Madam Hekuba bellend — daher ihr Spitzname — mit Holz und Rum und Schweizerkäse et ceteris zurück ist, wird schnell ein kleiner Erwärmungsball improvisirt . . . Hui! springt König Lump mit beiden Füßen zugleich aus dem Bette und nimmt die Bettdecke wie einen Krönungsmantel um

die edlen Glieder und tanzt und singt und macht bald bei einem steifen, dampfenden Grog den einladendsten Wirth, der mit dem besten Beispiel vorangeht: „immer flott zugelangt, Herzensjungens, glasleerender Weise — thut ganz als wär't ihr zu Hause — es geht doch nichts über eine kleine, gemüthliche Geburtstagsfête mit Grog und Schweizerkäse!“

Im Sommer wurde täglich exgekneipt: Spaziergänge mit Gesang und unendlichem Bierstoff. Rendez-vous bei den steinernen Löwen auf dem Markt oder auf dem „Großen Berlin“, vor dem Steinthor oder Kirchthor! Dort wurden einem Lumpen die Augen verbunden, und er selber im Kreise herumgeschwenkt . . . Dann mußte er blindlings die Richtung der heutigen Spritze weisen. Diesem blinden Mentor wurde unbedingt gefolgt: nach Giebichenstein und Bahrdt's Weinberg, Ammendorf und Diemitz, nach dem Petersberge Laucha oder Trotha. Gegen Abend wurde häufig dasselbe Experiment mit dem blinden Wegweiser wiederholt. War dieser nun so glücklich, eine Halle gerade entgegengesetzte Richtung als den einzuschlagenden Heimweg zu weisen, so — ging's flott in die weite Welt hinaus. An jedem neuen Morgen ward der Blinde wieder um den Weg gefragt. Da kam's dann nicht selten, daß unsere Lumpei erst nach Wochen wieder bei den Bier-Penaten an der Saale anlangte. Und doch durfte nach den Ordensregeln kein Lumpier beim Ausrücken aus Halle mehr acht Groschen in der Tasche haben. Weniger — bis zum Nichts hinab war aus naheliegenden Gründen in liberalster Weise gestattet. Hier ging König Lump, wie immer, den Genossen mit dem besten Beispiel voran — nach seinem alten Wahlspruche: nihil habenti nihil deest — wer keinen Pfennig in der Tasche hat, braucht nicht zu sorgen,

wie er ihn ausgeben soll! Da wurde dann ein freies, lustiges Wanderleben geführt, wie die alten, verschollenen Fahrenden Schüler es vor länger als vier Jahrhunderten erfunden, und wie die Prager Studenten es noch am Anfange dieses Jahrhunderts während der Vakanz fortsetzten. Gar manche liebe, schöne, duftige Sommernacht wurde unter den grünen Waldbäumen oder in einem würzigen Heuschober kampirt, — gar mancher unschuldsvolle Landpastor, dem die ewig jungen Studentenlieder unserer Fahrenden Schüler die alte, süße, selige Studentenzeit wieder wach klangen, mußte bluten — und in den Bauerndörfern wurde mit oft glänzendem Erfolge von Schinken und Eiern, saurer Milch und Schwarzbrod konzertirt. Das ganze Reisegepäck bestand gewöhnlich nur aus dem bekannten, unverschämt großen Hallischen Hausschlüssel, den ein echter Hallischer Student niemals von seiner Hosenschnalle läßt. Mancher verschwiegene Waldbach sah dann wohl unsere Helden große und kleine Wäsche halten, und während diese lustig an den Zweigen trocknete, wie ihre Ureltern unter den Palmen und Paradiesfeigen des Gartens Eden — unter den kühlen, deutschen Eichen und Buchen und Tannen singend auf und ab wandeln.

Selbst vor den theuersten und feinsten Reisegegenden schreckten unsere lustigen Brüder nicht zurück — wenn ihr blindes Orakel sie hinführte. Der Harz und die Güldne Aue und Thüringen wird die Sing- und Trink- und Klingwitze König Lumps und seiner fidelen Gesellen noch im Gedächtniß haben — wenn auch nicht immer im angenehmsten.

Einst zog König Lump an der Spitze seiner Lumpen durch den Park eines bekannten thüringischen Fürsten. Da

sahen sie diesen im einfachen Ueberrock herankommen. „Ein Hauptjux, Jungens — aber um's Verrecken nicht laßt euch merken, als hättet ihr den Herzog erkannt. Macht mir nur Alles nach!"

In seiner kordialsten Weise begrüßte König Lump den Herzog: „Sagen Sie mal, liebster Herr, sind Sie vielleicht der Hofgärtner?"

„Das gerade nicht, — wünschen Sie etwas?"

„Ja, sehen Sie mal, wir Hallischen Studenten machen just eine kleine Kunstreise und möchten riesig gern diesen berühmten Park mit allen seinen Schönheiten kennen lernen!"

„O, wenn's weiter nichts ist — ich bin hier ein wenig bekannt, und werde mir ein Vergnügen daraus machen, die Herren umherzuführen!"

„Bestens acceptirt!"

So gingen sie durch den ganzen Park und unser Held wußte den Herzog durch seine kecke Unverschämtheit und seine unaufhaltsam sprudelnden Schnurren so zu unterhalten, daß dieser kaum aus dem Lachen herauskam.

„Ach, liebster Herr, da sie hier doch so bekannt zu sein scheinen, könnten Sie uns auch vielleicht Einlaß in's Schloß verschaffen — und den Herrn Herzog, diesen echtesten, deutschesten Mann und ritterlichsten Schützenkönig sähen wir für unser Leben gern — natürlich, hübsch bescheiden aus der Ferne. Sie glauben gar nicht, wie begeistert wir Hallischen Studenten für den Herzog sind — Kaiser von Deutschland wär' das Wenigste, wenn wir ein Wörtlein mitzureden hätten!"

„Nun, ich will mal seh'n, ob ich Ihnen das Schloß und auch vielleicht den Herzog zeigen kann. In einer

halben Stunde dinirt er und der Kastellan giebt etwas auf meine Wünsche!"

„O, das wäre eine Götterlust, einen leibhaftigen Herzog essen zu sehen — selbst mit hungrigem Erdenmagen! Denn Sie müssen wissen, edler Mentor, wir haben noch nicht einmal dejeunirt. Wie 's so kommt, wenn man mit seinem Wechsel total auf den Hund und überdies auf Kunstreisen ist . . ."

Der Herzog ging in's Schloß, den Dienern seine Befehle zu geben.

„Nun, Jungens, wenn seine Schützenkönigliche Hoheit diesen Wink mit dem Zaunpfahl nicht verstanden und beherzigt hat, so will ich mein Leben lang nur Wasser trinken."

Der Herzog kam sogleich wieder und führte als Freund des Kastellans seine ungenirten Gäste in freundlichster Weise durch das ganze Schloß.

Da ertönte ein helles Glöcklein.

„Meine Herrn, das ist das Zeichen, jetzt setzt sich der Herzog sogleich an die Tafel — verzieh'n Sie einen Augenblick — ich will versuchen, Ihnen ein Plätzchen zum Zusehen zu verschaffen!"

„Jungens — hurrah! er hat wahrhaftig angebissen. Jetzt aber nicht blöde und — eingehauen, als wären wir Konviktoristen, die nur zwei Tage in der Woche Freitisch haben. Seine Hoheit soll Respekt vor dem Appetit gesunder Hallischer Burschen bekommen . . ."

Da springen die Flügelthüren auf und unsere Lumpen schauen in den glänzenden herzoglichen Speisesaal — und oben an der Tafel sitzt ihr freundlicher Führer und nickt ihnen lächelnd zu: „Meine Herrn Studenten, ich heiße Sie

in meinem Hause willkommen und bitte Sie, heute Mittag meine Gäste zu sein — nehmen Sie Platz!“

„Königliche Hoheit — diese Ueberraschung — wir sind untröstlich — in bodenloser Verzweiflung zum Selbstohrfeigen — ein niederziehendes Gefühl der Beschämung — so ganz ohne alle Etikette — wie Studenten nun einmal schwätzen — — und dann die hohe Gnade — Mitagbrod schinden — und keine Spur von Hoftoilette — fußwandelnder Weise — o Jammer, kein Schniepel — pardon, gnädigste Frau Herzogin — kein Frack — weiße Binde — chapeau bas — Löckchen gebrannt . . . O, wir Studenten in Halle wissen auch, was sich schickt — und seit vierzehn Tagen nicht einmal barbirt — skandalös — niederziehend . . . Doch wenn Königliche Hoheit befehlen — Appetit sehr achtbar . . .“ Wie dem König Lump die Worte so glatt vom Munde sprudelten, und wie zerknirschte de- und wehmüthige Augen er machte — ja, in unserem Helden steckt ein ausgezeichneter Schauspieler. — Nun, wenn alle Stränge reißen, geht König Lump auf die bretterne Welt.

Und unsere Lumpen aßen an der herzoglichen Tafel, pro Mann für sechs Hofkavaliere, und tranken für sechs Dutzend Hofdamen. Der Küchen- und Kellermeister waren in Verzweiflung, und der Herzog schüttelte sich vor Lachen. Beim Kaffee dankten unsere Helden durch ihre lustigsten Lumpenlieder. Gegen Abend fuhren sie in Hofequipagen nach dem Bahnhofe und dampften auf herzogliche Kosten zweiter Gattung nach Halle zurück.

Ja, König Lump ward in Halle ein immer berühmterer Held. — Daß er nebenbei auch noch Studiosus der Medizin war — davon erfuhr eigentlich nur der gute,

alte, gelehrte Peter Krukenberg, Vorsteher der akademischen Klinik und damals schon 60 Jahr alt, hin und wieder etwas.

Einst docirte Professor Krukenberg, in seiner Weise ein ebenso großes Original, wie unser König Lump, den Studenten: „Die Phthisis pulmonalis nodosa sive tuberculosa ist die häufigste und gefährlichste Art der Lungensucht und entsteht aus Tuberkel-Erweichung und Verschwärung in der Lunge . . .“ Da erhebt sich unter seinen zahlreichen Zuhörern ein bis dahin im Kolleg noch nicht erschauter Schwarzkopf, den Bart durch keine Scheere entweiht, stützt die Hände gravitätisch auf den Tisch und beginnt überlaut: „Lauter Blech, alter Peter, — Tuberkeln? Altweiberglaube — kein Bein — die Welt ist schief gewickelt — schon der Asklepiade Hippokrates, wenn auch ein grimmiger Heide, doch immerhin ein kolossal gelehrtes Haus, sagte an einem wunderschönen Sommerabende, den 9. Juni des Jahres 448 v. Chr., in seinem medicinischen Kolleg im Tempel zu Knidos: Meine Herren Studenten, mein verehrter Kollege, der Herr Professor Peter Krukenberg zu Halle an der Saale ist sonst ein ganz guter Kerl und ein altes, gelehrtes Haus — aber in seiner Lehre von der Phthisis pulmonalis nodosa sive tuberculosa ist er total auf dem Holzweg; — vergleichen Sie doch nur, was der weise Galenos — ich meine nicht den Doctor Lange in Potsdam, der unter dem Namen Philipp Galen den „Irren von St. James“ und noch viele, viele andere gottlose Romane geschrieben hat, in denen ich zuweilen zum großen Aerger meiner Frau Abends im Bett lese . . . Nein, was Doctor Galenos, der weiter keinen Vornamen in der Taufe erhalten hat, weil er gar nicht mal getauft ist, der aber die öffentlichen Kämpfer zu Pergamos ganz wacker

kurirte, in seinem zwar etwas weitschweifigen, aber sonst ganz achtbaren Buche Microtechnum: Theil II. Kap. 27, Pag. 176, Zeil. 19½ von unten sagt . . ."

Bis dahin hatte der alte Professor den mit bewundernswerther Zungengeläufigkeit dahinschwirrenden Redeschwall ruhig über sich ergehen lassen und auf seinem Katheder gestanden, wie Einer, der selbst nicht recht weiß, ob er wacht oder träumt — — jetzt brach er los: „Ist der Kerl verrückt oder besoffen? — schmeißt ihn raus . . ."

Sogleich stimmte König Lump an, und sein ganzes Volk der Lumpen fiel jubelnd mit ein: „Schmeißt ihn raus — den Juden Itzig — Juden Itzig!" . . .

Und doch wurden der gute alte Peter Krukenberg und unser Held mit der Zeit ganz nette Freunde, die prächtig lustig mit einander fertig wurden. Erschien König Lump hin und wieder in der Klinik — übrigens das einzige Kolleg in Halle, wo er je gesehen worden — so schütterten die Wände sicher von dem homerischen Gelächter der Zuhörer über den wundersamen Dialog zwischen Peter Krukenberg und König Lump. Doch bemühte der gutherzige Peter Krukenberg sich auch redlich, den armen, verkommenen Studenten seinem Bummelleben — dem drohenden Untergange zu entreißen. Er war vielleicht der Einzige in Halle, der den selten scharfen Kopf und das bei allem Leichtsinn gute Herz des König Lump richtig würdigte.

„„Verbiete Du dem Seidenwurm zu spinnen" — sagt Tasso!" — war die klassische Antwort unseres Helden auf eine ernste Moralische des alten Professors.

Einst in den Weihnachtsferien hatte Peter Krukenberg seinem Schützling dennoch einen Stoß medizinischer Bücher aufgedrungen und von ihm Hand und Ehrenwort darauf

erhalten: binnen drei Tagen seine Bude nicht zu verlassen, und auch keinen seiner leichtsinnigen Freunde bei sich zu sehen. — Am dritten Tage Mittags trat der gute Professor in die Bude unseres Helden. Er fand ihn bei fünf Grad Hauspump unter Null mit einem stattlichen Buche und mächtig „ermelernd" im Bett.

„Nun, wie schmeckt das Studiren, Freundchen?" rief der gute Peter — entzückt über seine Errungenschaft.

„Beatus ille, qui procul negotiis! wie jener Student während seiner sechswöchentlichen Sitzung auf dem Karzer sagte."

„Ja, nichts geht über eine stille Arbeitsmuße, fern von dem geschäftigen Treiben der Welt. Sie sollten sich und mir die Lieb' anthun und ihre freiwillige Klausur über die ganzen Weihnachtsferien ausdehnen — Sie würden selber wieder Freude am Arbeiten finden. Nicht wahr, dies Buch interessirt Sie jetzt schon ein wenig? . . ."

„O, riesig, Professorchen — ich hab in meinem Leben noch keinen so unterhaltsamen alten Schmöker in Händen gehabt."

„Gewiß das treffliche Werk über die chemiatrische und jatromathematische Schule — was sagen Sie zu dem Buch?"

„Daß, wenn ich nicht König Lump von Halle wäre, ich wohl Hoangti Taitsing Bogdo-Chan — Sohn des Himmels — Selbstherrscher aller Chinesen sein möchte . . . O, was für Augen die guten Hallenser, Halloren und Hallunken wohl machen würden, wenn der Vater aller ausschweifenden und einschweifenden Lumpen eines schönen Tags an der Spitze von zweitausend zopfigen Liktoren und vierzigtausend goldgestickten chinesischen Gardelieutenants und

einer ganzen Suite von süßen, kleinen, klumpfüßigen Hoang-heu und Fuschins und Pinen und x et caeterea auf der Saale angewachsen käme und ganz Halle müßte vor meinem kaiserlichen Schreibebriefe niederknieen und neunmal mit der Stirn den Braunkohlenstaub dieser schönen Gegend berühren, Illustrissimus — Magnificentissimus et caetera Issimus an der Spitze... Und der gute Peter Krukenberg würde Ober-Mandarin der Medizinalangelegenheiten Tu-tscha-juan mit drei Straußenfedern vorn auf seiner gelbseidenen Zipfelmütze — hurrah — wäre das ein Götterulk . . ."

„Herr, was in's Kukuks Namen lesen Sie da in Ihrem Lodderbett?"

„Eine kostbare Geschichte von China: — Tschung-kun — die Blume der Mitte . . . Aber denken Sie sich, Professorchen, dieser Kerl von Kaiser ist ein richtiger Slowake — er zieht sein Hemd nicht eher vom Leibe, als bis es ihm in Fetzen herabfällt . . ."

„Und meine medicinischen Bücher noch nicht angesehen?"

„Ja, seh'n Sie, theuerster Gönner — in meiner Bude sind trotz dieser angenehmen sibirischen Temperatur und des perennirenden Brodstatus, quo selbst der Kaiser sein Recht verloren hat, so viel Mäuse nachtquiekender Weise und Ihre Schmöker haben ein so stattliches Format und Gewicht, daß ich unter meinem Bett und hinter dem Ofen einige gelungene „Studentenfallen" d'raus gebaut habe . . . Das ist zugleich eine allerliebste kleine Unterhaltung in meiner augenblicklichen Staatsverfassung . . . Verehrtester Zukunfts-Mandarin, da plumpt und quiekt es soeben verröchelnder Weise unter meinem Bett, — hätten Sie wohl die Gewogenheit, die Studentenfalle wieder aufzustellen

und mir den Kadaver zur gemeinschaftlichen Section auf diese Blume der Mitte zu legen? . . ."

Kopfschüttelnd und bekümmert ging der gute, alte Peter Krukenberg seiner Wege, aber ernstlich böse konnte er dem armen, verbummelten — mit so seltenen reichen Gaben vom Schöpfer ausgestatteten Studenten doch nicht sein.

Noch mit einem anderen sehr bekannten Professor, der gern mit Studenten verkehrt und ein ganz besonderes Vergnügen daran findet, sie durch die überraschendsten Fragen in Verlegenheit zu bringen, kam unser Held vorübergehend in Berührung.

Man hatte diesen Professor — der nebenbei die seltene Eigenschaft besitzt, wahrhaft väterlich für seine Studenten zu sorgen und manchen armen Teufel das mühsam in der Quästur bezahlte Kollegienhonorar bei dem nächsten gelehrten Thee unter seinem Couvert wiederfinden läßt — d'rauf aufmerksam gemacht: der König Lump ließe sich nicht verblüffen! Mehr war nicht nöthig, den Professor auf's Aeußerste zu reizen, mit unserem Helden anzubinden.

Kaum trafen sie sich einst in Bahrdt's Weinberge in großer Gesellschaft, so trat unser Professor auf den König Lump zu, faßte ihn am Rockknopf und sagte würdevoll: „Junger Mann, würden Sie meine Frau lieben können?"

Da schüttelte sich unser Freund, als hätte er das kalte Fieber — doch ohne Zaudern entfloh dem Gehege seiner klappernden Zähne das geflügelte Wort: „Vielleicht, hochverehrter Herr Professor, wenn die Wunder der Jungmühle nicht blos eine höchst amüsante Kindergeschichte wären!"

„Was würden Sie aber sagen, wenn dies Haus plötzlich einfiele?"

„Wie kann ein so altes Haus (mit einer höflichen

Verbeugung gegen den Professor) nur so pudelnärrische Einfälle haben!"

„Ich komme gestern von Berlin und habe meinen Koffer auf dem Bahnhofe steh'n lassen — nennen Sie das Zufall oder Schickung?"

„Verehrtester Herr Professor, wenn mir das passirt wäre und ich sagte es meinem Vater, so bekäme ich sicherlich die Antwort: „Junge, das ist mir ja eine ganz nichtswürdige Bummelei!""

Mit ziemlich langem Gesichte ließ der Herr Professor den Rockknopf unseres Helden los — und er hat ihn nimmer wieder angefaßt. Vielleicht trug die kleine Moralische à la Mrs. Kaudell, die der gute Professor am Abende im Allerheiligsten besah, das Ihrige dazu bei.

Der Triumph der ausschweifenden und einschweifenden Lumpen über diesen glorreichen Sieg ihres theuren Hauptes war groß — und weit, weit über die Gefilde der salzigen Musenstadt an der Saale hinaus dehnte sich der Ruhm des König Lump.

Dazu kam, daß man unserem Helden trotz seiner vielen leichtsinnigen Suiten doch nicht einen einzigen gemeinen Streich nachsagen konnte.

* * *

Da brach das Jahr 1848 herein. Es überraschte das deutsche Studentenleben so ziemlich in der breiartigen Verfassung des Chaos Ginungagap, bevor Alfadur die planlos in der Luft schwimmende wirre, schläfrige Masse durch seinen göttlichen Hauch auseinandergeblasen und streng geschieden hatte in die Nebelwelt Niflheim und in die funkensprühende Feuerwelt Muspelheim. Ein sehr entschiedener

Indifferentismus, der vielleicht nur noch durch den Todesgeruch des heutigen Studentenlebens überduftet wird, wucherte schon damals gar üppig auf den sogenannten Musensitzen.

Aber wie? . . . unser Studentenleben ein formloses Ginungagap? — und auf unseren heutigen Universitäten blüht doch der ausgeprägteste Kastengeist! Haben wir nicht hocharistokratische Corps mit den „nobelsten" Passionen — sich schroff gegenüberstehende Burschenschaften — Landsmannschaften in allen Regenbogenfarben und ein Heer von farblosen Finken und Kameelen?

Ja, Formen genug . . . aber der alte, echte, fröhliche, starke, belebende, einige Studentengeist ist uns nach und nach abhanden gekommen — — nur der Biergeist blüht üppiger denn je.

Ein sauberes, dickes Kollegienheft ohne Schwänze — oder ein ewiges Bummelleben aus einer unsauberen Kneipe in die andere, ein philiströser, allabendlicher Bier- und ein allnachmittäglicher Kaffeeskat — oder ein geschniegeltes Familienkneipen mit obligatem Süßholzraspeln, ein tägliches Frikassiren diverser immatrikulirter Gesichter — oder ein dumpfes Büffelleben . . . das erschien und erscheint noch heute nur zu vielen deutschen Jünglingen als die Höhe des Studentenlebens. Von der süßgeheimnißvollen Poesie des eigenartigen alten Studentenlebens — von seiner duftigen Blüte und kernigen Frucht haben sie keine Ahnung . . . Blüte und Frucht sind von dem Baum des Studentenlebens abgefallen — die Poesie des akademischen Jugendfrühlings ist dahin . . .

Da brausten die wilden Lenzstürme des Jahres 1848 mächtig daher — aufwühlend — erschütternd . . . So

bliesen sie auch das studentische Ginungagap an . . . und es schien wirklich, als wollte die breiartige, indifferente Masse sich regen und theilen: in das trübe Nebelreich — und in die lebensprühende Feuerwelt eines Geistes . . . Aber es war nur eine kurze, strahlende Fata Morgana . . . sie erblich wie ein süßer Frühlingstraum — — es war nur das geheimnißvolle süß berauschende Klingen der Memnonsäule in der träumerischen Morgendämmerung . . . Das verstummt ja beim Anbrechen des klaren, nüchternen, geschäftigen Tages!

Von Jena und Bonn aus ertönte das Wort: Ein neues Wartburgfest! . . . Laßt uns erringen, was unsere Väter anno 1817 erstrebten — laßt uns in diesen mächtigen Fluten der nationalen Strömungen auch eine nationale Reorganisation der Universitäten erwerben — laßt uns die alte, traurige Zeit, wo jede Studenten-Verbindung, ja jeder einzelne Student nichts weiter kannte, als ein eigenes Interesse und Streben, auf immer begraben — laßt uns Jünglinge unserem schönen, großen, zerrissenen, deutschen Vaterlande mit dem Panier voranleuchten: Ein einig, einig Volk von Brüdern!

Das Wort zündete auf allen deutschen Hochschulen — — und zu Pfingsten 1848 führten mächtige Eisenbahnzüge fast 1500 Studenten von Jena nach Halle, Leipzig und Bonn, Berlin und Wien, Breslau und Erlangen, Gießen, Göttingen, Greifswald, Königsberg, Marburg, München, Tübingen und Würzburg nach dem alten Eisenach . . . und wie vor dreißig Jahren ihren in fröhlichen Schaaren zu Fuß heranwandernden Vätern, winkte auch ihnen hoch vom Thurm der ehrwürdigen Wartburg eine schwarzrothgoldene Fahne leuchtend entgegen — öffnete auch ihnen das

gastliche Eisenach freundlich Herz und Thür, und der Erbgroßherzog von Sachsen-Weimar seine sagenumklungene Landgrafen- und Sängerburg. Die Gesellschaften „Erholung“ und „Klemda“ stellten den Musensöhnen ihre stattlichen Säle zur Verfügung, und die Eisenacher Polizei zog sich bis zum Verschwinden in sich selber zurück und überließ ihre Gewalt vertrauend den studentischen Festordnern mit den rothen Bändern am Arm — und ohne die geringsten Nachwehen.

Am Abende vor Pfingsten wimmelte der Eisenacher Markt, schon beim ersten Wartburgfest der tägliche Sammelplatz von Studenten und fröhlichen Eisenachern. Plötzlich gerieth dies gemüthliche Durcheinanderschieben und Begrüßen und Scherzen und Lachen in's Stocken — ein Student mit schwarzem Urwalde um das hübsche, listige Gesicht war auf die breiten Schultern zweier ausschweifenden Riesen-Lumpen geklettert und winkte anmuthig nach allen Seiten Schweigen . . .

„Hört! — st! st! — der König Lump will eine Rede reden — silentium!“ . . . und Aller Augen wandten sich erwartungsvoll der originellen Rednertribüne zu. . . . Mit dem nur ihm eigenen närrischen Pathos begann unser Held weit schallend:

„Hört, liebe Philister und laßt euch sagen,
Ein Meerwunder hat sich hier zugetragen:
Der berühmt'ste Student kam angewachsen
Direkt aus Halle, das liegt bei Sachsen,
Der König Lump ist er genannt,
Berühmt von Pommern bis Schwabenland,
Es ist ein jung unschuldig Blut,
Kleine Kinder und Talglicht er essen nicht thut,

Auch trinkt er eure Brunnen nicht aus,
Habt ihr hübsch viel kühl Bier im Haus:
Zwei Dutzend Schoppen, so lang es tagt —
Ein kleines Dutzend noch für die Nacht.
Er hat durchaus kein brummig Gemüth,
Der Carcer nur manchmal ihn brummen sieht . . .
Heran! heran! wer den Musterknaben.
Den durst'gen Gast im Hause will haben,
Heran! heran! heut blüht die Gunst:
Den König Lump kriegt ihr umsunst!"

Da trat ein ältlicher, stattlich gerundeter Herr mit wohlwollendem Gesichte und fröhlichen Augen, ein rosig blondlockig Jungfräulein am Arm, aus dem dichten Kreise der Zuhörer vor und sagte herzlich lachend:

„Topp! ich schlag ein, jung Saus und Braus!
Zog auch bemoost aus Hall' einst aus —
Komm mit in mein Philisterhaus.
Und werden Dir die drei Dutzend Bier
Zu viel — lieb Jung, ich helfe Dir!

Aber wie? was war das? hatte unser Held denn kein lustig Wort — keinen sprudelnden Witz auf diese gastfreundliche Einladung zu erwidern? . . . Unerhört! Erröthend wie ein Mägdlein aus der dritten Klasse der höheren Töchterschule, blöde wie ein in der Examenpredigt steckengebliebener Candidatus vor dem gestrengen Herrn Generalsuperintendenten und stumm wie ein begossener Pudel hinter der Küchenthür, kletterte der König Lump, Oberhaupt aller ausschweifenden und einschweifenden Lumpen, von seiner vierbeinigen Rednertribüne nieder, dienerte vor seinem Hospes und den blonden Locken wie ein Leichenbitter und stotterte endlich eine so fade Alltäglichkeit, wie

ein geborner Pomadenhengst — — daß die umstehenden treuen Lumpen mit traurigem Kopfhängen sich zum ersten Mal ihres Erzeugers ein Wenig schämten.

Freundlich führte der Herr Rath, eine in Eisenach allbeliebte Persönlichkeit, seinen Gast hinaus in sein schönes, anmuthig auf dem Wege nach der Wartburg gelegenes Gartenhaus. Seine Verlegenheit hatte unser Held bald überwunden, aber seine alte, tolle, lustige Laune wollte den ganzen Abend über nicht wiederkehren.

Natürlich hatten unseren König Lump keine national-studentischen Träume nach Eisenach geführt. Sein lustiges, leichtes Blut träumte überhaupt nicht. Und alle Studentenpolitik haßte er gründlich. Er hatte wohl den großen Demonstrations-Extrazug nach Berlin mitgemacht, den die Hallischen Studenten und sonstige große Politiker am Begräbnißtage der Märzgefallenen von der Eisenbahndirektion erzwangen — er war sogar mit der „Deputation der Hallischen Studentenschaft" in's Berliner Residenzschloß und bis vor den König gedrungen — — aber Alles nur, um — „den lustigen Schwindel mit zu ulken!" So machte er auch die wohlfeile Spritzfahrt nach Eisenach mit, begleitet von seinen getreuen Lumpen.

Der erste Pfingsttag ging den Studenten mit Spaziergängen in die wunderschönen Thäler und auf die erinnerungsreichen Berge um Eisenach hin, mit freundschaftlichen Zusammenkünften und Kneipereien. Die guten Lumpen fühlten sich aber sehr verlassen, ihr theures Haupt ließ sich in keiner Kneipe blicken . . . ja es ging unter ihnen das unheimliche Gerücht: König Lump kneipe bei seinem Herrn Rath Familie in Thee- und Erdbeerbowle . . . Schauderhafter Gedanke: der berühmteste Lumpier ein kommuner

Schniepel — Pinseler — Süßholzraspler — Glattschnäbler — — hu! sogar lauwarmer Theebruder, wie der erste beste obskure Finke und hungrige Schürzenstipendiat . . . Die armen Lumpen ließen traurig die Köpfe hängen — selbst das freie Eisenacher Bier schmeckte ihnen nicht . . . Sie hatten entsetzliche Ahnungen . . . und doch wagte sich Keiner in die Philistergrube, die den armen König Lump gefangen hielt.

Als ihr Kopf sogar am Abende in der allgemeinen, gemüthlichen Studentenversammlung in den Sälen der „Klemda“ nicht erschien, ward die ganze Lumpei so schwermüthig, daß sie ihren Jammer trotz der energischsten Biersündfluthen nicht fortspülen konnte. Ja, der Jammer ward sogar immer größer, daß zuletzt sämmtliche ausschweifende und einschweifende Lumpen brüderlich sich in die Arme sanken und bitterlich weinten. Einsichtsvolle und welterfahrene Zuschauer dieser rührenden Scene bemerkten einfach: „Die Lumpen haben den Jammer!“ Andere drückten sich etwas kräftiger aus: „Daß Dich der Kater beißt — die Lumpen haben das achtbarste heulende Elend!“

So viel steht historisch fest, daß die armen Lumpiers eine sehr böse Nacht mit Alpdrücken und rasendem Durst und entsetzlichen Träumen hatten. Kein Wunder, daß sie am andern Morgen noch ein Bild des Jammers — um ihren König Lump in der Philistergrube boten, als sie sich zum Festzuge um acht Uhr wieder auf dem Markte zusammenfanden. Selbst als ihr theurer Urheber wohlbehalten, wenn auch etwas bleich und niedergeschlagen, erschien, fühlten sie sich nicht weniger jammervoll . . . Der entsetzliche dicke Philister mit dem vollmondglänzenden, wohlwollenden Rathsgesichte hing klettenhaft an seinem Arm . . . und

Wunder über Wunder: König Lump hatte Scheere und Messer an seinen vielbeneideten Urwald um Kinn und Wangen gelegt und sah so blank und hübsch aus, wie ein Jungfräulein!

Der Eisenacher Marktplatz bot ein belebtes, farbenreiches Bild, als sich die 1500 Studenten zum Festzuge ordneten — noch viel farbenreicher, als an jenem sonnigen Octobermorgen anno 17 . . . War doch die Schönfärberei in den dreißig dazwischen liegenden Jahren reich an neuen Farben-Erfindungen gewesen — mögen auch die prächtigen studentischen Anilin-Couleuren und die allermodernsten Bismarck malade und Bismarck en colère erst unseren Tagen angehören.

Wie Sturmwind brauste Karl Follen's gewaltiges Burschenlied zum leuchtenden Frühlingshimmel auf:

„Brause, Du Freiheitssang,
Brause wie Wogendrang
Aus Felsenbrust!
Feig bebt der Knechte Schwarm!
Uns schlägt das Herz so warm,
Uns zuckt der Jünglingsarm
Voll Thatenlust!“

Das ewig junge, siegjubelnde Lutherlied: „Ein' feste Burg ist unser Gott“ — — das jenes erste Wartburgfest so mächtig wie Orgelklang durchrauscht hatte, war aus Rücksicht auf die vielen süddeutschen katholischen Festtheilnehmer vom Programm gestrichen. Und im langen, bunten Festzuge — mit jubelnder Musik und fliegenden Fahnen in den Farben der verschiedenen Studentenverbindungen ging's hinaus nach dem mit Laubgewinden und duftenden Maien pfingstfröhlich geschmückten Saal der „Erholung“. Auf den

Gallerieen des Riesensaales sah man viele alte Herren mit gespannter Theilnahme den stürmischen Studentendebatten folgen — vor dreißig Jahren hatten auch sie in Eisenach mit jungen Herzen und braunen Locken jugendstolze — himmelstürmende Träume geträumt. Da saßen der Geh. Hofrath Kieser aus Jena und der Graf Keller, der anno 17 die schwarzrothgoldene Burschenfahne getragen. Neben den alten Herren blühte ein reicher Kranz der berühmten schönen Töchter Eisenachs. Die schönste Blume aber war doch ein kaum halb erschlossenes, bescheidenes Monatsröschen, in dessen rosigem Kelch die Sonne noch kein Blatt gebleicht — kein Sturm gewüthet — kein Wurm genagt. Es war Anni, das Töchterlein unseres fröhlichen Raths, dessen wohlwollendes Gesicht neben ihr wie eine voll aufgeblühte Päonie leuchtete.

In einer fernen, gegenüberliegenden Ecke des Saales, fast versteckt von einer Säule, saß still und wie theilnahmlos König Lump. Er hatte den Kopf hintenüber an die Wand gelehnt und die Augen halb geschlossen. Auf seinem hübschen Gesicht lag ein glückliches Sonnenlächeln — wie bei einem träumenden Kinde auf dem Mutterschooß. Träumte unser Held — vielleicht zum ersten Mal wieder so kinderglücklich, wie damals, wo auch er als ein unschuldig Kind am Mutterherzen ruhte? — Er wußte es selber nicht — ihm war nur so leicht, so heimatselig, immer und immerfort unter dem Schleier der langen, schwarzen Wimpern hinaufschauen zu können nach jener Gallerie, wo Pfingstrose und Monatsröslein und noch so viele viele — herzlich gleichgültige Blumen glühten. Von dem, was um ihn her geredet und — geschrieen wurde, hörte unser Held kein Wort . . . Und doch wurden die Debatten immer stür-

mischer. Gleich am Anfange der Versammlung hatten sich, wie in jedem regelrechten Parlament, eine entschiedene Rechte und eine entschiedene Linke und ein sehr unentschiedenes Centrum gebildet. Auf der Rechten saßen die aristokratischen Corps, besonders aus Halle, Jena und Leipzig, die altburschenschaftlichen Germanen und Teutonen, der Hallische Wingolf — — auf der Linken progressistische Corps und Burschenschaften, viele Finken und Landsmannschaften — und in der schönen Mitte unsere Lumpei und sonstige leichtlebige Leutchen, die nur des Vergnügens wegen nach Eisenach gespritzt waren, das ganze parlamentarische Beiwerk dieses Massen-Kommerses entsetzlich langweilig fanden und nur nothgedrungen mit in den Kauf nahmen.

Schon die erste Frage: Erhebung der deutschen Universitäten zu Nationalanstalten, Einziehung und Verwaltung des sämmtlichen Universitätsvermögens durch den Gesammtstaat Deutschland! — rief die heftigsten Stürme hervor und drohte die Versammlung zu sprengen. Es wurde geschrieen, gezischt, getrommelt, gepfiffen, gescharrt . . . gerade wie es in allen regulären parlamentarischen Versammlungen zugeht. Der Präsident, Studiosus Lang aus München, schrie sich heiser und mußte endlich doch die Sitzung auf eine Stunde vertagen, um die Ordnung einigermaßen wieder herzustellen. Graf Keller sprach von der Gallerie für Abschaffung der akademischen Gerichtsbarkeit. Von andern Seiten kamen die wunderlichsten Vorschläge zum Vorschein. So verlangten Bonner Studenten in allem Ernst: Aufhebung sämmtlicher theologischen Fakultäten! Schließlich nahm die Studentenschaft in vier bewegten Sitzungen am 12., 13. und 14. Juni folgende sofort

durch drei Deputirte an die Frankfurter Nationalversammlung überbrachte Adresse an:

„Die allgemeine deutsche Studentenversammlung auf der Wartburg hält eine Umgestaltung der Universitäten für dringend nöthig und legt ihre diesfallsigen Wünsche Einer hohen deutschen Nationalversammlung zur baldigen Erledigung vor.

„Die Universitäten sollen Nationaleigenthum werden.

„Das Vermögen der einzelnen Universitäten soll vom Gesammtstaate eingezogen werden. Dieser bestreitet ihre Bedürfnisse. Die Oberleitung übernimmt das Unterrichts-Ministerium. Im Einzelnen wird das Prinzip der Selbstverwaltung anerkannt.

„Unbedingte Lehr- und Hörfreiheit. Die Universitäten sollen die ganze Wissenschaft vertreten und nach diesem Prinzip die Lehrfächer vervollständigt werden. Jede Fakultätssonderung hört auf.

„Die einzelnen Staaten sollen den Bundesbeschluß über Aufhebung der Ausnahmegesetze seit 1819 sofort in Wirksamkeit treten lassen.

„Absolute Aufhebung aller Exemtionen in der Gerichtsbarkeit.

„Betheiligung der Studirenden bei der Wahl der akademischen Behörde und bei Besetzung der Lehrstühle.

„Zur Erlangung eines Staatsamts soll Universitätsbesuch nicht mehr erforderlich sein.

„Dieses sind die Wünsche, die wir der hohen National-Versammlung zunächst und vorläufig vorzulegen beschlossen haben; die übrigen Punkte haben wir einer studentischen Versammlung von Vertrauensmännern empfohlen, welche die weitern Bedürfnisse der deutschen Studentenschaft festzustellen hat.

„Im Namen der deutschen Studentenversammlung auf der Wartburg.

„Eisenach, den 14. Juni 1848.

„Der Präsident Stud. Lang aus München."

Inzwischen hatte sich aus allen Festtheilnehmern ein Studentenparlament konstituirt. Dieser „Gesammtausschuß der deutschen Studenten" — sechzehn Universitäten waren durch einhundertundein Köpfe vertreten — erkannte die vorstehenden Punkte an und fügte in sechs Sitzungen noch folgende hinzu:

„Alle Examina seien künftig öffentlich und unentgeltlich.

„Abschaffung der lateinischen als der offiziellen Universitätssprache.

„Fortfall aller Examina während der Studienzeit, mit Ausnahme der Stipendien-Examina.

„Aufhebung des philosophischen Examens und des Promotionszwanges in der medizinischen Fakultät. Nur von der Universität unabhängige, theoretisch und praktisch bewährte Männer sollen examiniren.

„Aufhebung des Gymnasialzwanges für den Besuch der Universitäten.

„Wegfall der Kollegienhonorare und feste Besoldung der Dozenten vom Staate.

„Vereinigung aller deutschen Universitäten zu einer Studentenschaft. Jeder Student ist Bürger aller Universitäten. Diese Einheit findet ihren Ausdruck in dem aus Abgeordneten sämmtlicher Studenten bestehenden Gesammtausschusse und in der vorörtlichen Centralbehörde. Jeder akademische Bürger ist wählbar und jede Universität sendet je einen Abgeordneten vom Hundert ihrer Studenten. Es

gilt das Prinzip der Urwahlen. Der Gesammtausschuß versammelt sich alljährlich und erwählt für das nächste Jahr einen Vorort. Dieser ernennt aus sich die vorörtliche Centralbehörde von mindestens sieben, höchstens fünfzehn Mitgliedern und kann in dringenden Fällen, auf Antrag von drei Universitäten, den Gesammtausschuß außerordentlich einberufen. Diese vorörtliche Centralbehörde stellt den einheitlichen Mittelpunkt der deutschen Studentenschaft dar. Doch giebt sich jede einzelne Studentenschaft selbst ihre Gesetze und übt deren Gewalt in Generalversammlungen aus."

Zum Schluß wurde noch ein Manifest an die deutschen Studenten angenommen, das ihnen die vorstehenden Beschlüsse verkündete und jubelte: daß nach dreißigjährigem Schlaf endlich der mittelalterliche Romantizismus unseres Studententhums glücklich über Bord geworfen! — und mahnte: fleißig mit an dem Bau Eines freien, einigen Deutschlands arbeiten zu helfen!

So endete am 16. Juni 1848 das zweite studentische Wartburgfest.

Verrauschte das erste wie ein schöner, duftiger Frühlingstraum — so verklang das zweite wie ein buntes tolles, berauschendes Märchen, in der Sommernacht erzählt . . . Man weiß beim Erwachen am andern Morgen kaum, ob man darüber lachen oder — weinen soll.

* * *

Das war der geschäftliche Theil des zweiten Wartburgfestes. Natürlich fehlte aber auch nicht das Vergnügen. Das sprühte am lustigsten am Nachmittage des zweiten Pfingsttages im Marienthale. Dies liebliche Fleckchen Erde

bot ein überaus lachendes, farbenreiches, belebtes Bild. Hoch auf einem Hügel ein jubelndes Musikcorps — und den grünen Abhang hinab Gruppen von fröhlichen, singenden, scherzenden Studenten und wieder jung gewordenen alten Philistern um sprudelnde Fässer . . . und drunten auf dem grünen Platz vor der lustigen Wirthschaft „Phantasie“ hüpfende Tanzmusik. Bruder Studio dreht sich dort mit den zarten Schönheiten Eisenachs in zierlichen Windungen oder schwenkt die frischen, blitzäugigen Kernmädl der waldigen Ruhl im tollen, übermüthigen Wirbel, daß die kurzen Röcke und die rothseidenen Kopftücher fliegen . . .

Aber wo ist unser lustigster Freund — der König Lump? Sein runder Herr Rath sitzt in Hemdärmeln mitten unter den trinkenden, jubelnden Studenten am Bergabhange und sein schönes, rosiges Töchterlein dreht sich zierlich und fröhlich wie eine Bachstelze im Tanze. Nur läßt sie oft das helle Auge wie suchend über die verschiedenen Studentengruppen gleiten und schüttelt dann jedesmal ein wenig unwillig das feine Köpfchen. Ja, garstiger König Lump, ist das Raison, nicht einen einzigen kleinen Hopser an Deines wohlwollenden Wirths Töchterlein zu wenden? — oder, kannst Du etwa nicht hopsen? — Du Aermster!

Die ganze getreue Lumpei ist großer Unruhe — sie kann noch immer keinen rechten Reim zu dem „höchst sonderbaren“ Benehmen ihres verehrten Urhebers finden. Den ganzen Morgen saß er in der Klemda wie ein träumender Spatz, mit einem langweiligen Lächeln um den glattrasirten Schnabel und konnte nicht Piep! sagen . . . und jetzt, wo doch der Hauptjux des ganzen Schwindels ist, verschwindet er spurlos . . . Die armen Lumpen fangen

an, sich ihres großen Königs ernstlich zu schämen. Dabei suchen sie ihn aber wie eine Stecknadel . . .

Endlich finden sie ihn hoch auf einer Anhöhe, die das ganze Thal beherrscht, unter jungem Gebüsch versteckt. Die Arme auf das Knie und den Kopf in die Hände gestützt, sitzt er da und schaut unverwandt auf den grünen Tanzplatz hinab, von dem die Musik so fröhlich herauftönt. Er hört die Freunde nicht einmal kommen — erst als Einer ruft: „Bei meiner Großmutter Nachtmütze, da hockt er und brütet Grillen aus — Lumpenkönig, welcher Kobold reitet Dich, daß Du seit gestern wie ausgetauscht bist? . . . Du trinkst nicht — Du ulkst nicht — Du tanzst nicht — Du liebelst nicht — und sitzst hier jetzt wie ein sentimentaler Ladenschwengel: „Wenn ich ein Vöglein wär' . . ."

Da springt König Lump auf, wie aus einem Traum, und schaut sich heftig und verstört um und in seinen Augen blitzt es feucht — und wie er sich wild schüttelt, da fallen aus den Wimpern große, schimmernde Tropfen in's Gras . . .

„Jungens, das ist lustig, unser ehrwürdiger Vater sitzt hier und plinſ't wie ein altes Spittelweib, das ihre einzige Stopfnadel verloren hat — ich glaube gar, der Kerl hat den Moralischen Jammer . . . So vernimm denn, heulen- und zähnklappernder Greis, daß Deine vieltheuren Söhne sich ihres Urhebers gründlich schämen — geh' hin an das nächste Faß und bessere Dich oder wir sagen uns mit kindlicher Entrüstung los von Dir . . ."

„Kerls, ich hab's", lacht ein anderer Lump — „er will in den theetrinkenden Wingolf einspringen und beweint hier, wie sich's schickt, vorher seine Biersünden!"

„Nein, Herrens, ihr Alle wißt den Quark davon — so höret denn das große Wort gelassen an: König Lump ist ernsthaft und tugendhaft — verliebt!“

Ein homerisches Gelächter belohnt diesen Witz . . . und am lustigsten — ja, entsetzlich lustig lacht der König Lump selber darüber, daß sich sein hübsches, sonst so fröhliches Gesicht wild verzerrt und seine helle Stimme heiser gellt: „Liebe? ha! ha! welcher Lump glaubt an Liebe? — Lumpen glauben nur an Weiber — lustige Weiber ohne Herzen . . . Alles, was die gebildeten Philisterseelen so süß und zart Liebe nennen, ist Blech, das „quanteste Blech“ — und nochmals Blech . . . Hurrah! es leben die Lumpen und Weiber und die einzige wahre Lumpenliebe . . .“

„Bravo! liebster Junge — jetzt erkennen wir wieder unsern alten, hochverehrten Lumpenvater — doch nun komm' und sei lustig und trink' und tanz' — die Mädel aus der Ruhl sind famos und gar nicht zimperlich — echtes Studentenblut!“

„Ja, lustig, lustig bis auf die Neige — das ist ja Lumpennatur . . .“ und dann singt der arme Lumpenkönig, auf die Tanzenden hinabweisend, mit heiseren Tönen:

„Juch! wer des Lebens Unverstand
Mit Wehmuth will genießen,
Der nehm' sein Mädel an die Hand
Und strample mit den Füßen!
Und wer des Lebens Wehmuth will
Mit Unverstand genießen:
Auch der verhalte sich nicht still,
Er strample mit den Füßen!“

Hussa! wie die wilde Jagd geht's den Berg hinunter auf den grünen Tanzplatz und unser Held ergreift die erste

beste Ruhlaerin und rast wie toll über den Rasen dahin — und dann nimmt er eine andere in den Arm und so fort . . . Und in den Pausen stürzt er Glas auf Glas kühles Bier und siedenden Grog hinunter . . . König Lump, siehst Du denn gar nicht, wie zwei bange, blaue Mädchenaugen Dir so traurig folgen? — Willst Du denn nicht ein einziges Mal mit dem Töchterlein Deines Hospes tanzen — schon des Anstandes wegen?

„Pah! Anstand — was weiß ein Lump von Anstand! — Ein Lump tanzt nie mit einem Florbesen — — Küchenbesen! Küchenbesen! heißt die Lumpenparole . . . Die Hand, die Samstags den Besen führt, wird Sonntags am besten Dich karessiren . . . war schon Goethe's Studenten-Regel.

Plötzlich ist der lustigste aller Lumpen wieder verschwunden. Jetzt aber sind seine würdigen Söhne nicht traurig und beschämt über ihren Urheber — sie sagen lachend zu einander: „Was ihm vorhin nur für ein Rappel in die Krone gestiegen war? Ein verfluchter Kerl bleibt er doch . . . und Ruhla's Besulein sind wirklich verdammt hübsch und appetitlich . . .

Und draußen — tief im schönen, duftigen Frühlingswalde irrt wild erregt ein Jüngling umher — sein todtblasses Gesicht zuckt im wahnsinnigen Schmerz — seine trockenen Augen glühen irr — sein Athem keucht . . . Vernichtet wirft er sich auf die Erde und drückt krampfhaft das brennende Gesicht in das thauige Gras und stöhnt qualvoll: „Zu spät — zu spät — für alle Ewigkeit zu spät . . . O wär' ich todt — todt und begraben . . . ich elender, verkommener — verlorener Lump — Lump! . . .“

* *
*

Am andern Morgen zieh'n die Studenten vom Eisenacher Markt aus im festlichen, fröhlichen Zuge, geschmückt mit frischen Maienzweigen und leuchtenden Blumen im Knopfloch, mit jubelnder Musik und wehenden Fahnen hinauf zum brüderlichen Riesencommers auf die Wartburg, den neu geschlossenen Bruderbund der gesammten Studentenschaft Deutschlands würdig mit edlem deutschen Gerstensaft zu weihen. Hei! wie lustig ist da der König Lump — der übersprudelndste und durstigste und witzigste von Allen — nur etwas bleich sieht er aus und in den eingesunkenen Augen glüht es verzehrend . . . Und am lautesten lacht König Lump über seine eigenen Witze — das klingt oft erschreckend lustig — wie das gelle Lachen eines Wahnsinnigen. Dann sitzt er plötzlich wieder still und in sich versunken unter dem allgemeinen lärmenden Jubel da, als hörte und sähe er nichts von Allem, was rings um ihn her vorgeht . . . Sein Gesicht wird noch blasser — gespenstisch bleich und düstere Schatten von tiefstem Weh liegen auf der sonst so wolkenlosen Stirn und den hellsten Augen . . . Aber ein gebrülltes: „Lumpenkönig, ich komme Dir diesen schäbigen Ganzen . . .

Vivant omnes virgines,
Faciles, formosae,
Vivant Ruhla's Besulein,
Florent wie die Röslein,
Et sunt non spinosae!"

— und ein derber vielsagender Rippenstoß lassen den Träumer schnell wieder zur fieberhaften — wahnsinntollen Lustigkeit aufschrecken . . . Bravo! welch' ein kostbarer, satirischer Hampelmann ist König Lump, wie er, angethan mit einer

alten stählernen Rüstung aus der reichen Waffenkammer der Wartburg, unter den zahlreich auf dem Burghofe trinkenden Burschen erscheint, auf dem Helm eine lange, weißbaumwollene Nachtmütze, in der einen Hand eine Kleinkinder-Ruthe, in der andern ein schäumendes Bierkännchen: „Vielgeliebtes Volk! Dies trinken wir für euch Alle — Wir, Deutschlands neuester Kaiser, das echteste Angstprodukt der siebenzehn Vertrauensmänner . . ."

„O weh! der Bierstoff ist all!" jammerte es durch die alte Burg.

„Ruhig, vielgeliebte und vielliebende, vieltrinkende und viel — getrunkene Landeskinder — Euer Kaiser läßt euch nicht verdursten — schon aus uneigennütziger Fürstenpolitik:

So lange Deutschland trinkt, ist es ja zahm — geduldig . . .
Der Kaiser schafft euch Bier — ihr zahlt's — und er bleibt's schuldig!"

Und auf dem hoch mit leeren Biertonnen beladenen Eselfuhrwerke des Burgwirths rollt unser Held, auf der größten Tonne reitend, stolz den Burgberg hinab nach Eisenach zu.

Das Bier kam wohlbehalten auf der Wartburg an — aber ohne den König Lump.

* * *

Die schöne Pfingstsonne will sacht untergehen. Im glühroth goldigen Lichte leuchtet die alte, graue Wartburg mit der flatternden Burschenfahne zwischen dem saftigen Baumgrün des hohen Berges freundlich mild in das liebliche Thal nieder. In einem schönen, lauschigen Garten vor der Stadt Eisenach, in dem Thal nach der Wartburg zu,

sitzen unter alten, blühenden Fliederbüschen ein junges Mädchen, schön und frisch, wie eine Blume, auf der noch der Morgenthau perlt — und ein Student, bleich wie ein welkes, abgefallenes Blatt . . . Sie sprechen kein Wort — sie sehen sich nicht einmal an — sie schauen hinaus in's Leere. So sitzen sie nun schon lange neben einander — seit der fröhliche Vater in's Haus abgerufen wurde. Der hatte den Studenten auf der Straße getroffen und mit in den Garten genommen. Fast willenlos war er dem alten Herrn gefolgt. Und jetzt ist ihm zum Sterben weh um das von tausend Zweifeln und Qualen zerrissene Herz. Sein ganzes bisheriges Leben liegt vernichtet vor ihm da — hat er's doch selber im trägen Müßiggange — im Taumel wüsten Leichtsinns mit eigenen Füßen zertreten. Erst seit drei Tagen ist's wie Schuppen von seinen Augen gefallen, der tolle Traum ist aus . . . Aber das Erwachen kommt zu spät — zu spät — auf ewig zu spät . . . O, das Wort schrillt furchtbar durch eine junge Menschenseele, die — zum ersten Male mit reiner Inbrunst liebt — und nicht mal mehr hoffen kann . . . Und wie der bange Ton einer zerspringenden Harfensaite klingt es unbewußt über seine Lippen: „Ja, zu spät — es ist Alles zu spät . . .“

Was war das? — ein Seufzer — ein leises, klagendes Schluchzen aus einer jungen Mädchenbrust? . . . als Antwort auf den schrillen Harfenton? Verwirrt schaut der Student auf — in ein banges, süßes Gesicht, von brennendem Purpur übergossen — und in ein tiefes blaues Auge . . . Drin quillt es silberhell, bis das quellende Naß den langen Wimpern zu schwer wird und große, leuchtende Thränen langsam über die Wangen niederrollen.

... Da wird ihm so wunderbar um das schwellende Herz, so wohl und so weh zugleich, wie noch nie — und er weiß selber nicht, was er thut, aber er ergreift ihre heißpulsirenden Hände und schaut ihr tief in die schwimmenden Augen und schluchzt: „O mein Gott — wär's am Ende doch nicht zu spät — zu spät zur Umkehr? Anni — Kind, sag, kannst Du mir verzeihen — mein ganzes bisheriges, verlorenes Leben — um meiner reinen, unendlichen Liebe willen? Könntest Du mich wohl einst nur ein wenig so wiederlieben — nein, nicht jetzt — nach Jahren, wenn ich wiederkomme, als ein Anderer? ... Kind, willst Du mir helfen mit Deiner Liebe, dieser Andere zu werden?"

O, wie so angst- und liebevoll er ihr in das zitternde Gesicht schaut — — sie kann vor Schluchzen kein Wort erwidern. Aber durch ihre immer reicher quellenden Thränen hindurch blitzt ihn ein wunderheller Strahl an von jener unendlichen Liebe, die Alles verzeiht — Alles überwindet ...

Da jubelt er nicht hell auf — er bricht vor ihr in die Knie und birgt seine strömenden Augen in ihre heißen, zitternden Hände ... Seine Brust ist ihm zum Springen voll ... Nur Thränen — Thränen, wie sie sein Herz seit vielen, vielen Jahren nicht geweint, seit er — ein unschuldig Kind — für ein zerbrochen Kinderspielzeug am Mutterherzen Trost suchte, thun ihm jetzt so wohl ... Und sie — sie beugt sich über ihn und lehnt ihre Stirn an seine schwarzen Locken — und ihre Thränen fließen zusammen ...

So weinen sie lange still vor sich hin.

In diesen Minuten wird ein neuer Mensch geboren!

Diese Thränen waschen viele, viele Jahre voll Sünde und Leichtsinn und Schuld fort!

Und dann steht er vor ihr: so hoch — so muthig — so freudig — so lebensernst: — ein Anderer! „Hab' Dank, Kind, daß Du mich nicht verloren gabst — ich wär' dann wohl noch schneller den Abgrund hinabtaumelt. Willst Du auch ferner an mich glauben, wenn auch noch Jahre drüber hingehen sollten, ehe ich wiederkommen und Dir für diese Stunde mit meinem ganzen Leben danken darf? Ja, ich weiß es, Jahre voll harter Arbeit und Entsagung liegen vor mir — aber ich weiß auch, Anni, Deine Liebe wird mir Kraft geben, auszuharren und muthig zu kämpfen — und zu siegen! Willst Du mir vertrauen, Anni, — willst Du auf mich warten?"

Wie ein vertrauendes Kind schaut sie zu ihm auf, glücklich lächelnd — und ihr Auge spricht noch deutlicher, als ihr Mund: „Ja, ich glaube an Dich!"

„Hab' Dank, Kind, für dies Wort — es soll nicht verloren sein!" — Und sanft und liebevoll wie eine Mutter nimmt er den schönen Mädchenkopf in beide Hände und drückt einen langen, innigen, keuschen Kuß auf die reine Stirn . . . „Gott segne Dich, Anni! — Jetzt laß mich zum Vater gehen, ich muß ihm viel — Alles sagen!"

* * *

Am andern Tage verließen, bis auf das Studenten-Parlament, die meisten Studenten das gastliche Eisenach. Unter den letzten war natürlich unsere Lumpei. Das Eisenacher Bier schmeckte ja so köstlich kühl und — wohlfeil. Mit sittlicher Entrüstung hatten die Lumpen es empfunden, daß ihr König auf dem großen Wartburgkommers

so schmählich „abgefallen" war. Vergebens suchten sie ihn am andern Morgen in allen Kneipen Eisenachs. Niemand hatte den Lumpenkönig gesehen. Da überwanden die beiden muthigsten Lumpen ihre Abneigung gegen alles Familienschniepeln, und wagten sich in die Philistergrube, um nachzufragen. — „Der Herr ist schon mit dem Frühzuge abgereist!" sagte ihnen der runde Herr Rath mit durchaus nicht wohlwollendem Gesichte ziemlich frostig. Erröthend wandte sich das Fräulein ab und schaute aus dem Fenster. Die armen Lumpen trauten ihren Augen und Ohren kaum: . . . ihr Urheber abgereist ohne seine getreue Lumpei — ohne einen Abschiedsgruß — und sein sonst so fideler Philister borstig, wie ein grönländischer Eisbär? Es war eine ziemlich klägliche Retirade aus der Philistergrube. Ganz zerschmettert fühlten die armen Lumpen sich aber, als sie, sogleich nach der Ankunft in Halle en masse auf die Bude ihres Königs gerückt, seine Hekuba aus ihrem Bett hervorbellen hörten: „König Lump ist mit dem Nachmittagszuge abgereist und hat nicht mal sagen wollen, wohin — hat auch nicht den kleinsten Zettel für seine Freunde zurückgelassen, nein — nein, keinen Gruß . . . Aber was das Wunderbarste, er hat seinen starken Hauspump bis auf den letzten Pfennig in blanken Thalern bezahlt . . . Und er kommt nie — ja, das sind seine leibhaftigen Worte — nie wieder nach Halle . . . Kaum hätte ich ihn wiedererkannt, so still und ernst und blaß war er, und er hat gar nicht geflucht und gezankt und mich nicht ein einziges Mal seine bellende Hekuba genannt, wie doch sonst in seiner drolligen Art so oft . . . Und dies Alles ist mir so in die Glieder gefahren, daß ich mit Kamillenthee und Rum zu Bett gehen mußte . . ."

Wie versteinerte Salz-Lottiaden standen die armen Lumpen da und ließen Hekuba's unaufhaltsam dahinströmendes Bellen über sich ergehen . . . Dann stürzten sie verzweiflungsvoll in den nahen „Krummen Finger" und erst durch unzählige Bieraufgüsse kamen sie einigermaßen wieder in eine passable Lumpenverfassung und zuletzt sogar in einen rührenden Jammer hinein . . . Sie konnten gar nicht müde werden, sich wehmüthig immer wieder zu umarmen und zu schluchzen: „O, unser armer, großer König Lump — er hat das große Loos gewonnen und ist drüber verrückt geworden!"

Am andern Tage erzählte der kleine Bierkellner des „Krummen Finger" — Jean Petit Piccolo seinem Kollegen und Busenfreunde Kolibri vom „Blutigen Knochen" triumphirend: „Gestern Abend habe ich der ganzen Lumpei aber einen heidenmäßigen „Jammer" angezapft!"

Lange hörte man in Halle von dem verlornen König Lump kein Wort. Die guten Lumpen betrauerten ihn rechtschaffen mit vielen, vielen Bierthränen — aber doch nicht ohne ein wenig Hoffnung: Wie der Phönix aus seiner Asche, werde der große König eines Tages in strahlendster Lumpenhaftigkeit wieder in der Salzstadt an der Saale auftauchen und die kopflose, von ihrer ruhmvollen Höhe immer tiefer herabsinkende Lumpei zu altem Glanz und zu alter lustiger Herrlichkeit führen. — — Sie hofften auf ihren König Lump, wie Deutschland Jahrhunderte lang auf seinen Kaiser Rothbart . . .

Da ging eines Tages die Trauerkunde durch die Lumpei und durch ganz Halle: „Der König Lump sitzt in der Kameelstadt Berlin Tag und Nacht bis über die Ohren zwischen medizinischen Büchern und büffelt wahrhaft haar-

sträubend." — Ein Lumpier hatte ihn auf einer Spritze zufällig unter den Linden getroffen und eine so entsetzliche Moralische für sich und die ganze Lumpei mit auf den Weg bekommen, wie von einem leibhaftigen Wingolfiten...

Da erst wußte die arme Lumpei, daß sie ihren großen Urheber verloren hatte — für immer! Sie hoffte nicht mehr auf die Wiederkehr alter lustiger Glanzzeiten . . . Sie lag in den letzten Zügen. Ihre Kopflosigkeit und innerer Zwiespalt hatten sie dahin gebracht. König Lump mit seinem Witz und seiner Unerschöpflichkeit von guten Einfällen fehlte ihnen jede Stunde. Aber nicht ruhmlos — Glied um Glied wollte die Lumpei dahinsterben — sie wußte, was sie sich, was sie ihrem Vater schuldig war.

Eines Abends kamen die Lumpen mit den feierlichsten Gesichtern im „Blutigen Knochen" zusammen. Auf der Kneiptafel standen zwei Lichter mehr als sonst. Alle Brüder waren mit den Symbolen geschmückt, durch die ihr unglücklicher Urheber sie einst in ihrer glorreichen Geburtsstunde eigenhändig zu ihrer farblosen ausschweifenden und einschweifenden Lumpenschaft geweiht hatte. Sie fühlten sich so angegriffen von ihren Gefühlen, daß sie eine ganz außergewöhnlich große Bierstärkung zu sich nehmen mußten, ehe sie an den ergreifendsten Aktus des Abends gehen konnten. Endlich erhielt der kleine Kolibri einen Wink, und er stellte eine Schale mit brennendem Spiritus auf die Kneiptafel, streute zwei Hände voll Salz hinein — und das Opferfest begann. Hu! wie gespenstisch bleich die armen Lumpen aussahen, fast in mattem Blaugrün schillernd, als sie nun Alle im düstern Schweigen an die Flamme traten, die farblosen Ordensbänder vom Halse nahmen und diese letzten spärlichen Rudera von einstiger

Herrlichkeit in den brennenden Spiritus senkten . . . Wehmüthig nahmen sie die alten, lieben, lange nicht gebrauchten und arg verstimmten Lumpeninstrumente von Pappe und Papier, Glas und Holz, Blech und Pferdehaaren zur Hand und fidelten und tuteten, hämmerten und kratzten, brummten und heulten und stampften eine schauerliche Trauermusik. Dann weihten sie auch diese Instrumente von der Erfindung des armen, jetzt — o Jammer! — büffelnden König Lump dem Feuer . . . Heu! wie das in dem Spiritus knisterte und knasterte, schrillte und ächzte . . . Düster — geisterhaft schaute die Lumpei in die blaue Flamme . . . Noch ein jähes Aufflackern . . . ein kurzes, müdes Züngeln . . . und die Brüderschaft der ausschweifenden und einschweifenden Lumpen war nicht mehr!

Aber ihrem Andenken wurden in einem verschwiegenen Hinterstübchen des „Blutigen Knochen" wahre Hekatomben von Bierstoff und Schweizerkäse und Salzbretzeln geopfert . . . und reichliche Bierthränen flossen ihr nach bis an den hellen Morgen . . .

Der kleine Kolibri war am andern Tage noch tief gerührt und vertraute seinem Busenfreunde Jean Petit Piccolo vom „Krummen Finger" an: er habe schon manches heulende Elend erlebt — aber ein solches, wie diese Nacht, doch noch nicht!

Die aufgelösten Lumpen waren natürlich sehr trostbedürftig. Sie sprangen Hals über Kopf in verschiedene der 7 × 7 Couleuren des deutschen Studentenregenbogens ein. Man sagt, sie hätten dort auch Trost gefunden.

So kommt es, daß — wenn auch die farblose Studenten-Brüderschaft der ausschweifenden und einschweifenden

Lumpen zu Grabe getragen ist, das Geschlecht der lustigen und traurigen, ausschweifenden und einschweifenden Lumpen nach der Façon unseres Königs Lump unter allen Studenten-Couleuren als eins der weitverbreitetsten bis auf den heutigen Tag gar üppig fortblüht . . .

Den König Lump hat man nie wieder in Halle gesehen — — aber seine Thaten sind unvergessen in den lustigen Philisterherzen alter Hallenser von anno 47 und 48.

* * *

Vor wenigen Wochen machte ich eine köstliche kleine Fußtour durch die schönen schlesischen Berge. An einem duftig frischen Juniabende — es war der dreizehnte des wonnigen Monats der Nachtigallen und Rosen — schritt ich fröhlich einem der kleinen reizenden Städtlein zu, die so sauber und traulich am Fuß des Riesengebirges, halb noch zwischen den Bergen, halb vom grünen Gebüsch versteckt liegen. Dort wollte ich mein Haupt und meinen Wanderstab für die Nacht zur Ruhe legen. Von dem Städtlein war noch nichts zu sehen, als die rothe Kirchthurmspitze über dem frischen Baumgrün und ein weißes, zierliches Häuschen, mit buntem Schiefer gedeckt und ganz von blühenden Schlingpflanzen überzogen — bis über die geschnitzten Erker. Eine breite Veranda, die schlanken Säulen von rothglühenden Flatterrosen und duftendem Gaisblatt umrankt, dehnte sich weit in den lauschigen Garten. Dieser zog sich mit seinen grünen Gängen und weinbepflanzten Terrassen sacht zu den Bergen hinauf. Hoch oben blinkte ein weißes Gartenhäuschen, liebliche Fernsichten verheißend, zwischen Weinpflanzungen lockend hervor.

An der Decke der Veranda hing eine rothe Ampel

und goß ein magisches Licht über weiße Gypsstatuen und über die grünen Ranken und die brennenden Rosen. Tellerklappern und helle, lachende Kinderstimmen verriethen, daß soeben das Abendbrod einer frohen Familie beendet. Wie dies Alles den Fremdling so traulich anheimelte! Ich ging unwillkürlich langsamer an der Gartenhecke entlang.

„Bitte, Papachen,“ tönte eine frohe Knabenstimme — „heute Abend ein Hallisches Studentenconcert, Du hast es uns ja schon so lange versprochen und wir haben alle Instrumente zusammengeschleppt — Papa bläst die große Papierposaune und schlägt mit der Hand den Takt, — Mama singt auf dem Kamm und dann in der Mitte ihr schönstes großes Kammsolo: die Lorelei, — Großväterchen brummt wie ein Bär — das kann Niemand so gut, wie er, und schlägt mit den Händen die Kesselpauke und bindet sich um den Hals das Schlittengeläute Nebukadnezar's, — klein Anni bläst auf der Mundharmonika und Trudel kreischt mit dem Korken auf der Käseglocke und Friedel, Rick, Paul und ich blasen auf unseren Weidenflöten, die Großchen und ich uns heut geschnitzt haben, und fiedeln und trommeln . . . und Väterchen, daß Du nur ja nicht das Miau vergißt, das macht den meisten Effect, und es ist gar zu lustig, wenn unser großer Peter dann anspazirt kommt und auch sein Miau dazu sagt . . .

„Ja bitte, bitte, Väterchen — süßes Papachen — goldenes Großchen — liebstes Mütterchen . . .“ bitten und betteln ein halbes Dutzend helle Kinderstimmen schmeichelnd durcheinander — Hallische Studentenmusik — hurrah!“

„Ha! ha! ha! — also ihren alten, ehrwürdigen Großvater will die saubere kleine Gesellschaft wieder zum Brummbär und obenein noch zum Nebukadnezar machen —“ lacht

eine fröhliche alte Stimme, und ein Stuhl knickt und knackt, als lachte er unter seinem gewichtigen Besitzer vor großer Lustigkeit in allen erschütterten Fugen mit — „na, so hängt mir denn Nebukadnezar's Schlittengeläut mal wieder um den alten, morschen Raths=Nacken, ihr närrischen Kerls!"

„Ja, Großpapachen, Du hast die Jungens in Grund und Boden verwöhnt!" sagt eine sanfte, liebevolle Frauenstimme.

„Laß gut sein, Anni, unsere kleinen Wilden sind doch die prächtigsten, ehrlichsten Burschen von der Welt — und aus Duckmäusern ist im Leben noch nichts Gescheidtes geworden . . . nicht wahr, Herr Doctor? — Aber warum denn heut so besonders feierliche Mienen, wohlbestallter, prakischer Arzt, Wundarzt und . . ."

„Lieber Vater, Du weißt doch, was heut' für ein Tag ist: heut vor einundzwanzig Jahren fand ich meine Anni und — mich selber wieder!"

„Ja, ja, ich weiß, Doctor . . . und da mein' ich, haben wir doch alle Ursache, rechtschaffen vergnügt zu sein und lustige Studentenmusik zu machen!"

„Ob's aber wohl recht ist, die Kinder spielend mit diesen alten Jugendthorheiten ihres Vaters bekannt zu machen?"

„Hat doch der große alte Haydn selbst für die lieben Kinder zu Weihnachten solche lustige Musik mit Kukuk und Waldteufel und Plundermatzpfeifen geschrieben — ein echtes, fröhliches Kinderspiel! Was aber die lieben Eisenacher wohl sagen würden, wenn sie ihren hochehrsamen, weißköpfigen Herrn Rath jetzt mit Nebukadnezar's Schellengeläut um den Hals sähen . . . ha! ha! ha! — Und nun ad

loca, ihr Krabben, und aufgepaßt: Nebukadnezar hat erst ein großes Bravour-Solo — und dann geht's nach der Melodie: Gaudeamus igitur — und daß mir Jeder richtig einfällt, wenn der Papa das Zeichen giebt . . .

Und eine wundernärrische Musik begann . . . Wie mich das so erinnerungsreich — wehmüthig-fröhlich durchklang . . . Alte, längstverklungene junge Tage kehrten wieder . . .

Die tolle Musik schloß mit einem solennen Tusch, bei dem Nebukadnezar brillirte. „Und nun zu Bett, Kinder!" sagte die Mutter. Aber die steckten schon wieder mit dem Großvater die Köpfe zusammen und bettelten: „Noch ein halb Stündchen — wir haben noch eine große Festüberraschung: weil heute der Vater die Mutter fand!" — Und schon zogen sie den Großvater durch den Garten den Berg hinauf, wo das Gartenhäuschen blinkte, daß Nebukadnezar's helle Schellen weit in den Abend hinein läuteten.

Auf der Rampe war es still geworden. Nur die Ranken der Kletterrosen zitterten leise und aus einem nahen Hollunderbusch sang eine Nachtigal . . .

„Woran denkst Du, Karl?" sagte die weiche, warme Frauenstimme von vorhin wieder.

„An die bange alte Zeit vor einundzwanzig Jahren ... und wie ich dann so überaus glücklich geworden bin — viel mehr, als ich es verdiene. Wie blasse, traurige Schatten stehen die alten Genossen jener Hallischen Jugendthorheiten heut wieder mal vor mir . . . Die fröhliche, unschuldige Kindermusik hat ihre Bilder heraufsteigen lassen . . . und dann fühle ich immer einen scharfen Stachel: Du warst unser Anführer — Du hast uns lustig weiter geführt den schlüpfrigen Weg des Müßiggangs und des tollen Leichtsinns ...

und wir haben Dich geliebt, wie Lumpen lieben können ... Und ein altes, melancholisches Studentenlied will mir nicht aus dem Gehör:

Die Einen — sie weinen,
Die Andern — sie wandern,
Die Dritten noch mitten
Im Drange der Zeit.
Auch Viele am Ziele,
Zu den Todten entboten,
Verdorben — gestorben
In Freud und in Leid ...

Ja, Anni, wie leicht — wie leicht könnte es auch jetzt — heute in dieser seligen Stunde von dem armen König Lump heißen: Verdorben — gestorben ... in Leid und Elend und Versunkenheit ... O, schon der Gedanke ist furchtbar!"

„Laß die alten, finsteren Schatten ... ist doch Alles, Alles so wundergut geworden ..."

„Ja, Anni — durch die süße, selige Zaubermacht der Liebe — Deiner läuternden, starken, beglückenden Liebe ..."

Und es wurde wieder still zwischen den glühenden duftenden Rosen ... Es ruhte ja Lippe auf Lippe im langen, seligen Kusse ...

Da knatterte es hoch auf dem Berge und zwischen den üppigen Weinranken schossen sprühende Raketen in den tiefblauen Nachthimmel auf und streuten farbige Leuchtkugeln herab — und von dem Plateau vor dem weißen Berghäuschen erscholl jubelndes siebenstimmiges: „Hurrah! Hurrah!

Das zweite Wartburgfest soll leben,
Weil es dem Vater die Mutter gegeben ..."

und daran schloß sich ein schmetternder Tusch der Papiertrompeten und Trommeln und Pfeifen — Alles aber übertönte das helle Schellengeläut des alten, überglücklichen Nebukadnezar . . .

Ja, es war Alles, Alles gut — — durch die süße, selige Zaubermacht der Liebe!

Die Studentenkläre.

Ein Nachtstück aus unseren Tagen.

Eine so hübsche, rosige, fröhliche Registratorwaise gab es vor zehn Jahren in ganz Berlin nicht wieder, wie unser Klärchen. Das zierliche Köpfchen, von den langen, dicken, goldblonden Zöpfen wie von einem Diadem umschlungen, hatte in seiner anmuthigen Beweglichkeit, in dem ewigen Aufundniedernicken und Sichwiegen etwas wundernärrisch und doch so wunderlieblich Vogelhaftes. Und dazu stimmten auch die blanken, lustigen, blauschwarzen Vogelaugen, deren nachtdunkle Blitze zu dem lichtrosigen Teint und dem goldnen Haar in einem eigenthümlich anziehenden Contrast standen. Das übrige Gesichtchen glühte wie eine süße, kaum erwachte Frühlingsblume am frühen, leuchtenden Sonnenmorgen. Der perlende Nachtthau lag noch frisch und schleiervoll auf den Blumenblättern. Kein Sonnenbrand — ja nicht ein Mal ein flammender, beseligender Sonnenkuß hatte sie berührt. Es war ein süßes Mädchengesicht voll Unschuld und Fröhlichkeit und Sonnenglück.

Der erste, einzige Schmerz des Lebens: der Tod des Vaters, war über sie gekommen, als sie ihn noch nicht verstand. Natürlich hatte der Registrator seiner Wittwe keine Schätze hinterlassen; ein Registratorgehalt ist wenig dazu angethan. Ueberdies stammte die Frau Registratorin

aus einer vornehmen Familie. Ihr Vater war Geheimrath und wäre sicherlich noch Wirklicher Geheimrath geworden — freilich vielleicht erst bei seinem fünfzigjährigen Dienstjubiläum — wenn er leider nicht ein Dutzend Jahre vorher aus diesem magern geheimräthlichen Dasein zu jenem großen Geheimniß dort oben abberufen wäre. Er hatte einen tödtlichen Schlaganfall bekommen, als er eines Abends in seiner geheimräthlichen Stammkneipe bei Theerbusch ganz unvorbereitet in der Spenerschen Zeitung die Beförderung eines jungen Geheimraths zu der so heiß ersehnten Geheimen Wirklichkeit las. Ein Offizier muß den Dienst quittiren, wenn er im Avancement übergangen wird — ein Geheimrath quittirt das Leben. So erfordert es der Anstand.

Ein Berliner Geheimrath hinterläßt in der Regel gar kein Vermögen, einige unbezahlte Rechnungen und sehr viele unversorgte Töchter zwischen fünfundzwanzig und vierzig Jahren.

So war es auch hier.

Zum Glück haben aber alle Berliner Geheimrathstöchter eine wunderbare Erziehung genossen. Es giebt kaum ein bezeichnenderes Wort, als: „Gebildet wie eine Berliner Geheimrathstochter!"

Diese Bildung war nun berufen, auch unsere verwaisten Geheimrathstöchter durchs Leben zu bringen. Die drei ältesten, die längst auf der hoffnungslosen Schattenseite des Lebens angelangt waren und sich untereinander „noch am Besten vertrugen", legten einmüthiglich ihre wenigen Silberlinge zusammen und einen kleinen Tapisserieladen an. Nr. Vier gab Clavierstunden, die Stunde zu zwei gute Groschen und eine Tasse Kaffee, Nr. Fünf retouchirte Photographien,

Nr. Sechs hatte das Glück, bei einem reich gewordenen Butterhändler „Repräsentantin der Hausfrau“ zu werden, mit funfzig Thalern Gehalt, einem Repräsentationskleide zu Weihnachten und der Aussicht, dereinst ganz die Stelle der seligen Butterhändlerin einzunehmen — und Nr. Sieben, die jüngste, hübscheste und resoluteste Tochter, war trotz aller vornehmen Erziehung und geheimräthlichen Bildung schließlich so recht von Herzen froh, als sie Gelegenheit fand, sich zu einem kleinen wirklichen Registrator herabzulassen. Ihre vornehme Erziehung, ihre geheimräthliche Bildung und den Stolz auf ihre „Familie“ konnte die Frau Registratorin aber nimmer vergessen. Sie kleidete sich und ihr Klärchen gern „wie Geheimraths“ und gab im Winter zuweilen ausgesucht feine „Geheimrathsthees“ mit ein wenig Butterbrod, zweierlei „Aufgeschnittenem“ — Schlack- und Leberwurst — Kräuterkäse, mürben Birnen, Potsdamer Zwiebäckchen, Windbeuteln mit saurer Sahne und sehr viel Clavier und Gesang und ästhetischem Vergnügtsein . . . So war sie es von Hause aus gewohnt.

Am andern Morgen nach einem solchen geheimräthlichen Thee bekam der gute, geduldige Registrator es womöglich noch etwas fingerdicker, als gewöhnlich, zu den vertrockneten beaux — restes auf sein mageres Butterbrod: wie unendlich glücklich er sich zu schätzen habe, daß eine Geheimrathstochter mit solchen gesellschaftlichen und Familienverbindungen zu ihm herniedergestiegen sei . . .

Als dann nach kaum vier Jahren der arme Registrator die Augen schloß, behaupteten die intimsten Hausfreunde: es sei ihm durchaus nicht schwer gefallen, von seinem häuslichen Glück auf immer zu scheiden.

Aber was nun?

Diese Frage trat um so ernster an die Witwe heran, da die sechs Schwestern bei ihren Unternehmungen bis dahin auf keinen grünen Zweig gekommen waren — vom Blühen und Fruchttragen ganz zu schweigen. Sogar der nichtswürdige Butterhändler hatte in der letzten Stunde noch „Eine mit Geld“ geheirathet.

Aber unsere geheimräthliche Registratorin war von starkem, resoluten Geiste. Sie raffte ihre Möbeln und ganze Entschlossenheit zusammen, miethete in der Dorotheenstraße eine zweite Etage, hängte vor jedes Fenster eine Papptafel mit den groß gedruckten Worten: „Hier sind fein möblirte Zimmer zu vermiethen“, zog sich mit ihrem Töchterchen in das kleinste, bescheidenste Stübchen zurück ... und hatte sich nicht verrechnet.

Die Dorotheenstraße in Berlin ist bei vornehmen Studenten, Attachés, Einjährigen Freiwilligen und sonstigen Garçons mit gutem Wechsel sehr beliebt, weil sie den noblen Linden mit ihren Delikatessenkellern, Cafés, Restaurants, der Oper und nebenbei auch der Universität sehr nahe liegt. Die möblirten Zimmer der Frau Registratorin waren immer gut vermiethet, die Umstände der „Madam“ verbesserten sich von Jahr zu Jahr, und bald konnte sie auch die dritte Etage und ein Dienstmädchen zur Aufwartung miethen.

Unter diesen Verhältnissen wuchs Klärchen auf — fröhlich und sorglos, wie ein Schwälbchen im Lenze. Die Mutter war stolz darauf, ihr eine Erziehung zu geben: „würdig der Enkelin eines Geheimraths!“

Als Kind hatte Klärchen für die „Herren“ ihrer Mutter manche kleine Commissionen besorgen und der Mutter beim Aufräumen der Zimmer helfen dürfen —

und die Herren hatten gern mit dem hübschen, aufgeweckten Kinde gescherzt, es auf den Arm genommen und geküßt und mit Bonbons beschenkt.

Und die Mutter hatte Freudenthränen geweint, wenn sie sah, daß Grafen und Barone ihr Töchterchen so gern hatten. Und mit überströmender Mutterzärtlichkeit hatte sie ihr Klärchen an's Herz gedrückt und gesagt: „Ich habe eine Ahnung, Kind, daß der liebe Himmel Dir durch unsere möblirten Zimmer noch ein großes, glänzendes Glück bescheert . . ."

„Wie so, Mutter?"

„O, Du liebe himmlische Unschuld . . . wirst Alles schon zu seiner Zeit verstehen lernen. Halte Dich nur immer hübsch propre, Kind, und recht gerade und graziös, und sei freundlich und liebenswürdig gegen Jedermann — besonders aber gegen unsere Herren . . ."

Als Klärchen zwölf Jahre alt war, durfte sie die möblirten Zimmer nur noch in Abwesenheit der Herren mit der Mutter betreten. „Das schickt sich jetzt nicht anders für Dich, Kind. Wenn Du aber unsern Herren draußen auf der Treppe oder auf der Straße begegnest, so grüße freundlich und anmuthig, und wenn sie Dich geziemend anreden, so sei nicht kindisch blöde und antworte hübsch manierlich und gebildet . . ."

Und Klärchen plauderte und scherzte und lachte mit den möblirten Herren gern auf der Treppe und auf der Straße, oder wo sie sich sonst trafen. Sie hatte ein fröhliches Herz und lachte und plauderte und scherzte für ihr Leben gern.

„Aber um Gottes Willen, Kind, vergiß unseren Herren gegenüber nie, daß Dein Großvater ein Geheimer Rath

war, der es sicherlich noch bis zum Wirklichen Geheimen gebracht hätte, wenn er nicht vorher gestorben wäre . . ." Das war die mütterliche Ermahnung, als Klärchen die Schule verließ und confirmirt wurde und nur noch Clavier- und Gesangstunde hatte.

„Mutter, wie könnte ich den seligen Großvater wohl vergessen, da Du mir täglich von ihm erzählst?"

„Kind, ich meine das heute in einer ganz andern — ganz besonderen Weise . . ."

„In welcher, Mutter?"

„O, Du liebe, süße Unschuld . . . Der gütige Himmel wird Dich aber auch dafür belohnen und Dir einen schönen, reichen, vornehmen Mann schenken . . . einen Geheimrath . . . einen Legationsrath . . . oder was meinst Du zu einem Baron . . . oder gar zu einem Grafen? Ja, Kind, das ist mein tägliches Gebet beim Aufstehn und Schlafengehn . . ."

Darauf hatte Klärchen dann stets mit ihrem hellsten, übermüthigsten Kinderlachen geantwortet.

Schlug doch ihr Herzchen um keinen Pulsschlag schneller, wenn die jungen Herren ihr begegneten und sie so ganz eigen ansahen, oder gar zu der Madam in Wirthschafts- angelegenheiten in das hübsche behagliche Zimmer traten und nicht zu stolz waren, einen Stuhl am Fenster anzu- nehmen — dem rosigen Wirthstöchterlein gegenüber — und dann so lustig plauderten über die schönen Blumen auf dem Fensterbret und über den Canarienvogel und über die neueste Stickerei Fräulein Klärchens . . . Es war unserem muntern Vögelchen ziemlich gleich, mit welchem jungen Herrn sie just zwitscherte und lachte . . . und nicht ein einziges Mal kam er ihr im Traum vor, wie doch so oft

ihr Canarienvogel und ihre lieben Blumen und die Stickerei, die sie für den Laden der Tanten arbeitete.

Und doch war Klärchen Ostern schon sechzehn Jahre geworden und hatte eine höhere Töchterschule mit griechischer und römischer Götterlehre besucht und in der Mathematikstunde Louise Mühlbachs Romane gelesen und die Liebesbriefe, die ihre Schulnachbarin und Busenfreundin Kora von ihrem Vetter aus dem Cadettenhause empfing und in der Mathematikstunde pflichtschuldigst und glühend beantwortete.

* * *

Es war an einem sonnigen Juninachmittage. Klärchens Blumen standen draußen vor dem Fenster auf einem Bretchen mit grünem Gitter und drüber hing der laut schmetternde Canarienvogel. Die Fenster standen weit offen und der süße Duft von Monatsrosen, Reseda und Goldlack zog mit der weichen, warmen Luft und den Vogelliedern so frühlingswonnig in das Stübchen. Klärchen saß mit ihrer Stickerei in dem Duftstrome und Sonnenglanze und ihr Gesicht glühte wie die strahlendste ihrer Rosen und ein Sonnenlächeln lag hell darauf. Das flinke, zierliche Köpfchen nickte heute noch viel öfter von der Stickerei auf, als sonst, und die blanken Vogelaugen blitzten durch die Blumen auf die Straße hinab . . . nur einen einzigen kurzen hellen Blick . . . dann waren sie wieder bei der Stickerei.

Die Registratorin war in ihrer Witwentrauer und bei dem Zimmervermiethen mit der Zeit recht behaglich rund geworden, und zugleich auch etwas kurzathmig. Sie lehnte dämmernd in der Sophaecke und trug eine kolossale

Haube mit hängenden citronengelben Bändern und hatte die kurzen fetten Hände über der kurzen fetten Taille gefaltet.

„Du arme Registratorwaise ... Wer Deinem seligen Großpapa, dem Geheimrath, gesagt hätte, daß seine Enkelin dereinst für Geld sticken müßte!" seufzte die fette Stimme vom Sopha her — aber das klang doch etwas kokett, wenn man die runden mütterlichen Augen dabei so stolz und zärtlich auf das junge strahlende Mädchen in dem frischen Frühlingskleide gerichtet sah.

„Aber Mutter, das ist ja Spielerei und macht mir Freude, wenn ich eine schöne farbenprächtige Blume nach der andern aus dem Canevas erblühen lasse, — — und den armen Tanten ist es doch auch eine kleine Hilfe, wenn ich ihnen die Stickereien halb so wohlfeil liefern kann, wie die vielen armen Mädchen, die von dem Sticken leben müssen ... Du läßt mir ja meine ganze Einnahme für meinen Putz ..."

Die Mutter seufzte wieder — das war ihr nun einmal so zur Gewohnheit geworden, seit die ganze glorreiche Geheimräthlichkeit ein Ende hatte. Dämmernd versenkte sie sich in jene stolze Vergangenheit.

Der zierliche Mädchenkopf nickte aber immer unruhiger von der Stickerei auf und immer länger auf die Straße hinab ... Ja, oft vergaß er das Niedernicken ganz und die sonst so lustigen Vogelaugen schauten wie traumverloren die sonnige Straße entlang ... Suchten sie dort etwas?

Wenn die fette, dämmernde Stimme plötzlich vom Sopha her ein müdes Wort sagte oder eine gleichgiltige Frage that ... dann schrak das rosige Köpfchen

aus dem Schauen und Sinnen und Träumen auf und die kleine blühende Hand wollte emsig weiter sticken und zitterte und die Nadel mit dem grünen Blätterfaden fuhr in die rothe Rosenknospe hinein — und wenn die Mutter nicht hinsah, trennte die sonst so sichere Hand den Stich wieder auf . . . Dabei lag eine brennende Röthe auf dem ganzen süßen Gesichtchen bis unter die goldblonden Flechten hinauf — und über dem schlanken Nacken bis in das lichtblaue Kleid mit der weißen Tüllrüsche hinab . . . Und das Köpfchen mußte sich erst besinnen, was die Mutter gesagt hatte, oder wohl gar noch einmal darnach fragen — und dabei klang die Stimme gepreßt und leise — gar nicht so hell und frei und fröhlich, wie sonst.

Die Mutter reckte sich dann aus dem behaglichen Dämmern auf und machte große kluge Augen und nickte und lächelte still vor sich hin . . . Dabei ruhten die großen, klugen, mütterlichen Augen scharf, fast lauernd auf dem brennenden Mädchengesichte am Fenster und der fetten Stimme hörte man es an, daß sie unbefangen klingen wollte, als sie sagte: „Klärchen, unser Graf bleibt heute länger bei seinem Mittagskaffee bei Stehely als sonst!“

Klärchen — wie ertappt auf einem bösen Gedanken — beugte das Köpfchen noch tiefer auf die Stickerei und sagte nichts. Die Mutter konnte das als ein genicktes „Ja“ nehmen.

„Ein hübscher, charmanter Herr“, fuhr die fette lauernde Stimme fort — „und unermeßlich reich und vornehm, dabei gar nicht stolz und — so solide. Er bittet bei jeder Tasse Kaffee und bei jedem Schächtelchen Streichhölzer stets so höflich — und man merkt es ihm nie an, daß sein Vater an der Elbe ein großes Majorat besitzt und

wirklicher Kammerherr mit einem goldenen Schlüssel am blauen Frackschooß ist — und der Herr Bodo ist sein ältester Sohn und zukünftiger Majoratsherr — und der goldene Kammerherrnschlüssel kann ihm auch nicht fehlen — und dabei muß ich immer an das große Glück denken, das uns — Dir ein goldener Kammerherrnschlüssel bringen soll, wie Berlin's erster Wahrsager, der berühmte Sohn uns an Deinem letzten Geburtstage prophezeit hat. — Und sicher wird der Herr Bodo noch mal Minister und Excellenz. Denke Dir, Kind, kürzlich hat der Herr Graf zu mir „Frau Geheimräthin" gesagt und mir eine Verbeugung gemacht, als wäre ich eine Königin. Man muß mir wirklich noch etwas Geheimräthliches anmerken. Wenn wir doch immer so liebenswürdige Herren hätten — meinst Du nicht auch, Kind?"

„Ja, gewiß Mutter — ich glaube wenigstens . . ." Das klang erstickt, aber doch so recht aus vollem Herzen herauf.

„Wenn ich nur wüßte, Kind, wie ich dem lieben Herrn Grafen sein Zimmer noch etwas majoratsherrlicher herausputzen könnte . . ."

Da blitzte es hell über das kindliche Gesicht und die zierliche, geschmeidige Mädchengestalt zuckte schnell auf von dem Sitz und ließ die Stickerei vom Schooß gleiten und neigte sich halb über das Blumenbret und sagte hastig und zitternd, wie in jäher Freude:

„Mutter, ich will ihm diesen Rosenstock in sein Zimmer hinübertragen — es sind zweiundzwanzig Blüten und Knospen daran und er — er, der Herr Graf, hat ihn jüngst schon bewundert und gesagt, daß er Rosen so sehr liebe . . ."

Aus jedem Ton bebte ein junges, warmes, zärtliches Herz hervor.

„So — so — hat er mit Dir allein gesprochen, Kind? — Und Du hast Deiner Mutter kein Wörtchen davon gesagt?“

„Es war vorige Woche auf unserem Hofe. Ich hatte ja die Blumen hinuntergetragen in den warmen Frühlingsregen und stand auf dem Hausflur dabei, daß die Kinder sie nicht umstießen . . . und da kam er zufällig die Treppe herab und grüßte mich und blieb bei mir stehn — und wir sprachen von meinen Blumen . . .“

„Von weiter nichts, Kind?“

„Nein, Mutter — vielleicht nur noch vom Regen.“

„Und der Herr Graf hat Dir nicht gesagt, daß Du schöner wärst als Deine Rosen — oder etwas Aehnliches?“

„Mutter — wie kannst Du nur so scherzen . . .“, sagte sie zitternd, und barg das glühende Gesicht in die Rosen und nahm den Blumentopf aus dem Fensterbret. „Darf ich, Mütterchen?“

„Ja, trag den Rosenstock schnell hinüber — aber spute Dich, daß der Herr Graf Dich nicht in seinem Zimmer trifft. Das schickt sich nicht für ein anständiges Mädchen — und noch weniger für die Enkelin eines Geheimraths . . . Ich hab Dich darum auch nie hineingehen lassen, wenn die Herren klingelten, und die Marie nicht zu Hause war — da bin ich lieber selber gegangen . . .“

Es war ein reizendes Bild, das junge, schöne, zierliche Mädchen, den schweren Blumentopf mit beiden Händen tragend, daß die Rosen sie von allen Seiten umzitterten, als sie mit elastischem Schritt leicht durch das Zimmer ging.

Die Mutter lehnte sich glücklich lächelnd in die Sophaecke zurück und versank tiefer und tiefer in ein dämmeriges Träumen . . .

Klärchen schritt den Flur entlang. Vor der Thür mit der großen gelblichen Visitenkarte blieb sie stehen. Warum ward ihr plötzlich wieder so weh um's junge, glückschwellende Herz, da ihr Auge auf die stolze Grafenkrone über dem vornehmen — lieben Namen fiel? Sie lauschte an der Thür — athemlos. Er konnte ja nach Hause gekommen sein, ohne daß sie ihn gehört. Und was würde er denken — sagen, wenn er sie plötzlich in sein Zimmer treten sähe, ihm Blumen zu bringen? Und er — nein, er vor allen andern Menschen auf der ganzen Welt durfte auch keinen Schatten Schlimmes von ihr denken . . . da würde sie sterben . . .

Leise mit zitternder Hand klopfte sie . . . Alles still! Noch ein Mal lauter — keine Antwort! Da drückte sie sacht die Thür auf — — er war noch nicht zu Hause. Sie huschte hastig über den Fußteppich und stellte den Blumentopf auf seinen Schreibtisch. Wie im tändelnden Spiel küßte sie jede einzelne Rose und jede Knospe — und es war ihr doch so feierlich ernst dabei um's klopfende Herz . . . Süße Schauer durchrieselten sie bei dem Gedanken: Auch er wird sich auf die Rosen niederbeugen, um ihren süßen Duft zu athmen . . . und dann duften ihm die Blumen meine Küsse zu . . . Ob er es wohl ahnt, daß ich ihm so recht aus vollem Herzen gut bin? Ob ihn das wohl ein klein wenig glücklich machen würde? . . . Ich wollt', ich könnte für ihn sterben . . .

Sie glitt in den Korbstuhl mit den gestickten Kissen nieder. Die hatte sie für ihn gearbeitet. Ob er es wohl wußte?

O, gewiß, denn er saß in diesem Stuhl ja am liebsten — vor seinem Schreibtisch.

Und sie legte den Kopf an die Lehne, wo auch sein Kopf so oft ruhte. Ihr ward so wunderbar dabei um's Herz . . .

Ja, was war den eigentlich seit Ostern mit diesem armen, kleinen, dummen, glücklichen Herzen vorgegangen? — Warum war es nicht mehr so sorglos fröhlich, wie früher, als das Schnäbelchen gleich gern und herzlich mit allen Herren der Mutter plauderte und lachte?

Da war zu Ostern in das eleganteste und theuerste Zimmer der Mutter ein neuer Student gezogen — und auf seiner Visitenkarte stand eine Grafenkrone und der Name Bodo und noch ein anderer alter berühmter Adelsname. Solch einen hübschen, freundlichen und lustigen Studenten hatte die Mutter noch nicht gehabt — und seit er zum ersten Mal ihr an ihrem Nähtisch gegenüber gesessen und sie mit seinen schönen dunklen Augen, die so meertief schimmerten und dann wie Wetterleuchten blitzten, so eigen angeschaut und so fröhlich und bescheiden geplaudert und gelacht hatte, da war ihr so wunderlich um's Herz geworden, wie noch nie in ihrem Leben. Mit Worten hätte sie es nicht aussprechen können — aber sie fühlte sich unendlich glücklich und reich, wenn er sie so leuchtend anschaute und wenn sie seine liebe Stimme und sein fröhliches Lachen hörte — — und dann wieder regte es sich so sehnsüchtig in ihr, wenn sie allein bei ihrer Stickerei saß . . . Wunderbar! plötzlich kam eine so bange Traurigkeit über sie und die Thränen quollen ihr in die Augen . . . Und sie wußte doch selber nicht, warum sie weinte . . . und warum sie in seiner Nähe so unaussprechlich glücklich war.

Wenn der Student ausging oder nach Hause kam, so sah er jedes Mal mit den leuchtenden Augen und dem hellen Lächeln zu den Blumenstöcken vor Klärchens Fenster auf und grüßte so höflich, als lauschte dort eine schöne Comtesse, und nicht eine arme Registratorswaise, die schon so oft nach ihm ausgeschaut hatte . . . Klärchen war dann jedesmal zu der Farbe ihrer dunkelsten Rose erglüht und hatte ihm hinter den Blumen so lange nachgeschaut, bis seine bunte Studentenmütze verschwunden war. Dann aber wollte es mit der Arbeit gar nicht mehr recht fort — und lange, lange saß die Stickerin hinter dem Blättergrün da und hatte die Hände müßig im Schooße ruhen und lächelte und träumte vor sich hin — die ersten sonnengoldigen Träume eines aufblühenden jungen Herzens . . . Klapperte die Mutter draußen mit der Küchenthür — da schrak sie auf und neigte sich blutübergossen tief auf ihre Stickerei nieder . . .

Aber je öfter sie in die so eigen schimmernden Augen des jungen Grafen geschaut und vor seinem hellen zitternden Lächeln, das wie Sonnenstrahlen über sein schönes, vornehmes Gesicht flatterte, erröthet war . . . desto klarer verstand sie, was in ihrer Brust klopfte und wogte und sich dehnte und sehnte und sie sogar bis in den Traum hinein verfolgte — nein, beglückte!

Sie war nicht mehr ein unwissendes Kind. Sie wußte, daß sie den schönen Studenten mit den verführerischen Augen und dem bezaubernden Lächeln und den eleganten, vornehm sicheren Manieren aus vollem Herzen liebte — so ganz anders als ihre Blumen und den Canarienvogel und die Schulfreundinnen und die Mutter . . . ja, wie sie nur ihn — ihn ganz allein auf der ganzen

großen schönen Welt lieben könne — und wie öde und kalt und trostlos — zum Sterben traurig das Leben sein müsse, ohne seine guten Worte und seine fröhliche Stimme und sein sonniges Lächeln und seine lieben Augen und seinen täglichen Gruß zu den Blumen hinauf . . .

Weiter gingen ihre Gedanken, ihre Wünsche, ihr Sehnen nicht!

Sie hatte ihn bis jetzt nur auf der Straße oder auf der Treppe oder in Gegenwart der Mutter in ihrem Stübchen gesehen — und was er gesprochen war im Grunde ganz alltäglich gewesen, und hundert andere Menschen hatten mit ihr schon von ihrer Stickerei oder den Blumen und dem Canarienvogel geplaudert, oder über den stolzen, prächtigen Pfauhahn mit der häßlichen Stimme drüben auf dem Hofe des Bierwirths gelacht — aber bei ihm klang das Alles doch so ganz anders, als bei den anderen Studenten der Mutter.

So wogten und zitterten die Gedanken und Träume und — Wünsche durch den kleinen Mädchenkopf, der mit geschlossenen Augen und glücklichem Lächeln an der hohen Lehne seines Korbstuhls ruhte und das junge Herz süß erschauern ließ bei dem immer wiederkehrenden Gedankenblitz: an dieser Stelle hat auch sein lieber, schöner Kopf geruht und vielleicht auch einmal — nein! oft an Dich gedacht . . .

Und dann — ehe sie selber wußte, wie sie dazu kam, nahm sie die vielen kleinen, hübschen Sächelchen, die auf dem Schreibtisch umherlagen, eins nach dem andern in die Hand und streichelte sie mit den warmen, schlanken Fingern, wie ein liebes Vöglein — und legte sie an die heißen Wangen und Augen und Flechten — und zuletzt drückte

sie die zuckenden Lippen darauf — auf jene Stelle, die seine Hand berührt hatte. Es war ihr so seltsam, so berauschend wohl dabei um's Herz: Dieser Briefbeschwerer — dies kleine Messer — dieser Eberzahn zum Brieffalzen wurden ja täglich von ihm benutzt. O, wenn sie doch nur ein einzig Mal seine liebe Hand hätte küssen dürfen! — Durfte sie diese kleine unscheinbare Feder, die auf der rothen Papierunterlage ruhte, als sei sie zuletzt benutzt, wohl heimlich nehmen — und für ihr ganzes Leben behalten? Es lagen ja so viele werthvollere Federn daneben und er würde den Diebstahl der Liebe wohl kaum merken — und sie würde dies Andenken noch beglücken, wenn er längst auf sein stolzes Schloß an der Elbe zurückgekehrt sei — und sie vergessen habe . . . Da fühlte sie einen jähen Riß durch das Herz, als wollte es auseinander springen — und es that so weh, wie noch nie . . . Ja, es muß unendlich traurig — zum Sterben traurig sein, gerade von dem vergessen zu werden, den man so unsäglich — so über Alles liebt . . .!

Aber wie? wenn er sie nicht vergessen würde — wenn er sie wieder liebte — o, nur halb so, wie sie ihn — ja, wenn er ihr nur ein ganz klein wenig gut wäre?

Warum mußte ihr Auge da gerade auf das stolze, alte Schloß mit den schlanken Thürmen und der flatternden rothen Seidenfahne und dem vornehmen Säulenportal fallen, das dort über dem Schreibtisch an der Wand hing . . . und drüber der stattliche Mann mit den vielen Orden und dem kalten, stolzen Gesicht und die schöne, glänzende Frau mit dem hochmüthigen Lächeln und dem reichen funkelnden Geschmeide? . . . Das waren seine Eltern und sein hundert-

jähriges Ahnenschloß und er selber war ein reicher Graf und zukünftiger Majoratsherr . . . Nein, der durfte eine arme Registratorswaise, selbst wenn ihr Großvater Geheimrath gewesen war, nicht wiederlieben . . . O, daß er doch ein armer — der ärmste Student Berlin's wäre, der um's tägliche Brod studirte und dereinst ein Landpfarrer, oder ein Arzt, oder ein Lehrer würde — ja, dann würde er sie sicher von ganzem Herzen lieb haben — das war deutlich in seinen Augen zu lesen, als wär's gedruckt...

Neben dem Stuhle stand der Papierkorb. Sie ließ die Hand hineinsinken und nahm ein Blättchen nach dem andern in den Schooß — fast gedankenlos . . . Auf den Briefcouverts mit den großen Wappensiegeln las sie immer wieder seinen vornehmen lieben Namen . . . Auf einem Wappen konnte man einen Adler erkennen, der ein ängstlich flatterndes Vöglein in den Fängen hielt . . . Es überlief sie eisig und das Herz that ihr weh, als würde es auch von dem Adler umkrallt. Das war das Wappen des stolzen, kalten Mannes dort an der Wand — und es paßte so ganz zu seinem Gesicht. Und es war auch sein Wappen — Bodo's! Aber da — sie vergaß alles Andere darüber — den Adler und das todwunde Vöglein und die vornehmen Bilder an der Wand — da, auf diesem Blättchen, stand ja auch ihr Name immer und immer wieder geschrieben, Klara — Klärchen — Kläre — mit bunten, kühnen Schnörkeln, jedes Mal anders, aber immer von seiner Hand . . . Wie jubelte sie so hell und glücklich auf! Stürmisch küßte sie ihren Namen — nein, seine liebe, klare Handschrift . . . Aber wie? wenn er auf diesem alten Briefcouvert nur die Feder probirt hätte? — O, so hat er doch dabei an mich gedacht... Aber warum mich — meinen Namen

dann wieder fortwerfen, wie all die anderen gleichgültigen Papiere?

Die Thränen standen ihr in den Augen . . . Ja, es muß noch viel — unendlich viel trauriger sein, von Dem fortgeworfen zu werden, den man so über Alles so grenzenlos liebt — für den man in den Tod gehen möchte — als von ihm vergessen zu sein . . . Doch, ich bin ein thörichtes Kind: was sollte er nur mit dem alten, nutzlosen Blatt Papier machen? Er kann ja jeden Augenblick meinen Namen von Neuem schreiben, so oft er will . . .

Ein junges, liebendes Herz ist so erfinderisch, sich zu quälen — um sich dann noch schmeichelnder zu liebkosen.

Und sie versank wieder in's Sinnen und Träumen und vergaß Alles um sich her — auch die Mutter, die sie gemahnt hatte, bald wieder zu kommen und die sicher längst in der warmen Frühlingsluft in ihrer Sophaecke eingeschlummert war.

Die Sonnenstrahlen blitzten durch die großen, hellen Fenster mit den weißen Gardinen und den buntfarbigen Lichtbildchen und streuten blutrothe, blaue und goldflammende zitternde Funken in das Studentenzimmer — auf das wie aus Sonnengold gesponnene Haar und die langen dunklen Wimpern der halb geschlossenen feuchtschimmernden Augen und das glückselige Lächeln der kindlichen Träumerin . . . und sie huschten über die zierlichen, blanken Sächelchen auf dem Schreibtisch hinweg und kletterten an der Bilderwand hinauf und auf dem kalten, stolzen Gesicht des stattlichen Mannes zitterte ein blutrother Schein . . . Die Rosen dufteten berauschend und Sonnenstäubchen tanzten in der Luft . . .

Es war so süß zu träumen — von ihm . . .

Wie lange sie so gesessen? — sie wußte es nicht.

Erst als die Thür klappte, fuhr sie erschrocken auf.

Da stand er in der Thüröffnung, den Drücker noch in der Hand, die flimmernde, kleine Studentenmütze leicht auf den hochgekräuselten, kurzen, braunen Locken — er, von dem sie soeben so wonnig geträumt hatte. Diesen sehnsüchtigen Traum mußte er ja auf ihrem verrätherisch glühenden Gesicht lesen! Sie hätte vor Scham in die Erde sinken mögen und konnte doch kein Auge von ihm lassen, so berückend schön stand er da in dem vollen Sonnenlicht — schlank und stolz, glühend in Jugendblüte und heiß von dem schnellen Gehen in der Frühlingsluft. Groß und glänzend — fragend — erstaunt ruhten seine Augen auf ihr. Aber nur eine Secunde lang — dann blitzte es in ihnen wie Wetterleuchten auf und das Blut schoß ihm noch brennender in die Schläfen und in die Augen und um den heiß und schnell athmenden, wie zum Kusse leicht geöffneten Mund flackerte ein Lächeln — Feuerzungen, die nach Nahrung dürsten . . . Dann war er mit schnellen, springenden Schritten bei ihr und sie lag in seinen fest umschlingenden Armen — athemlos — willenlos — und auf ihrem Munde brannten seine heißen Lippen . . . Sie zitterte wie Espenlaub im Sturm und Thränen quollen langsam, schwer unter den geschlossenen Augenlidern vor . . . Und doch war sie so unendlich, so unaussprechlich glücklich. . . . Nie geahnte Wonneschauer durchrieselten sie, da er die Thränen von ihren Wimpern und Wangen küßte und sein schneller Athem sie heiß umwogte. Sie hörte sein Herz laut gegen das ihre klopfen, aber wie ein Kind lag sie an seiner stürmenden Brust — gedankenlos, glücklächelnd, vertrauend! Es war ihr Alles wie ein seliger Traum,

von dem man nimmer erwachen möchte. Und dann hörte sie wie im Traum seine liebe Stimme. Die klang aber heute nicht so hell und lustig, wie sonst. Sie war umschleiert — athemlos. Er nannte sie bei den süßesten Namen und sprach schnell und viel. Die Worte umsprühten sie wie Feuerregen — betäubend und verwirrend . . . Sie behielt nur ein Wort: „Kind, ich habe Dich lieb!“ Aber das war genug für sie, um sie vor Glück fast vergehen zu lassen. Für dies Wort hätte sie die ganze Welt hingegeben — für dies Wort wäre sie freudig gestorben, hätte sie es durch ihren Tod erkaufen müssen . . .

Sie hatte keine Worte für ihn — und doch war ihr das Herz so übervoll! Sie nahm seine Hand und küßte sie immer und immer wieder.

Jetzt hoben sich zum ersten Mal die langen, dunklen Wimpern zu ihm auf — schüchtern, verschämt. Die großen schwarzen Kinderaugen leuchteten ihn an — feucht, schwimmend, wie die schwarzen Zauberseen in den stillen Fichtenwäldern des Nordens, von denen die Sage geht, daß sie unergründlich sind. Seine Feueraugen brannten in diese dunkle Tiefe hinab — sie war nicht unergründlich. Ein glückliches Herz lächelte draus herauf.

Er zog sie zu sich nieder in den Stuhl, wo sie soeben noch von ihm geträumt hatte — auf seine Kniee. Sie sah jetzt nur ihn — sie hatte keinen Blick für die Bilder an der Wand. Sie sah nicht den spöttischen, erbarmungslosen Ausdruck in den kalten Augen und den harten Zügen des stolzen Mannes über dem Schreibtisch, über dessen Gesicht blutrothe Lichtfunken zitterten. Sie sah nicht diese gewölbten Lippen höhnisch zucken, als wollten sie lachen: „Bravo! der Junge hat echtes Feudalblut und Geschmack,

wie nur je Einer von uns alten Adlern — ein reizendes Täubchen . . ."

Sie sah nur ihn, den sie so über Alles lieb hatte. Sie hatte längst vergessen, daß er der Sohn jenes stolzen Mannes war. Sie hatte keinen Gedanken, kein Verlangen über diese Minute hinaus.

Sie war ein reines, unschuldiges Kind. Kein Sonnenstäubchen lag auf dem Spiegel ihrer Seele.

Aber seine Küsse brannten verzehrender und seine Hände und Wangen glühten gegen die ihren und seine Schläfen pochten gegen ihr heißes Haar und seine Augen sprühten Flammen und sein Athem umzitterte sie schwüler und schwerer und die Rosen dufteten so betäubend . . .

Da ging draußen eine Thür und die Mutter rief: „Klärchen!"

Die arme schöne Taube war gerettet aus den Fängen des Adlers.

„Sage der Mutter nichts davon, daß wir uns hier gesehen — daß wir uns lieb haben . . ."

„Warum nicht?" fragte sie zitternd. „Es würde sie ja so glücklich machen, daß ich es bin!"

„Es ist besser so — jetzt wenigstens noch!" sagte er hastig — fast verlegen über ihre unwissende Unschuld. „Aber wir müssen uns wiedersehen — bald — oft — heimlich . . ."

Er war sehr roth dabei.

Draußen hörte man die Mutter den Corridor heraufschlürfen.

Er schob Klärchen gegen die Thür. Sie ließ Alles mit sich machen. Sie war wie betäubt von Allem, was sie in der letzten Stunde erlebt hatte.

„Wohin geht Ihr heut Abend spazieren?“ fragte er leise.

„Die Mutter meinte, in den Thiergarten — nach den Zelten — dort ist Concert unter den Bäumen!“

„Gut! ich werde auch kommen — bis dahin leb wohl, mein Lieb — und sei vorsichtig gegen die Mutter . . .“

Noch ein heißer Kuß und er drängte sie aus der Thür. Dann huschte er in sein Schlafzimmer. Die Mutter konnte ja in's Zimmer blicken und sie durfte nicht ahnen, daß er schon zu Hause sei.

Die Registratorin trat wirklich in's Zimmer, zu sehen, wie sich die Rosen auf dem Schreibtisch präsentirten. Sie wußte nicht, daß sie so lange in ihrer Sophaecke gedämmert hatte.

„Prächtig!“ sagte die Mutter. „Der Blumentopf putzt das ganze Zimmer. Da wird er sehen, wie gut wir es mit ihm meinen, und er wird herüberkommen und sich bedanken. Dann sei nur recht liebenswürdig mit ihm — man kann nicht wissen, was für Früchte solch Rosenstock trägt . . . Aber wie roth Du aussiehst, Kind — der Graf hat Dich doch nicht etwa hier überrascht und . . .“

„Nein, Mutter — die Sonne brennt so heiß — und die Frühlingsluft und der Rosenduft haben mir Kopfschmerzen gemacht . . .“

Das klang zitternd — erstickt — kaum hörbar.

Es war ihre erste Lüge.

Und er, der athemlos an der Thür lauschte, jubelte: „Sie ist mein, sie ist mein — durch diese Lüge für mich!“

* * *

Am Abend war ein reges Leben unter den duftigen

Frühlingsbäumen vor den Zelten im Thiergarten. Militairmusik rauschte, eine bunte, fröhliche Menge wogte und summte vorüber. Alle Tische waren besetzt — mit lachenden, plaudernden, trinkenden Menschen.

An einem Tische glänzte die Frau Registratorin in einem grasgrünen seidenen Kleide, einem strohgelben Florhütchen mit großen rothen Mohnblumen und einem purpurroth gefärbten Crêpe-de-Chine-Tuche, das in ihrer geheimräthlichen Jugend unschuldweiß gewesen war. Ihr großes rundes Gesicht mit den fetten majestätischen Augen glänzte hochroth vor Behagen und vor Hitze, während die rundliche Hand mit dem durchbrochenen fingerlosen Seidenhandschuh und den drei schweren talmi-goldenen Siegelringen die große Stange Weißbier nicht sparsam zum Munde führte. Ihr Klärchen saß dabei wie im Traume und wurde bald roth und bald blaß und gab zerstreute Antworten, wenn die Mama sie auf eine neue reizende oder abscheuliche Toilette oder auf häßliche kokette Damen und elegante Herren aufmerksam machte.

Plötzlich sagte eine helle, lustige Stimme: „Ei, ei, Madam, so üppig? Nur fein vorsichtig, daß wir nicht einen kleinen Spitz nach Hause tragen — jede Stange Weißbier birgt solch einen neckischen Kobold in sich. Ist's erlaubt, bei Ihnen Platz zu nehmen?"

„Der Herr Graf sind sehr gnädig! — Klärchen, so rücke doch ein wenig auf die Seite, daß der Herr Graf noch Platz findet!"

Der, an den Klärchen den ganzen Nachmittag und Abend über immerfort und mit so stürmischem Herzklopfen gedacht hatte, stand mit strahlendem Lächeln vor ihr und reichte der Mutter und ihr die Hand — nein, die ihre

drückte er warm und fest, und dabei leuchtete sein Auge wie im Wiederschein eines inneren Feuers.

Und dann saß er neben ihr — ganz dicht, daß sich ihre Arme berührten, denn es war sehr eng vor den Zelten — und bald ruhte ihre kleine heißpulsirende Hand unter dem Tisch in der seinen. Die Mutter aber glühte jetzt noch hochrother und fettglänzender und konnte gar nicht müde werden, dem Herrn Grafen ihre Freude über dies angenehme zufällige Zusammentreffen auszudrücken und dabei den „Herrn Grafen" so oft und so laut zu tituliren, daß alle Nachbartische auf sie aufmerksam wurden. Als aber gar auf einen Wink des Herrn Grafen ein feines, kleines Souper mit Champagner servirt wurde, da schwamm die gute Registratorin in einem Meer von Entzücken und Hochmuth und Mutterglück und Erinnerungsseligkeit und trank auf das liebenswürdige Drängen des Herrn Grafen Glas auf Glas . . . und erzählte mit überquellendem Herzen und unermüdlicher Zunge von den alten goldenen Geheimrathszeiten, und wie in ihrem väterlichen Hause der Champagner auch in Strömen geflossen, und wie der Vater Geheimrath Ritter des Rothen Adlerordens gewesen und sicherlich Wirklicher Geheimer Rath geworden und wahrscheinlich auch noch geadelt wäre, wie ja ihre Großmutter mütterlicher Seits eine wirkliche Geborene von Finkenschlag gewesen und wie ihr der berühmte Wahrsager Sohn, der dort nebenan Zelt Nr. 2 im rechten Flügel wohne, an Klärchens letztem Geburtstage prophezeit habe, daß ihrer Familie durch das jüngste Familienglied ein großes bedeutsames Ereigniß bevorstehe . . . „Nach Kampf und Herzeleid wird sie einen kleinen goldenen Schlüssel, wie ihn die Kammerherren tragen, ergreifen und festhalten bis

in den Tod! . . ." Und sie nickte strahlend und verständnißinnig dazu, wenn der Herr Graf sich zu ihrem Töchterchen niederbeugte und ihr leise — glühend in das kleine erröthende Ohr flüsterte — und knixte dankend, wenn der Herr Graf der „gnädigen Frau" oder der „Frau Geheimräthin" aufs Neue aus der zweiten und dritten Flasche einschenkte . . . Sie stand sogar auf und machte einen majestätischen Hofknix, als einige bierselige Corpsstudenten lachend vorüberzogen und „ihrem Grafen" zunickten und winkten und ein ungenirtes Prosit und bon appétit! zuriefen und in ihrem studentischen Bummellatein lustig sangen:

„Vivant omnes Madamae
In pumpo famosae,
Et puellae graciles
Studioso faciles
Rosae non spinosae!"

Zuletzt sank das schwere mütterliche Haupt sacht auf das gefärbte Crêpe-de-Chine-Tuch nieder, und die entzückendsten Bilder zogen an den nebligen Augen vorüber: eine junge schöne Frau Gräfin in silberbrocatener Schleppe — der Wahrsager Sohn setzt ihr gerade die neunzackige Krone auf das goldene Haar und drückt ihr kichernd den kleinen goldenen Kammerherrnschlüssel in die Hand — und sie selber steht dabei im ungefärbten echten Crêpe-de-Chine-Tuch, um ihrer Gräfin-Tochter keine Schande zu machen — und goldbetreßte Diener neigen sich vor ihr bis auf die Schuhspitzen und flüstern unterthänig: „Gnädige Frau Wirkliche Geheimräthin . . ."

Fröstelnd fuhr sie auf . . . Der Herr Graf hatte den Arm um ihr Klärchen gelegt und zog sie an sich und küßte sie auf den Mund . . ."

Aber sie that, als hätte sie nichts gesehen. Nein, eine solche Rabenmutter war sie nicht, sich dem goldenen Glück ihres Töchterchens spröde zu widersetzen.

Und dann gingen sie durch den nächtlich dunkeln, duftdurchzitterten Thiergarten nach Hause — nicht auf den laternenhellen, menschenerfüllten Promenadenwegen. Wollte der Herr Graf etwa nicht sehen lassen, daß seine dicke Zimmermadam an seinem rechten Arme hing, während sein anderer Arm ihr holdes Töchterlein umschlang? Das goldene Köpfchen beugte sich oft schnell und heimlich nieder und küßte seine Hand.

Zu Hause, unten an der Treppe, mußte die Mutter erst etwas Athem schöpfen von dem schnellen Gehen. „Geht nur voran und macht Licht, Kinderchen!" sagte sie. — Ja, nach dem, was sie heut Abend gesehen und geträumt hatte, durfte sie solch vertraulich Wort schon wagen. In ihrem Glück- und Weinrausche hatte sie auf dem Heimwege ihr Klärchen ein Mal über das andere „Frau Gräfin" genannt — und der Herr Graf hatten freundlich dazu gelacht.

An seiner lieben Hand sprang Klärchen die Treppe hinauf. Aber das Lichtmachen vergaßen sie oben. Er hielt sie fest in den Armen und küßte sie heiß. Und schon keuchte die Mutter die Stufen hinauf. Leise — hastig flüsterte er ihr zu: „Ich muß Dich heute Abend noch sehen, mein Lieb — wenn die Mutter schläft, komm auf mein Zimmer — ich habe Dir so viel zu sagen . . ."

Sie zitterte in seinem Arm. „Nein — nein, das darf ich nicht . . ."

„Warum nicht?"

Sie schluchzte leise an seiner Brust.

„So liebst Du mich nicht?" Seine Stimme klang rauh.

„Ja — über Alles — aber — — ich kann nicht — hab' Erbarmen . . ."

„Und Du kannst so grausam sein gegen mich — und gegen Dich . . ."

Ihr Athem ging schwer — bang. Wie ein Fieberfrost schüttelte es sie. Ihre Zähne schlugen laut aneinander.

„Nein, Du liebst mich nicht so, wie ich Dich liebe... Ich reise morgen fort und komme nie wieder . . . Ich ertrag's in Deiner liebelosen Nähe nicht . . ." Kalt wandte er sich ab und verschwand in seinem Zimmer.

„Er will fort und kommt nie — nie wieder . . . und ich lieb ihn doch so heiß!" — klang — zitterte — weinte es in der jungen, unerfahrenen — gläubigen Mädchenbrust.

Die Mutter, noch ganz berauscht von den Genüssen und Träumen des Abends, floß über von dem Lobe des liebenswürdigsten aller Grafen . . . „Sei klug, Kind, und er ist Dein . . . Sohn hat noch nie falsch prophezeit — und warum sollte auch die Enkelin eines Geheimraths nicht Frau Kammerherrin werden können? — Da hat man noch ganz andere Beispiele von Heirathen — und Du bist hübscher, als alle Gräfinnen und Fürstinnen . . . Also sei klug, Kind, sei klug . . ."

Ja, aber was heißt klug sein?

Wie im Traum entkleidet sich Klärchen. Seine heißen Küsse brennen noch beseligend auf ihren Lippen — und doch ist ihr so bange und beklommen um's bebende Herz . . . „Er geht — und kommt nie — nie wieder . . . und ich liebe ihn so heiß — so unsäglich — so über Alles . . ."

Sie hätte laut aufweinen mögen!

Die Mutter ist noch immer so glück- und redeselig

und macht beim Gutenachtkuß ihren ceremoniellsten Geheimrathsknix vor ihrem Töchterchen und kichert: „Geruhen Sie wohl zu schlafen, meine gnädigste Frau Gräfin, Excellenz . . ." und kichert und plaudert und excellenzt sich bald in den tiefsten, traumseligsten Schlaf hinein.

Klärchen kann — darf nicht schlafen — nicht von ihm träumen! Er erwartet sie ja . . . und o wie süß berauschend ist sein Kuß — sein Liebeswort — sein warmer, fester Händedruck! . . . Wie klopft ihr kleines Herz so stürmisch!

„„Dann hast Du mich nicht so lieb, wie ich Dich liebe . . . Ich reise morgen fort und komme nie — nie wieder . . . Ich ertrags in Deiner liebelosen Nähe nicht . . .""

„Und ich hab ihn doch so von ganzem Herzen lieb — viel mehr, als ich's sagen kann — o, bis in den Tod lieb! — Ja, ich würde sterben ohne ihn . . .

„Ob die Mutter wohl fest schläft? — Ob sie mich hören würde, wenn ich durchs Zimmer ginge, leise — behutsam? . . ."

Langsam — vorsichtig richtet sie sich im Bett auf und lauscht. Es ist so still rings umher. Nur unten auf dem Trottoir hallt ein eiliger Tritt vorüber. Dann pfeift in der Ferne ein Nachtwächter. Es ist zwölf Uhr.

Der Mond scheint durch die Blumen draußen auf dem Fensterbret ins Zimmer. Die Zweige und Blüthen wiegen und neigen sich langsam — müde in der Nachtluft und lassen an den hellen Wänden über dem Bett der Mutter große gespenstische Schatten hin- und herschwanken . . .

Geisterhaft bleich leuchtet das Gesicht des jungen Mädchens! Schatten auf Schatten zittert darüber hin

— — das sind die Stürme, die Kämpfe, die Angst des armen zuckenden Herzens!

Und doch ist Klärchen in diesem Augenblick schön — berückend schön — wie selbst im hellsten Sonnenglanze nicht! Die goldenen Flechten haben sich gelöst und ringeln nieder auf die warmrosigen Schultern, die blinkenden Arme. Die rechte Hand stützt sie gegen die Lehne — die linke preßt sie gegen das stürmende Herz. So sitzt sie lauschend — bange — fieberhaft im Bett . . . Der Vollmond gießt sein magisches Licht über sie aus . . .

Ein Mäuschen knabbert an der Diele . . . Erschrocken schauert sie zusammen und zieht die Decke herauf . . .

„Wie beglückend waren seine Küsse — seine süßen, schmeichelnden Liebesworte! . . .“

Wie Feuer brennt es ihr im Herzen — rollt es ihr in den Adern — steigt es hinauf in den kleinen schwindelnden Kopf mit den tausend sich überstürzenden tollen, wüsten — bestrickenden Gedanken . . .

„Ich liebe ihn ohne Grenzen — bis zum Wahnsinn. . . . Und er, o mein Gott — er geht in die weite, weite Welt hinaus und kehrt nie — nie wieder, und ich sehe sein liebes, schönes Gesicht und höre seine gute, zärtliche Stimme nie — nie wieder, und seine Küsse . . . Nein, ich kann ohne ihn nicht mehr leben . . .“

Die Bettdecke liegt wie glühend Blei auf ihr. Sie stößt sie zurück und richtet sich wieder lauschend auf . . . „Er geht jetzt ruhelos in seinem Zimmer auf und ab und denkt — ja, er muß es denken: Sie liebt mich nicht! — Wenn ich ihn jetzt sprechen könnte — nur auf eine Minute — und ihm sagen, daß ich ohne ihn nicht leben kann und daß er nicht fortgehen soll . . . und dann husche

ich geschwind wieder in mein Zimmer und schlafe mit seinem süßen, treuen Herzenskuß auf den Lippen glückselig ein und träume von ihm und morgen — morgen sehe ich ihn wieder und bitte ihn, daß ich Alles der Mutter sagen darf . . ."

Schon steht sie neben dem Bett und wirft zitternd das Kleid über . . . Horch! da tönt das Glockenspiel von der nahen Dorotheenstädtischen Kirche durch die stille Nacht — so helltönig, so weich, so feierlich:

„Nun schlafen alle Wälder,
Vieh, Menschen, Städt und Felder,
Es schläft die ganze Welt!
Ihr aber meine Sinnen
Auf! auf! ihr sollt beginnen,
Was Eurem Schöpfer wohlgefällt . . ."

Ein eisiger Schauer durchrieselt das junge Mädchen, das so geisterhaft bleich dasteht in dem mondhellen Zimmer . . . Ihre Zähne schlagen hörbar zusammen. Das Lied hat sie in der Confirmationsstunde gelernt — und was hat sie damals gelobt? . . . Die Hände sinken herab und falten sich in einander — wie zum frommen Kindergebet . . . Nein! sie kann nicht beten — nichts denken, als: Ihn — ihn — der jetzt auf sie grollt — verzweifelnd an ihrem Kommen — an ihrer Liebe und der morgen — morgen . . . „Nein, er darf nicht gehen — und kostete es mein Leben . . ."

Noch ein scheuer Blick auf das mondhelle Gesicht der Mutter . . . Sie schläft und lächelt: „Gnädige Gräfin" . . .

Klärchen huscht über den Flur . . . Horch! klang

da nicht ein Schritt durch die stille Nacht? Und dort, was zittert da so bleich vor Bodo's Thür?

Kind, dort kniet ein betender Engel — mit ausgebreiteten lichten Flügeln . . . Er läßt Dich nicht hinein — zu der Sünde — der Engel der Unschuld . . .

Willenlos — gedankenlos bricht sie in die Knie und die Lippen bewegen sich leise, zitternd und murmeln zu den heute so gewaltigen, erschütternden Klängen des Glockenspiels mechanisch vor sich hin:

„Breit aus die Flügel beide,
O Jesu meine Freude
Und nimm Dein Küchlein ein!
Will mich der Feind verschlingen,
So laß die Engel singen:
„Dies Kind soll unverletzet sein!"

Horch! Ein schneller Schritt naht — die Thür knarrt . . .

Sie springt todtenbleich auf — zusammenschauernd, wie von Geisterhänden geschüttelt . . .

Der Mondstrahl wird plötzlich durch einen Schatten verdunkelt — und eine fieberheiße, wildpulsirende Hand zieht das zitternde Mädchen in den flimmernden Mondenschein und Rosenduft hinein . . . „So bist Du doch gekommen — endlich, mein süßes Lieb — o ich wußte ja, daß Du mich liebst", sagt eine heiße, fliegende Stimme. — Und sie liegt in seinen Armen — an seiner stürmenden Brust — und er küßt ihr die Thränen aus den Augen und das letzte Schluchzen von den Lippen . . . sengend, verzehrend . . .

Wie betäubend die Rosen duften — und wie das hochmüthige Gesicht an der Wand im Mondlicht so höhnisch

lacht . . . und wie das Täubchen in den Fängen des Adlers zittert . . .

Draußen vor der verschlossenen Thür kniet ein Engel und verhüllt sein Gesicht und weint bitterlich . . .

Es ist der Engel Unschuld!

In dieser Nacht ward die „Studenten-Kläre“ geboren . . .

* * *

Zehn Jahre sind seit jener Nacht hinabgerollt — nur zehn kurze Erdenjahre!

Es ist ein trübseliger Winterabend. Ein flackernder Wind jagt durch die Straßen Berlins und treibt den eilenden Leuten trotz des vorgehaltenen Schirms und hochgeschlagenen Rockkragens große zerfließende Schneeflocken ins Gesicht. Die Laternen klirren und streuen nur zitternde, trübe Lichtfunken auf die nassen Steine.

Man sollte meinen, an einem solchen Abende bliebe ein Jeder gern daheim zwischen seinen vier Wänden, am warmen Ofen, beim behaglichen stillen Lampenlicht!

Und doch ist Unter den Linden ein lautes buntes Leben und Treiben, ein betäubendes Wagengerassel. Droschken und glänzende wappengeschmückte Equipagen rollen vorüber. Und dann drückt stets auch der eiligste, frierende Fußgänger auf dem Trottoir den Schirm auf die Seite, um bei dem Licht eines strahlend erleuchteten Schaufensters einen Blick in die Pracht des Wagens zu werfen. Der Berliner ist sehr neugierig und heute ist ein gesegneter Abend für seine lauschenden Augen. Es ist lustige, tolle Fastnachtzeit und im Opernhause großer Subscriptionsball. Der ganze Hof wird zugegen sein. Da dürfen die goldenen Linden und die stammbaumgrüne Wilhelmstraße natürlich

nicht fehlen. Trotz Wind und Schneeregen wartet vor dem königlichen Palais eine fröstelnde Menge nun schon stundenlang geduldig, um im glücklichsten Fall daheim oder in der Stammkneipe erzählen zu können: ich habe den König und die Königin auf den Subscriptionsball fahren sehen . . . Dies Fahren-Sehen bezieht sich natürlich nur auf die dicht geschlossenen Equipagen — höchstens auf ein Blitzen der Helmspitze oder auf ein nebelweißes Wogen von Kleiderwolken . . .

Nur ein Mensch scheint kein Auge, kein Ohr, keine Gedanken, keine Neugier für die Fastnachtslust und die Vorpracht des Subscriptionsballes zu haben.

Auf dem breiten Trottoir vor den Lindenpalästen der rechten Seite, umfluthet von dem Licht der blendend erleuchteten reichen Schaufenster, huscht eine armselige Frauensperson dahin. Ein dünnes durchlöchertes Kattunkleid schlägt ihr bei jedem Schritt naß und schwer an die Füße. Um den Kopf ist ein altes, farbloses Tuch geknüpft, Haar und Gesicht fast ganz verhüllend. Nur zwei tiefliegende nachtdunkle Augen glühen fieberhaft drunter hervor. Sie kann sich in den wankenden Knieen kaum aufrecht halten. Sie zittert vor Frost und Hunger. Sie murmelt fortwährend unverständlich vor sich hin. Sie weiß es selber nicht, daß sie mit sich spricht — aber ihre Gedanken sind so laut — so furchtbar laut in ihr! O, diese wilden, wahnsinntollen, nagenden Gedanken, wenn sie doch endlich — endlich einmal still sein wollten! Wenn doch Alles — Alles erst still — Alles zu Ende wäre! Aber bei Tage sind's die Gedanken — und in der Nacht die bösen, bösen — o noch viel qualvolleren Träume, die sie nicht zur Ruhe kommen lassen. Daß diese Gedanken und Träume

den armen Kopf nur so düster und wüst machen konnten und ihn nicht ganz aus den Fugen sprengten . . . Sie kann's in den klarsten Augenblicken mit dem halbtodten Herzen gar nicht fassen.

So huscht sie wie ein Gespenst dahin. Sie achtet nicht auf die lichtfunkelnden Kostbarkeiten der Schaufenster, noch auf die Fußgänger, die sie treten und aus dem Wege stoßen — sie merkt es gar nicht, daß die vorüberrollenden Equipagen sie schon über und über mit Straßenschmutz bespritzt haben. Sie weiß es nicht einmal, daß heute der Fastnachtsball im Opernhause ist. Sie hat es sogar vergessen, daß sie vor einigen Jahren noch selber in glänzender Equipage, funkelnd in Diamanten und blauen, silberdurchwirkten Tüllwolken an der Seite eines lustigen, leichtsinnigen Cavaliers auf den Subscriptionsball fuhr . . . Sie hat es vergessen, wie herzlich — nein, wie furchtbar — wie grauenhaft sie lachen mußte, als ihr in dem blumengeschmückten Corridor des in ein Feenschloß umgezauberten Opernhauses ein eleganter Herr im modischsten Frack, weißer Binde und Lackstiefeln mit süßem Lächeln in den Weg trat und mit eiserner Bestimmtheit durch die weißen, lachenden Zähne zischte: „Studenten-Kläre, marsch, zurück! ohne Lärm! oder Du machst auf einige Wochen die Bekanntschaft mit der zu zupfenden Wolle des Ochsenkopfes — hier werden nur anständige Damen zugelassen . . ." und wie dann ihr Cavalier dem lächelnden, bissigen Cerberus seine Karte übergab und mit vornehmer, graziöser Nonchalance sagte: „Diese Dame ist meine verlobte Braut — die zukünftige Baronin N. T. wird den Ball besuchen — oder . . ."

Sie hat es vergessen, daß sie auf jenem Opernhausballe die schönste und lustigste und gefeiertste war — —

und daß sie nach Wochen den armen, jungen, leichtsinnigen, verliebten Baron lachend zu Grunde gerichtet hatte — wie so Viele! so schauerlich Viele vorher — und nachher ..."

Die Studenten-Kläre hat Alles vergessen — alle Lust und allen Glanz! Ihr armer Kopf und ihr noch viel ärmeres Herz haben ja übergenug zu thun mit dem einen Gedanken: Einst warst Du wie eine Frühlingsblume — so schön, so rein, so friedlich glücklich — — — und jetzt liegst Du — fortgeworfen — zertreten im tiefsten Schmutze — in Sünden, die nicht wieder rein zu waschen sind ...

* * *

Aber ist es denn wirklich möglich, daß in zehn kurzen Jahren aus dem hübschen kindlichen, glücklichen Klärchen hinter den Blumenstöcken jenes behaglichen Stübchens der Dorotheenstraße diese elende, verkommene Studenten-Kläre werden konnte?

O, es geht im Menschenleben oft entsetzlich schnell abwärts! Hat der Wurm die junge Blüte erst angefressen — ist erst ein einziges kleines Herzblatt draus verweht — hinab in den Staub — in den Schmutz — unter Menschenfüße und Wagenräder ... wie schnell fallen da die anderen Blätter nach — Blatt um Blatt — bis der dürre, kahle, häßliche Stiel allein übrig geblieben!

Die Geschichte, wie unser Klärchen zur Studenten-Kläre wurde, ist eine uralte, alltägliche — darum aber nur um so trostlosere. Wenn man sie in Romanen liest, zuckt man wohl mitleidig die Achseln über die phantasielose Feder des Dichters, der so wenig Neues zu erfinden wußte.

Begegnen wir der *fertigen* „Studenten-Kläre" im Leben — so lachen Einige über sie, Andere wenden sich

voll Abscheu und sittlicher Entrüstung . . . mitleidlos von ihr ab. Ja, es giebt leider Gottes nicht Wenige, welche die Elende mit dem Fuße noch tiefer hinab in den Sumpf stoßen und dann Wunder meinen, welch eine Gott wohlgefällige und der Welt heilsame Heldenthat sie vollbracht haben . . .

Denen aber, die eine solche alltägliche, trostlose Geschichte von Anfang bis zu Ende mit erlebt haben und in deren Brust das Menschenherz im Weltensturm nicht ganz verloren gegangen oder erfroren oder zum reinen Blutapparat oder gar zum Goldklumpen geworden ist — — denen möchte das weinende Herz darüber brechen!

Ja, es ist eine alltägliche, wenig unterhaltsame Geschichte, deren erstes Kapitel damit schloß, daß der Engel vor der Thür der Studentenstube niederkniete und bitterlich weinte — damals vor zehn Jahren! Dann flog er traurig davon, um nie wiederzukehren. Es gab für ihn hier nichts mehr zu behüten.

Im August reiste Studiosus Graf Bodo in die Ferien — auf das Majoratsschloß an der Elbe. Er versprach, im October wiederzukommen. Er ließ sogar seine Bücher und Bilder zurück und bezahlte die Miethe auf ein Vierteljahr voraus. Und doch — wie zum Sterben hing Klärchen an seinem Halse, als es an's Scheiden ging. Sie konnte den Gedanken nicht los werden: Es ist heute das letzte — das allerletzte Mal in diesem Leben! Das sagte sie ihm auch — mit wildem Schluchzen. Er küßte sie und nannte sie sein liebes, banges Närrchen. Aber seine Stimme zitterte und seine Lippen waren so feucht-kalt. Fast mit Gewalt mußte er ihre fiebernden heißen Hände von seinem Nacken lösen. Da glitt sie an ihm nieder und schlang die Arme um seine Knie und preßte die strömenden Augen dagegen

und schluchzte leise, angstvoll, mit brechender Stimme: „Wirf mich nicht von Dir, Bodo — laß mich nicht verloren gehen — um Deines — unschuldigen — Kindes willen . . . lieber tödte mich hier — gleich — zu Deinen Füßen . . .“

Er sah sehr bleich und verstört aus. Er versprach Alles — Alles! Er hob sie mit bebenden Armen auf und lehnte sie in ihren Stuhl. Er küßte sie wieder und schalt ihren Kleinmuth und sagte ihr alle alten süßen Schmeicheleien, die sie immer so sehr beglückt hatten — — aber heute mit so fremder Stimme, als wäre seine Seele schon nicht mehr zugegen.

Eine furchtbare Angst lag auf seinem schönen, bleichen, vornehmen Gesicht — in seinen schönen, braunen, unstäten Augen. Er lauschte immer nach der Thür, als fürchte er, überrascht zu werden. Die Mutter — o! die war eine kluge Frau! Mit klugem, mütterlichen Lächeln hatte sie die Kinder allein gelassen, um im Zimmer des Herrn Grafen nachzusehen, ob er auch nichts Wichtiges vergessen habe.

Jetzt knallte die Droschke vor der Thür. Die Registratorin schlurfte heran. Hastig riß sich Bodo aus den zitternden Mädchenarmen los. Die Mutter sollte diese Scene wenigstens nicht sehen. Er fühlte noch einen heißen, verzehrenden Kuß und Thränen — bange, brennende Thränen auf seinen Händen, die fast rauh das wild schluchzende Mädchen zurückdrängten . . . dann war er draußen bei der Registratorin. Schon machte diese Anstalt, ihn an ihr großes, jubelndes Herz zu schließen — aber er achtete nicht darauf. Er stürzte die Treppe hinab. Die Registratorin keuchte ihm nach, so schnell es ihre Kurzathmigkeit

erlaubte. Es gelang ihr wirklich, dem goldenen Herrn Grafen noch eine Kußhand in die Droschke nachzuwerfen und ihre devotesten Empfehlungen an den Herrn Kammerherrn Excellenz und die Frau Gräfin Mutter Excellenz mit halbem Athem zu hauchen . . . Der Herr Schwiegersohn ihres Herzens und ihrer Hoffnungen und Träume schien sie aber gar nicht zu hören. Er athmete so tief und schwer — es klang fast wie ein Stöhnen . . . Er sah unverwandt nach dem Blumenfenster hinauf . . . An den Scheiben lehnte ein thränenüberströmtes süßes, todtblasses Mädchengesicht . . .

Die Pferde zogen an . . . Es war Alles vorbei!

Die Registratorin fand ihr Kind wie zerbrochen am Fenster auf den Knieen liegen, das Gesicht in den Händen verborgen. Sie suchte schnell eine Flasche Eau de Cologne, ein Geschenk des liebenswürdigsten aller gräflichen Studenten, und ihre besten mütterlichen Trostgründe hervor — und indem sie das schmerzensstarre Mädchengesicht mit dem duftenden Wasser rieb, sprach sie schmeichelnd — wie zu einem kranken Kinde — von den nicht mehr fernen goldenen Tagen, wo ihr Goldtöchterlein in glänzender Equipage, am Schlage ein stolzes Wappen: auf rothem Grunde ein goldner Adler, ein flatterndes Vöglein in den Fängen, und darüber die neunzackige Grafenkrone! — durch die Straßen Berlins fahren werde . . .

„Denke doch daran, Kind, was uns Sohn prophezeit: Nach Kampf und Herzeleid wird sie einen goldenen Kammerherrnschlüssel erringen und bis an ihr Ende festhalten . . . Was kann deutlicher sein?! Und der große Sohn hat noch nie falsch prophezeit . . .“

Fast war es, als wolle Klärchen der Mutter Knie

umklammern und ihr etwas gestehen . . . Aber das Wort erstarb in wildem Schluchzen.

Und dann saß Klärchen wieder hinter ihren Blumen und die Stickerei lag in ihrem Schooße. Aber die Arbeit ging nur langsam und mechanisch von den einst so flinken, fleißigen Fingern. Meist saß die junge Stickerin in tiefen Gedanken da — so bleich und weltverloren. Selbst ihre lieben Blumen und den Canarienvogel vergaß sie über ihrem Sinnen, und wenn die Mutter Vöglein und Blumen nicht gepflegt hätte, sie wären sicher gestorben. Nur wenn sie den Briefträger über die Straße auf ihr Haus zuschreiten sah, überlief es sie wie Fieberfrost . . . Aber es kam kein Brief von dem Grafen Bodo!

Wenn die Mutter sich und ihr Kind in den trüben, stillen, einsamen Stunden erheitern und beruhigen wollte und davon sprach, daß am fünfzehnten October Graf Bodo wiederkehre und wie hübsch und gemüthlich die Winterabende sein würden, wenn der Herr Graf die Gnade haben und mit ihnen Thee trinken und ihnen vorlesen werde . . . dann glitt wohl ein Lächeln über Klärchens blasses Gesicht — aber es war ein kurzer, matter Sonnenstrahl, vergessen aus alten, hellen Frühlingstagen — so müde und traurig bleich und schnell wieder zerflatternd . . ."

Und dabei zählte sie doch die Stunden bis zum fünfzehnten October, dem Geburtstage des Königs und der Feier in der Universitätsaula, die zugleich das Wintersemester eröffnete. Sie glaubte nicht daran, daß Bodo wiederkommen werde — aber sie wollte es glauben.

Es war ihr wie dem zum Tode Verurtheilten: er glaubt an keine Begnadigung, aber er hofft bis zur letzten Minute darauf. Wenn das Menschenherz nichts

— gar nichts mehr hoffen soll, so muß es zuvor stillstehen.

Gern — heimlich ging sie in sein Zimmer. Da war es so still — so todtenstill. Selbst die Rosen waren abgeblüht und die Fenstervorhänge dicht zugezogen. Kein Sonnenstrahl drang hinein und die Luft war dumpf und schwer. Nur ein eigener, schwüler Duft zitterte auf, wenn sie sich in seinen Stuhl setzte und die Sächelchen auf dem Schreibtisch durch die Finger gleiten ließ — wie damals, als sie hier zum ersten Mal so saß. Wie war ihr doch jetzt so anders um's Herz — so zum Sterben trostlos! Und sie konnte nicht einmal mehr weinen — über sich — über Alles, was sie verloren hatte. Sie mußte oft an das Blättchen Papier denken, auf das Er, den sie ja noch immer mehr als ihr Leben liebte, einst im Liebesspiel ihren Namen geschrieben — — und das er dann sorglos fortgeworfen hatte . . . So konnte sie stundenlang in seinem Stuhl sitzen, die Hände müde im Schooß gefaltet, den Kopf mit den geschlossenen Augen hintenüber gelehnt, auf dieselbe Stelle, wo sein Kopf einst ruhte — und im armen zuckenden Herzen nur den einen Gedanken: „Und jetzt hat er Dich fortgeworfen — vergessen wie jenes Stück Papier . . . O, wärst Du doch schon todt — todt . . ." Aber plötzlich kam doch wieder die alte, süße, schmeichelnde Hoffnung über sie: „Es ist ja nicht möglich — nicht möglich! Sein Auge blickte so lieb und zärtlich und sein Mund küßte so heiß . . . und sie sollten gelogen haben? Nein! nein! er liebt mich! . . . Aber eine Zeile . . . ein einziges liebes Wort hätte er mir doch wohl schreiben können — und wär's auch nur eine kleine, süße — tödtliche Lüge . . . Aber wozu? — will er nicht bald selber wiederkommen?

Und richtig — schon am vierzehnten October hält eine Droschke mit Bahnhofgepäck vor dem Hause in der Dorotheenstraße und der Kutscher knallt, daß Jemand kommen soll, das Gepäck ins Haus zu tragen. Die Registratorin ist bei den drei Schwestern, die sich noch am besten vertragen und gemeinschaftlich einen Tapissserieladen haben, zum Kaffee. Die gute Frau muß sich ihr, trotz Sohns Prophezeiung hin und wieder doch recht schweres Mutterherz mal wieder rechtschaffen frei reden und die heute gerade etwas flügellahmen Grafenhoffnungen encouragiren . . . und da findet sie in dem geheimräthlichen Tapissserieladen stets die hoffnungsfreudigsten Zungen und Herzen. — Die Köchin stürzt hinunter, nachdem sie noch schnell in die Stube gerufen hat: „Fräuleinchen, unser Graf ist wieder da . . .!"

Ein leiser, heller Aufschrei! — ein ganzes glückhoffendes Menschenherz liegt darin. Klärchen lehnt am Fenster, aber sie muß sich am Blumenbret halten, um nicht zusammenzubrechen. So ist ihr das Wort des Mädchens in die Glieder — ins Herz gefahren, wie ein Blitzstrahl. Wie das Blut in ihr glüht und wogt und ihr vom Herzen zum Kopf siedet! Die Schläfen möchten springen und die Augen sprühen und sind wie geblendet. Dabei schlagen die Zähne laut zusammen, als schüttelte sie Fieberfrost. Sie preßt die Stirn fest gegen die Scheiben, um hinabzusehen auf die Straße . . . in sein liebes, gutes, treues Gesicht! Doch die Scheiben laufen von ihrem heißen Athem an und die geblendeten Augen sehen wie durch einen Schleier — nur Nebelgestalten . . . Doch jetzt ein fester Tritt auf der Treppe — aber so langsam . . . Sollte er so wenig Eile haben, Dich wieder zu sehen —

er, um den Du vor Sehnen und Bangen fast gestorben bist? — So springe ihm doch entgegen, Kind, und fliege ihm an den Hals und vergiß in seinem Kuß, was Du um ihn gelitten hast. — Er ist ja wieder da und Alles, Alles vergessen — verschmerzt — Alles wieder gut . . .

Aber sie steht da, mitten im Zimmer, wie angewurzelt — und so bleich und todtenhaft, wie eine Marmorfigur, das Auge starr auf die Thür gerichtet — die Hände fest auf das Herz gepreßt . . . Das Herz stockt — aber die Hoffnung, die arme, schmeichelnde, heuchelnde Menschenhoffnung ist so leicht nicht todt zu machen . . . sie lügt: Das Ohr — das Herz konnten sich irren — — es ist — es muß doch sein Tritt sein . . .

Die Thür geht auf. Ein junges, hübsches, wildfremdes Gesicht schaut sie an — lachend, neugierig — und doch, wie verlegen. Sie schreit nicht auf — sie bricht nicht zusammen — sie steht aufrecht da mit weitoffenen Augen, wie im todesähnlichen Starrkrampfe. So hört sie auch jedes Wort, das der Fremde sagt — jedes Wort, das sie mitten ins Herz trifft . . . Und doch zuckt sie mit keiner Wimper — ja, nicht mal das Herz zuckt dabei . . .

Er sagt:

„Ich bringe die schönsten Grüße von meinem Vetter, dem Grafen Bodo, und es thut ihm sehr leid, daß er nicht wieder nach Berlin kommen und die alte, so angenehme Wohnung bei der Frau Registratorin beziehen kann. Der gestrenge Herr Vater hat es anders beschlossen. Graf Bodo ist bereits nach Heidelberg abgereist, um dort Cameralia zu hören. In den Osterferien wird er aber wieder nach Berlin kommen und hofft dann, das holde Klärchen munter vorzufinden. Sie sehen, schönes Kind, mein Vetter

hat vor mir keine Geheimnisse. Daß er aber einen so verdammt guten Geschmack hat, hätte ich ihm gar nicht zugetraut. Mit Ihrer Erlaubniß werde ich sein Quartier beziehen — und ich schmeichle mir, mit der Zeit werden auch wir ganz gute Freunde werden. Kind, man muß das Unvermeidliche nicht tragisch nehmen und sich das Leben so angenehm wie möglich machen — das ist mein Wahlspruch und ich habe mich stets verdammt gut dabei befunden. Drum, Schatz, lassen Sie den Bodo nach Heidelberg laufen und sehen Sie — schon um der alten Liebe willen; seinen Vetter Hilmar ein wenig freundlicher an. Da bleibt Alles hübsch in der Familie und Bodo und ich werden Dir beistehen, so weit unsere Wechsel reichen, und die Alte wird ja auch vernünftig sein müssen, da ja nun doch nichts mehr zu ändern ist — aber bei Leibe soll die Mama sich nicht an den Papa Kammerherrn wenden, um ihm die frohe Nachricht zu geben, daß er unerwartet Aussicht auf Großvaterfreuden hat — der ist geizig, wie Harpagon . . . Und nun sei gut, Schatz, und gieb mir einen rechtschaffenen Antrittskuß . . ." Keck nimmt er sie in den Arm und küßt sie auf den Mund . . .

Sie steht noch immer da — so starr und gefühllos und ohne Thränen, als wäre sie gestorben. Und es ist auch ihre Todesstunde — die Todesstunde des Klärchens, das einst so glücklich war und rein und duftig wie ihre Blumen blühte und fröhlich mit dem Canarienvogel in die Wette sang . . .

Das Klärchen ist todt — für immer — hier und dort!

Sogar bei dem „Antrittskusse" zuckt sie nicht zusammen und stößt den neuen Anbeter nicht zurück . . . Es ist ihr ja Alles so entsetzlich gleichgiltig, was mit ihr

— was in der ganzen Welt um sie her geschieht . . . Ihr Herz ist entblättert — in den Staub getreten — todt! Nur ein furchtbarer Welthaß — Weltekel und eine trostlose Selbstverachtung und Selbstzerfleischungswuth schießen mit dem Riesenwachsthum der giftigsten Unkräuter dort auf, wo vor Kurzem noch das schönste, reinste Menschenherz blühte . . .

Und plötzlich stehen die Giftblumen da in ihrer furchtbaren berückenden Farbenpracht . . . und selbst der kecke, philosophische Vetter Hilmar erbleicht und schrickt zurück vor dem jähen, gellen Verzweiflungslachen des jungen, schönen Mädchens in seinen Armen . . . Er glaubt, sie sei wahnsinnig geworden und flieht aus dem Zimmer . . .

Aber sie ist nicht wahnsinnig — leider nicht!

Bei ihrem eigenen entsetzlich wilden Lachen erwachte nur die „Studenten-Kläre“, die in jener hellen rosenduftigen Liebesnacht geboren wurde, zuerst zum Bewußtsein ihres unseligen, elenden Daseins.

Als die Mutter mit aufgefrischten Grafenhoffnungen von dem geheimräthlichen Vierschwesternkaffee nach Hause kam, erkannte sie ihr Kind kaum wieder . . . Als Klärchen mit fester Lippe und eisigem Lachen der Mutter sagte, sie würde bald Großmutter eines Grafenkindes werden, — da brach die unglückliche Frau, vom Schlage getroffen, zusammen. Sie überlebte es auch nur wenige Wochen, daß der Enkelin eines Geheimen Raths — so Etwas passiren konnte . . .

Die Nachbarinnen meinten: der armen Registratorin sei das Herz über die jetzt schon offenkundige Schande ihres schönen, leichtsinnigen Goldtöchterleins gebrochen — und sie hielten ihren eigenen Töchtern sehr erbauliche Reden über das alte, wahre Wort: „Hoffahrt kommt zu Fall!“

— bis sie sich schließlich selber in eine große wohlthuende, thränenreiche Rührung hineingeredet hatten über die entsetzliche Weltverderbtheit und über ihre eigene Tugendhaftigkeit.

Die arme Registratorin war in der Charité gestorben und am andern Morgen zeigte der Herr Professor Virchow im Anatomiesaale seinen jungen Studenten das große, große Herz der Registratorin und sagte mit seiner feinen, hellen lyrischen Stimme: „Meine Herren! Sie sehen hier einen capitalen Fall von Herzverfettung, wie er gar nicht schöner vorkommen kann. Die Poeten und alten Weiber nennen das sehr gefühlvoll: „Sie oder Er starb am gebrochenen Herzen!“ — das ist geradezu Unsinn! Allerdings ist zuweilen plötzlicher, heftiger Gram die Ursache einer solchen abnormen Herzverfettung, aber wir Männer der Wissenschaft . . .“

In derselben Stunde gab die „Studenten-Kläre“, wie sie jetzt schon bei den sittlich entrüsteten, gerührten Nachbarinnen der Dorotheenstraße — und bald — nur zu bald in ganz Berlin hieß, in einem andern Theile der Charité einem schönen Knaben das Leben. Sie konnte stundenlang in seine großen braunen Augen schauen . . . Es waren dieselben Augen, die sie einst so berauschend glücklich — — und dann so unsäglich elend gemacht hatten — und die jetzt weit unten am Neckar wohl längst wieder in Jugendlust und Liebessehnsucht leuchteten und logen und bethörten . . . Und sie konnte diese Augen immer noch nicht hassen! Waren es doch die Augen ihres Kindes! Ja, wenn sie in diese weltleeren, sündlosen, traumhaften Kinderaugen sah, so zuckte es fast wieder über das erstorbene Herz wie Leben — wie Liebe — Glauben und Hoffen — wie ein Himmelsstrahl von Vergebung und Seligkeit . . . Ja, hätte

sie ihr Kind nur ein einziges Mal sehen können — mit dem Sonnenlächeln der erwachenden, bewußten Liebe — des Erkennens . . . vielleicht — ja, vielleicht hätte diese reinste Himmelsliebe Alles überwunden — Alles: die alte, sündige Erdenliebe und Schande und Selbstverachtung und den grauenhaft nagenden Welthaß... Aber vor diesem ersten Lächeln des Erkennens und der erwachenden Liebe wurde ihr das Kind genommen — von Rechtswegen — aus Gründen der Humanität und Sittlichkeit. Es sollte gerettet werden vor der verpesteten Nähe seiner verworfenen Mutter . . .

Und mit dem erlöschenden Himmelsstrahl aus diesen geliebten braunen Kinderaugen war auch Alles wieder vorbei in dem aufzuckenden, aufwachenden Mutterherzen — Alles, was die arme Studenten-Kläre noch hätte retten können: vor sich selber!

Kennst Du, mein Leser, den Anfang der Lawine? Hoch oben auf der Alp hat eine Gemse spielend ein Bröcklein Schnee losgescharrt — das hüpft lustig hinab — wächst zum Erschrecken und rollt mit unaufhaltsamer Schnelligkeit verderbenbringend in's Thal.

So ging es mit der Studenten-Kläre, die rasch gelebt hat, — furchtbar rasch.

Und doch schien's oft, als ginge es der Studenten-Kläre noch nicht schnell genug abwärts — als müßte sie sich die letzten Stufen mit Hohnlachen hinabstürzen . . .

So war aus dem holden Klärchen in kurzen zehn Jahren das elende, armselige, zerlumpte und halb sinnlose Weib geworden, das an dem lustigen Carnevalabende unter den Berliner Linden dahintaumelt.

Heute Morgen aber, trotz des Schneetreibens — und so seit zehn Jahren jeden Tag: erst in Sammet und Seide,

längst in Lumpen — war die Studenten-Kläre draußen vor dem Hallischen Thor. Da schlich sie stundenlang um das große Waisenhaus herum, das Auge angstvoll an jede Spalte in der Mauer und an das Schlüsselloch des Thorwegs pressend . . . bis sie auf dem Spielplatz einen kleinen Knaben erblickte in der dunkelgrauen Waisenhaustracht mit grünem Rockkragen und schönen, blanken, braunen Augen und einem bleichen, vornehmen Gesichtchen, das so fremd und traurig unter den anderen Waisenknabengesichtern aussah . . . Da preßte sie beide Hände auf die Brust, in der ein schmerzliches Schluchzen rang . . . Nie versuchte sie in das Waisenhaus zu dringen und ihr Kind an's Herz zu schließen. Der Knabe sollte nie erfahren, welch eine Verworfene seine Mutter sei . . . Nur ein Mal — sie stand am Wege, als die Waisenknaben auf den Kreuzberg spazieren geführt wurden — da konnte sie nicht anders — sie mußte vorstürzen und ihr Kind auf eine Secunde an's Herz pressen . . . aber der Knabe schrie vor Schreck und Angst laut auf und der Waisenlehrer stieß die „verrückte Studenten-Kläre" rauh fort . . .

Seit der Zeit versteckte sie sich, wenn die Waisenknaben vorübergingen.

Ja, es giebt ein Winkelchen im Herzen selbst des elendesten Weibes, das — mag das übrige Herz längst verdorben und gestorben sein — rein und lebenswarm bleibt. Drinnen wohnt die Mutterliebe!

Und auch jetzt, während die Studenten-Kläre unter den Linden in alter Sündengewohnheit auf Raub ausgeht — — muß sie immerfort an den schönen, bleichen Knaben mit den braunen Augen und dem vornehmen Gesichtchen denken, der nun schon in dem eisigen Schlafsaale des

Waisenhauses unter seiner dürftigen Decke und auf dem Strohsacke den süßen Schlaf der Unschuld schläft . . .

Da rollt wieder eine glänzende Equipage heran — dem Opernhause zu. Der chocoladefarbige Kutscher und Bediente funkeln von goldenen Wappenknöpfen und goldenen Borten und Schnüren. Im Fond des Wagens ruht strahlend weißgeschminkt und wie in silbernen Gazewolken schwebend eine schöne, junge, stolze Frau mit silbergepuderten, schwarzen Locken und flammenden Augen. Es ist ihr erster Winter in Berlin und ihr erster Opernhausball. Sie ist schon im Herbst vermählt und doch noch fast so glücklich, wie in den Flitterwochen. Sie erstaunt oft selber über sich und ihr treues Herz! Aber ihr Gatte ist auch der schönste, glänzendste, liebenswürdigste Cavalier. Sie wird viel um ihn beneidet — und das erhöht ihr Glück unendlich. Er lebte einige Jahre im Auslande als Attaché einer Gesandtschaft. Im Sommer ist sein Vater gestorben und er hat das reiche Majorat angetreten. Sie war eine junge Erbin und ihre Güter liegen nebeneinander. So haben sie sich geheirathet. Heute auf dem Balle wird der Herr Graf den ihm allergnädigst verliehenen Kammerherrnschlüssel zum ersten Mal öffentlich tragen. Auch darauf freut sich die stolze junge Frau. Wie werde ich wieder beneidet werden! triumphirt es in ihr.

„Platz da!" ruft der chocoladefarbige prächtige Kutscher und schlägt mit seiner langen Peitsche nach der armseligen Studenten-Kläre, die in ihrem sinnlosen Dahintaumeln fast unter die gräflichen Pferde gerathen wäre. Erschrocken fährt sie bei dem brennenden Peitschenschlage auf, wie aus einem Traume . . . Das Licht eines Schaufensters fällt hell auf die Equipage dicht neben ihr — wie ein Blitz

funkelt das große blanke Wappen auf dem Kutschschlage in ihr wirres Auge: auf blutrothem Felde ein goldener Adler, ein Täubchen in den Fängen, drüber eine neunzackige Grafenkrone — aus dem Wagenfenster leuchtet ein schönes, bleiches Männergesicht mit großen dunklen Augen und lockigem, dunklen Haar . . . Einen Gedankenblitz lang steht sie da, betäubt — verwirrt . . . dann stürzt sie wie wahnsinnig — angstgeflügelt dem Wagen nach und schreit wild gellend: „Bodo! Bodo!" . . . Jetzt hat sie die Pferde eingeholt — sie klammert sich an den Wagenschlag . . . Das Kopftuch ist beim Laufen herabgeflogen — eine Fülle goldnen Haares umwogt ihr gespenstisch bleiches Gesicht mit den weiten, nachtschwarzen, brennenden Augen . . . So wird sie eine Secunde lang an den blanken, lichthellen Scheiben sichtbar . . . Schon hat sie den Boden unter den Füßen verloren — sie wird nur noch mit fortgeschleift . . . Jetzt springt der Schlag unter ihren Händen auf — — die Räder haben sie erfaßt — — ein leiser Schrei, wie ein Seufzer . . . Man hört nichts mehr . . .

Vergebens sind einige Männer den Pferden in die Zügel gefallen . . . Endlich stehen diese zitternd — schnaubend . . . Zu spät!

Aus der Equipage steigt ein glänzender Cavalier. Der neue blaue Kammerherrnfrack mit den goldenen Knöpfen und dem kleinen, goldenen Schlüssel auf der Rosette hinten am Schooß steht ihm zu den weißen Casimirbeinkleidern und dem schönen vornehmen Gesicht sehr gut. Aber er ist tödtlich bleich und große kalte Tropfen perlen auf seiner bläulichweißen Stirn . . .

„Bodo, es ist sehr schmutzig auf der Straße — Deine Balltoilette . . ."

Er hört die melodische Stimme aus dem Wagen kaum. Er denkt nicht an seine feinen Lackstiefel und nicht an die weißen Casimirbeinkleider. Er steht zitternd neben der Unglücklichen, über deren leise röchelnde Brust sein Wagenrad hinweggegangen ist. Er trägt sie auf das Trottoir, in den hellen Lichtschein. Einzelne Blutstropfen gleiten über ihre Lippen. Jetzt schlägt sie die Augen auf... ja, es sind die alten, nachtdunklen — einst so berückend schönen Augen seines Jugendliebs! Und durch diese Augen gleitet auch jetzt noch ein Strahl jener alten Zeit — ein Sonnenblick der alten, süßen Liebe . . . Die erste Liebe kann nie zu Haß werden!

Er beugt sich über sie — tief, daß die Umstehenden nicht sein Gesicht sehen, nicht sein Wort hören sollen. Er flüstert in ihr Ohr — bebend — mit brechender Stimme: „Kannst Du vergeben, Klärchen?"

Sie lächelt zu ihm auf . . . sie ringt nach einem Wort . . .

Kann — will sie vergeben? — Will sie ihm sagen, daß draußen vor dem Hallischen Thor in dem großen eisigen Schlafsaale des Waisenhauses ein armer kleiner Knabe unter der dünnen Decke der städtischen Wohlthätigkeit fröstelnd schlummert und daß dies Kind keinen Vater und keine Mutter hat und daß er an diesem Waisenknaben wieder gut machen kann — soll . . .

Sie ringt vergebens nach diesem Wort, um das er in diesem angstvollen Augenblick seine ganze Erdenherrlichkeit geben würde . . . Nur ein Blutstrom bricht über die zuckenden Lippen . . . Die Augen werden so unheimlich weit und starr . . . Sie fährt empor . . . Die Hände greifen noch einige Mal angstvoll in die Luft — die eine

krampft sich um den kleinen goldenen Kammerherrnschlüssel an seinem Frack ... Sie bricht zusammen ... Jetzt sinken auch die Arme schwer auf das nasse Trottoir nieder ...

„Bodo! wo bleibst Du — wir kommen zu spät!“ ruft es ungeduldig aus der Equipage. Der süße melodische Klang dieser Stimme ist fast verschwunden.

Der Cavalier giebt einem Dienstmanne Geld — viel Geld, daß er für die Verunglückte sorgen soll. Er will sich selber nicht eingestehen, daß hier jede Sorge überflüssig ist. Noch einen letzten todesschaurigen Blick in die weit offenen, furchtbar starren Augen ... und wie ein armer Sünder steigt er in die prächtige Equipage.

„Aber, so nimm Dich doch in Acht, daß Du mit Deinen schmutzigen Stiefeln mein Kleid nicht berührst ... Wie kann man überhaupt so sentimental sein und so viel Aufhebens um eine Straßendirne machen ... Woher sie aber Deinen Namen kennt?“ — sagt die süße melodische Stimme der schönen gnädigen Frau mit recht bedenklicher Schärfe.

Er sagt gar nichts. Er sitzt still — fröstelnd in seiner Ecke und fährt mit der weißgeschminkten, silbergazewolkigen, vielbeneideten Frau auf den Opernhausball ...

O, wenn er doch noch hörte, wie der glückliche Dienstmann, das viele Geld verstohlen in die Tasche schiebend, laut das Lob des vornehmen Herrn verkündet, der ein solches Herz hat für eine Creatur aus dem Volke, die den gräflichen Pferden hätte hübsch aus dem Wege gehen sollen. ... „Nun um die wird sich auch Keiner die Augen roth weinen — es ist ja nur die alte Studenten-Kläre ...“

„O, wenn ihre Mutter das ganze Elend noch erlebt hätte!“ sagt eine gute, dicke Frau und wischt sich die Augen. „Ich habe die Frau Registratorin wohl gekannt und sie hielt

auf Reputation, wenn sie auch etwas zu stolz darauf war, eine Geheimrathstochter zu sein . . . und auch die Kläre war seelengut und bildhübsch und vergnügt wie ein Vöglein . . . Sie kauften das Grünzeug bei mir im Keller und ich habe sie als Kind oft auf meinen Armen gehalten . . . Und nicht einmal ein reinlich Sterben . . ."

„Und morgen schneiden die Studenten und Doctoren sie in der Charité auseinander!" sagt eine andere Stimme. „Wie es wohl Manchem dabei zu Muthe ist? Haben die Studenten sie doch zur Studenten-Kläre gemacht . . ."

„Das ist gräßlich, Arthur! Es ist wirklich die Studenten-Kläre — ich erkenne sie an ihrem goldenen Haar . . . Wer hätte das gedacht, als sie so lustig mit unserm Corps draußen in der Hasenhaide . . ."

„Still!" flüstert ein Kammergerichtsreferendar zurück. „Mich friert! Komm, laß uns auf den Schreck im Café Royal ein Glas Grog trinken . . ."

* * *

Und Kammerherr Graf Bodo?

Der chocoladefarbene, goldstrotzende Diener hat viel zu thun, die derangirte Toilette des gnädigen Herrn wieder ball- und hoffähig herzustellen. Der ist heute musterhaft geduldig bei dem Putzen und Bürsten an seiner Person. Er steht da wie eine Gliederpuppe und läßt sich von Jean drehen und wenden, ohne ein Wort zu sagen, ohne mit einer Miene zu zucken. Plötzlich aber schauert er zusammen, das Auge weit offen — starr auf einen goldenen Knopf seines Fracks gerichtet, als erblickte er ein Gespenst . . . Auf diesem Knopfe funkelt eine brennend rothe Thräne — ein Tropfen Blut.

„O, gnädiger Herr, die elende Studenten-Kläre hat den

Herrn Grafen mit ihrem Blut besudelt — weiter nichts — das läßt sich leicht repariren . . ." Und schon hat der gewandte Jean auch diesen Makel weggewischt und den Knopf polirt, daß er so hell funkelt, wie die andern.

Aber der Herr Graf kann doch keinen Blick seines entsetzten Auges von dem unglückseligen Knopf wenden. Darauf brennt ja noch immer jene rothe Thräne . . . Jean ist ein Tölpel, daß er glaubt, ein Tropfen Herzblut — einst so liebewarm und himmelsrein und glücksfroh quellend . . . dann durch Sünde vergiftet und durch Sünde vergossen — ließe sich so leicht wegwischen — — vor dem Auge des Mörders. . . . Und der Herr Graf fängt selber an, den Knopf zu poliren und zerreibt sich seinen feinen, weißen Handschuh und der kalte Angstschweiß bricht ihm darüber aus und tropft schwer von der Stirn nieder und die Zähne schlagen zusammen und das Herz stockt, wie von einer Eisfaust zusammengekrampft, und die Kniee schlottern . . . Und immer heftiger reibt die Hand den Knopf — — und immer auf's Neue glüht der entsetzliche Blutstropfen aus dem goldenen Blinken auf . . .

Es ist zum Wahnsinnigwerden . . .

„Aber mein Gott, Bodo, Du compromittirst uns heute Abend auf unverantwortliche Art — schon fährt der Hof vor und im Saale bildet Alles Spalier und wir — wir stehen hier in der Garderobe zum Gespött der Lakaien . . ." Und die süße, melodische Stimme der schönen, jungen, vielbeneideten Frau erstickt förmlich in Wuth und die Zornröthe bricht durch die weiße Schminke und die zarte Gestalt bebt vor Aufregung, daß der Silberstaub aus den schwarzen Locken fliegt . . . Sie ergreift seinen blauen Kammerherrnarm und zieht ihn hinein in den Licht und Musik und Lust und

Glanz wogenden großen Ballraum — — sie selber in Silberwolken schwebend, süß melodisch flüsternd, liebelächelnd, glückstrahlend, vielbeneidet — sobald sie die Schwelle des Festsaales und der Oeffentlichkeit überschritten haben! Da ist auch er ein Anderer — wieder der schöne, vornehme glänzende Cavalier! Er ist nicht umsonst zehn Jahre lang auf die hohe Schule der vornehmen Welt und des gesellschaftlichen Scheins und der diplomatischen Lüge gegangen. Er hat gelernt sich zu beherrschen. Er sieht heute nur etwas bleicher aus, als sonst — aber die schönen, funkelnden Damen finden, daß ihn das unvergleichlich interessant macht! Sein entzückendes braunes Auge blickt wohl etwas zerstreut bei den Liebenswürdigkeiten der jungen Frau — mon dieu! sie sind ja auch schon seit dem Herbst verheirathet und nichts langweilt zuletzt mehr, als ewige Turteltaubenlieblichkeit . . .

Der König redet bei seinem Rundgange den neuen Kammerherrn sehr gnädig an. Er hat bereits von seiner soeben unter den Linden bewiesenen Menschenfreundlichkeit gehört und drückt ihm dafür die Hand. Auch der Frau Gräfin sagen Majestät etwas Angenehmes über die Ritterlichkeit und das gute Herz des Herrn Gemals.

Die schöne, weißgeschminkte, silbergazewolkige, glückliche junge Frau wird heute Abend von ihren sämmtlichen Freundinnen beneidet, wie noch nie. O, wie das berauscht!

Sie wird von einem kleinen thüringischen Prinzen zu einer intimen Quadrille geführt . . . „Ich habe dafür gesorgt, Gnädige, daß wir ganz unter uns sind — man muß in dieser etwas gemischten Gesellschaft vorsichtig sein!“ sagt Durchlaucht.

Graf Bodo wird in das, in eine duftende, springbrunnendurchrauschte Blumenlaube verwandelte Vestibül gerufen. Da steht der Dienstmann, dem er vorhin unter den Linden das viele Gold gegeben und der ihn dafür bis in den Himmel gelobt hat — roth von der Kälte und vom Lauf, strahlend vor Wichtigkeit und in Erwartung eines neuen splendiden Geschenks. Er schnaubt ordentlich vor Wichtigkeit und die blaugefrorenen Finger zittern in Hast, aus einem dicken, roth und gelb gewürfelten Schnupftuche Etwas herauszuwickeln. Endlich hält er es zwischen den plumpen, wichtigen Fingern dem Herrn Grafen entgegen und keucht: „Das habe ich bei ihr gefunden, als wir sie mit der Droschke — ich mußte sie schon als Nachtdroschke bezahlen — doppelt! — in die Charité gebracht hatten — eigentlich nicht in die Charité, sondern in den Leichenkeller des Anatomiegebäudes hinter der Thierarzneischule — Sie wissen schon! — denn sie war todt, wie ein erfrorener Pieresel — was man so Regenwurm nennt — und schon ganz steif und wir haben viel Mühe gehabt, sie aus der engen Droschke zu bringen und auch Unkosten, denn der Droschkenkutscher verlangte für die Leichenfuhre außer der Nachtdroschke noch extra, was man ihm am Ende auch nicht verdenken kann. Und als wir sie dann endlich wohlbehalten auf das schwarze Marmorbett gelegt hatten — Alles pikfein, wie für'n Fürsten, das muß man sagen, aber doch recht graulich — und die Leichendiener sie streckten — Sie wissen schon, zur Bequemlichkeit für das Auseinanderschneiden morgen — da fanden wir denn in ihrer rechten zusammengekniffenen Hand — so fest, als wollte sie das Ding für die Ewigkeit nicht wieder loslassen — diesen kleinen allerliebsten, goldenen Schlüssel . . . und ich

sagte gleich, den hat das Mensch dem gnädigen Herrn Kammerherrn hinten vom Frackschooß abgerissen, als er sich so voll Mitleid zu ihr herabließ, denn wie sollte das elende Wurm sonst zu so gutem Golde kommen? — und ich werde laufen und dem Herrn Grafen den Schlüssel bringen, denn er braucht ihn gewiß sehr nöthig auf dem prachtvollen Opernhausball . . . und da bin ich nun und habe wirklich furchtbar viel Umstände davon gehabt, denn dort in der Anatomie wollten sie mich mit dem Kleinod nicht fortlassen und ich mußte erst meine Dienstmannskarte hinterlegen — Nr. 1375 — und hier bin ich auch erst hineingekommen, als ich den goldenen Schlüssel vorzeigte und sagte, der Herr Graf wartete darauf. . . . Aber der gnädige Herr Kammerherr werden schon Alles wieder gut zu machen wissen und einen armen Dienstmann, der auch einst bessere Tage gesehen hat, nicht zu Schaden kommen lassen und eine Taxe giebt es für solche Extrafälle nicht mit übergefahrenen todten Frauenzimmern — am allerwenigsten für die elende Studenten-Kläre . . ."

Der Graf steht noch immer da, wie im Alpdrucktraume, und starrt auf den kleinen, blanken, goldenen Schlüssel zwischen den plumpen, blaurothen Dienstmannsfingern — nur sein Auge wird weiter und weiter und entsetzter und unheimlicher . . . und er schlottert in allen Gliedern, als schüttelte ihn eine eisige Todtenfaust . . . Er hat von der ganzen Bettellitanei des Dienstmanns nur das eine Wort gehört: Todt! todt! todt! — die anderen sind wie verschlingende Meereswogen über ihm zusammengerauscht — dumpf — beängstigend — erdrückend . . . Aber durch das Rauschen hindurch sieht er plötzlich wie in einem zitternden Nebelrahmen ein lichtes, liebliches Lenz-

traumbild an sich vorübergleiten: Ein blüthenduftiger, musikfröhlicher Abend draußen an der Spree im Thiergarten — unter den kühlen Bäumen vor den „Zelten" sitzt eine glückstrahlende Mutter neben ihrem holdrosigen Töchterlein und einem jungen, verliebten Studenten, dessen Herr Vater ein stolzer, reicher Graf und Kammerherr ist — und sie zeigt im überquellenden Mutterstolze auf den rechten Flügel des Nachbarzeltes und flüstert geheimnißvoll — schlau lächelnd: „Dort wohnt der große Sohn, der berühmteste Wahrsager Berlins! Ich habe mein Klärchen an ihrem letzten Geburtstage zu ihm geführt und er hat ihr lange prüfend ins Auge gesehen und auf das feine, blaue Adergeflecht der Schläfe und noch länger in die verzweigten Linien der Hand — mürrisch — kopfschüttelnd. Plötzlich hat er in seiner groben Manier die süße rosige Hand fortgeschleudert und rauhzornig gesagt: „Nach Kampf und Herzeleid wird sie einen kleinen goldenen Schlüssel, wie ihn die Kammerherren tragen, ergreifen und festhalten bis in den Tod!" ...

Das Bild ist erblichen — der Rahmen wird immer dunkler — ein Nachtbild tritt schaurig daraus hervor: Eine eisig kalte, nachtschwarze unterirdische Halle, von einem müden Lämpchen durchdämmert und von einem beklemmenden Leichenhauch durchweht . . . und aus dem Nachtdunkel hebt sich grauenhaft ab ein schwarzes Marmorbett neben dem andern und auf jedem blinkt es so marmorweiß — und auf dem letzten blinken die einst so süßen, blühenden Glieder des jungen rosigen Mädchens aus jenem lieblichen Lenztraumbilde — — aber jetzt so eisig starr und marmorweiß und todtenstill . . . und in der kleinen weißen kalten Hand glänzt ein goldener Schlüssel . . .

Und der glänzende Kammerherr in dem lichtstrahlen-

den, blumenduftigen, so behaglich warmen grünen Blätterversteck des musikdurchzitterten Opernhauses beißt die Zähne fest aufeinander, um nicht gell aufzuschreien, und schüttelt sich mit wilder Energie: „Nein! ich bin nicht wahnsinnig — ich will und brauche nicht wahnsinnig zu sein ... Denn was habe ich gethan? — O, nicht mehr und nicht weniger, als Tausende von jungen heißblütigen Studenten vor mir: — eine schöne lockende Blume gepflückt, die an meinem Wege blühte! ... Ja, ruft doch alle Gerichte der Welt zusammen — Stadt- und Kreis- und Geschwornen- und Kammer- und Appellationsgerichte und klagt mich an als Mörder der Studenten-Kläre ... kein einziger Richter der Erde wird sein „Schuldig“ über mich zu rufen wagen ...“

Und mit dieser wilden, lautlosen Energie der Verzweiflung, des Grauens, der Furcht entreißt er dem Dienstmann den kleinen gespenstischen, goldenen Schlüssel — und brennt der ihm auch wie höllisches Feuer durch den weißen Handschuh, er hat die stolze Manneskraft, ihn nicht fortzuschleudern. Aber er vergißt es sogar, dem Dienstmann ein neues reiches Trinkgeld zu geben — er denkt nicht daran, daß der morgen seiner Enttäuschung in plauderhafter Weise an jeder Straßenecke Berlins Luft machen wird ... Er denkt gar nichts als das Wort: Todt! todt! todt! — durch Dich — Mörder! Mörder! Mörder! ... Aber er will dies Wort nicht denken! Er stürzt zurück in den lichtfunkelnden, lustjubelnden großen Ballsaal — zurück unter Menschen! Menschen — lustige, laute, warmblütige Menschen! Er lacht und plaudert und tanzt mit diesen Menschen von Fleisch und Blut und trinkt mit ihnen Champagner — viel Champagner — und noch mehr heißen, starken, betäubenden Punsch ... O! das thut

wohl! das erwärmt! das giebt Courage! Er ist der lauteste und lustigste und glücklichste . . . Aber was fällt dem Herrn Kammerherrn plötzlich ein? Er reibt ja wie wahnsinnig den linken untersten goldenen Frackknopf, bis der weiße Handschuh zerreißt? . . . Und jetzt starrt er wieder wie ein Geisterseher mit weit offenen, leblosen Augen und tödtlicher Blässe auf dem verzerrten Gesicht und großen eisigen Angsttropfen auf der bläulichen Stirn in sein purpurglühendes Punschglas . . . aber nur er allein sieht eine kleine, marmorweiße, krampfhaft geschlossene Todtenhand sich aus dem würzigen Dampf erheben — langsam — drohend . . . und zwischen den schmalen, weißen Todtenfingern blinkt ein goldener Kammerherrnschlüssel . . . bis das Glas zerschellt am Fußboden liegt und ein wildes, wahnsinnlustiges Lachen bis in die Musik des Ballsaales gellt . . .

Und diese Bilder — diese entsetzlichen Spukbilder sind nicht todtzumachen! Sie schlafen wohl zuweilen ein — aber sie sterben erst mit dem Herzen. Plötzlich — in den sonnenhellsten Augenblicken des Glücks, des Friedens, der Ruhe — mitten beim jubelnden Festmahl, in der aufreibendsten Arbeit, in der beseligenden Umarmung junger, schöner, froher, unschuldiger Kinder . . . sind sie wieder da! Sie schrecken die Seele auf aus dem süßesten Schlummer. — — Sie kennen kein Erbarmen und stehen endlich als drohende Gespenster an dem heiß ersehnten Sterbebette . . .

Ja, es giebt trotz des lächelnden „Nichtschuldig“ der mächtigen Richter dieser Erde hier unten schon ein strafendes Weltgericht . . .

Und das, Bruder Studio, ist die Moral dieser kleinen alltäglichen, wenig unterhaltsamen und phantasielosen Studenten-Geschichte!